

Geschichts- und Heimatverein Villingen

Jahresheft XXIII

1999/2000



EA 6683

1. 23. 1999/2000

LS: 00 8850

1999

1000 Jahre Marktrecht Villingen
Villingen-Schwenningen feiert.



Jahresheft XXIII

Beiträge des Jahres 1999
zur Kultur, Geschichte und Gegenwart

Herausgeber:

Geschichts- und Heimatverein Villingen e. V.

Vorstand:

Günter Rath, 1. Vorsitzender
Dr. Helmut Kury, 2. Vorsitzender
Georg Schuhbauer, Kassenverwalter
Claudia Wildi, Schriftführerin

Beirat:

Claudia Berger
Werner Echle
Elmar Feiß
Karl-Heinz Fischer
Elmar Fuhrer
Gerhard Hirt
Kurt Müller
Hermann Preiser
Adolf Schleicher
Herbert Stoffel
Michael Tocha
Hubert Waldkircher
Karl-Heinz Weißer
Josef Zieglwalner

Geschäftsstelle:

Geschichts- und Heimatverein e. V.
Schillerstraße 7
78048 VS-Villingen
Telefon (077 21) 5 2712

Bankverbindungen:

Sparkasse Villingen-Schwenningen
(BLZ 694 500 65) Konto-Nr. 5464
Volksbank eG Villingen
(BLZ 694 900 00) Konto-Nr. 1315 04

Heftpreis: DM 25,-;

zu beziehen über den örtlichen Buchhandel.
(1 Jahresheft für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag
enthalten)

© Geschichts- und Heimatverein e. V., 1999

Redaktion:

Günter Rath, Hans Wenzel, Gerhard Hirt

Verantwortlich für Text und Abbildungen:

Die Verfasser
Autorenverzeichnis auf Seite 147

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.
Sie wurden in der von den Autoren überlassenen
Fassung unverändert übernommen.
Jede nicht genehmigte Vervielfältigung ist
unstatthaft. Nachdruckgenehmigungen sind
beim Vorstand einzuholen.

Titelbild:

Benediktinerkirche St. Georg in Villingen.
Festgottesdienst am 24. April 1999 anlässlich
der Wiedereröffnung nach Abschluß der
Renovierungs- und Restaurationsarbeiten.

Jahresheft XXIII
Beiträge des Jahres 1999
zur Kultur, Geschichte und Gegenwart

23 / 1999 / 2000
2863 / 2869

1999



Bildnachweis:

- (Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten im Heft)
- Bayerisches Nationalmuseum München: 23
 - Hermann Colli: 131
 - Dieter Ehnes: 60–75
 - Lambert Hermle: 138, 139
 - Thomas Herzog-Singer: Titel, 14, 20, 27, 28, 31, 52, 74, 128, 129
 - Atelier Hugel, Fotograf Fred Hugel: 88
 - Werner Huger: 95, 96, 98
 - F. Kasenbacher, Schramberg: 22
 - Kunsthistorisches Museum Wien: 24
 - Privatbesitz: 51
 - Fotoatelier Rossmann, Innsbruck: 25
 - Herbert Schroff: 144
 - Staats- und Stiftsbibliothek Augsburg: 60
 - Stadtarchiv Villingen-Schwenningen: 36–44, 58
 - Michael Tocha: 53, 55
 - F. K. Wiebelt: 140, 141, 143

Wir danken für die freundliche Abdruckerlaubnis.

Layout / Grafische Gestaltung:

Hans Wenzel

Lithos / Repros:

SZ-Repro, VS-Villingen
W. Leute, Buchdruck – Offsetdruck, VS-Villingen

Satz und Druck:

W. Leute, Buchdruck – Offsetdruck, VS-Villingen

Vorwort des 1. Vorsitzenden	6	<i>Dr. Michael Raub</i>	Neue Erkenntnisse zur Stadtgeschichte Anmerkungen zum Band 15 des Stadtarchivs und der städtischen Museen	116
<i>Prof. Dr. Alfons Zettler</i>		<i>Hermann Colli</i>	Villingen – Faszination einer Zeitreise Ein Bildband bietet Geschichte zum Anfassen	128
Wer war Graf Bertold, der im Jahre 999 von Kaiser Otto III. das Marktrecht für Villingen erhielt?	9	<i>Helmut Schofer</i>	Die alten Hausnummern der Villingener Innenstadt	130
<i>Walter K. F. Haas</i>		<i>Hermann Colli</i>	Bickentor im Visier	131
Der Marktplatz zu Villingen	15	<i>Michael Tocha</i>	Hermann Preiser als Historiker	132
<i>Heinrich Adrion</i>		<i>Prof. Dr. Wolfgang Jäger</i>	Zurück zu den Wurzeln Die Beziehungen der Universität Freiburg zu Villingen	135
Die Münsterkanzlei zu Villingen	21	<i>Klaus Walz</i>	Villingen wird 1000 Jahre alt	137
<i>Dr. Edith Boewe-Koob</i>		<i>Lambert Hermle</i>	Die Tracht der Altvillingerin	138
Eine Handschrift aus dem Franziskaner- kloster in Villingen	34	<i>Hartmut Dulling</i>	Tradition und Fortschritt im Einklang Büroeinrichtungshaus Wiebelt	140
Die Ausstellung „Menschen, Märkte, Mächte“ .	52	<i>Claudia Wildi</i>	Rückblick auf das Vereinsgeschehen 1998/99 .	145
<i>Michael Tocha</i>			Autorenverzeichnis	148
Besinnung und Aufbruch: Die Villingener Benediktiner und die Universität Dillingen	53		Glückwunsch- und Grußanzeigen	149
<i>Dieter Ehnes</i>				
Die Benediktinerkirche in Villingen und die Studienkirche in Dillingen	60			
<i>Ute Schulze</i>				
Die Benediktiner von St. Georgen zu Villingen . .	80			
<i>Ingeborg Kottmann</i>				
Aus der Geschichte des Villingener Friedhofs . .	85			
<i>Werner Huger</i>				
Das mittelalterliche Sühnekreuz von Obereschach	94			
<i>Werner Huger</i>				
Die evangelische Johanneskirche von Osten . . .	98			
<i>Dr. Annemarie Conradt-Mach</i>				
„Freudig tret ich in deinen jungen Staat Badenia!“	100			

Vorwort

Liebe Mitglieder und Freunde
des Geschichts- und Heimatvereins Villingen,
verehrte Leser,

vor dreißig Jahren wurde der Geschichts- und Heimatverein aus der Notwendigkeit einer Wiederbelebung des Heimatvereins mit dem Zweck gegründet, Wissenschaft und Forschung, Kunst und Kultur, Landschafts- und Denkmalschutz und die Denkmalpflege in stadtgeschichtlicher und regionaler Hinsicht zu fördern. Mit der Gründungsversammlung im Matthäus-Hummel-Saal hatten sich 81 Mitglieder angemeldet und am 5. Juli 1969 erschien im Südkurier ein erster Beitrag über die praktische Arbeit des Vereins. In der ersten Mitgliederversammlung am 7. Juli 1969 wurden die Organe des Vereins und Hans Brüstle zum ersten Vorsitzenden gewählt. 1977 löste ihn Dr. Faas ab, der 1982 die Geschäfte an Werner Huger übergab. In zehn Jahren überaus erfolgreicher und engagierter Arbeit trug Werner Huger wesentlich zum Ansehen und erfolgreichen Wirken des Vereins bei.

1973 wurde erstmals ein Jahreshaft herausgegeben. Im Herbst 1998 erhielten Sie als Sonderausgabe die Jubiläumsschrift zur 1000-jährigen Wiederkehr des Markt-, Münz- und Zollrechts, gemeinsam herausgegeben von der Stadt Villingen-Schwenningen und dem Geschichts- und Heimatverein.

Villingen, im Juli 1999

Wer war Graf Bertold, der im Jahre 999 von Kaiser Otto III das Marktrecht für Villingen erhielt?

Prof. Dr. Albert Zentgraf

Wir freuen uns, Ihnen das Jahresheft XXIII in gewohnter Form bereits Mitte des Jahres übergeben zu können. Es soll wiederum einen Einblick geben in die vielfältigen Aktivitäten in unserem Verein. Mein Dank gilt allen Autoren, die als Privatforscher, Mitarbeiter von wissenschaftlichen Einrichtungen und als Vereinsmitglieder bereit waren, ihr Wissen zur Verfügung zu stellen.

In den vergangenen Jahren hat das Interesse der Menschen in der Stadt für ihre eigene Geschichte stark zugenommen. Dies zeigt auch die erfreuliche Mitgliederentwicklung im Geschichts- und Heimatverein, dem heute 605 Mitglieder angehören. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit wird als identitätsstiftend erkannt und ein neues, auf den unmittelbaren Lebensraum bezogenes Geschichtsbewußtsein ist im Entstehen begriffen.

Die Menschen in der Stadt und im weiten regionalen Umfeld feiern in diesem Jahr ein großes Fest, von dem wir hoffen, daß es auch maßgebliche Impulse für die Weiterentwicklung setzen wird. Der historischen Identität der Stadt wird in vielen Veröffentlichungen, in zahlreichen Vorträgen und in Sonderveranstaltungen wie dem Geschichtsfest am 29. März, den Universitätstagen der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und sicherlich auch mit dem großen historischen Festumzug am 27. Juni sowie den Stadtführungen Rechnung getragen. Der Geschichts- und Heimatverein hat sich in den genannten Bereichen stark eingebracht. Ich danke allen Mitgliedern, Freunden und Gönnern, die uns bei diesen Aufgaben weit

über das übliche Maß hinaus unterstützt haben. Die gemeinsame Arbeit hat viele dazu veranlaßt, sich mit der Geschichte der Stadt auseinanderzusetzen, war Gelegenheit für historisch Interessierte, gemeinsam zu planen und hat – sicherlich mit unterschiedlichem Erfolg – Vereine, Ämter und Institutionen der Stadt zusammengebracht um ein Programm zu entwickeln, das Geschichte gegenwärtig machte.

Im Juni 1998 vollendete der langjährige zweite Vorsitzende des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, Hermann Preiser, sein 90. Lebensjahr. Als Mann der ersten Stunde hat er sich weit über das übliche Maß hinaus für den Verein gerade auch in schweren Zeiten eingesetzt. Ihm gilt der besondere Dank von Vorstand, Beirat und dem gesamten Verein für die vielen Jahre, in denen er sich für unsere Interessen und Anliegen eingesetzt hat. Seine heimatliche Verbundenheit gibt uns Kraft und ist uns Ansporn. Der Geschichts- und Heimatverein widmet dieses Jahresheft Hermann Preiser in Anerkennung seiner großen Verdienste. Ich danke allen, die mitgeholfen haben, dieses Jahresheft zustande zu bringen und hoffe, daß auch diese Ausgabe die historischen Kenntnisse über Villingen und unsere Region auf lehrreiche und gleichzeitig unterhaltsame Weise vertieft.

Günter Rahr

Wer war Graf Bertold, der im Jahre 999 von Kaiser Otto III. das Marktrecht für Villingen erhielt? ✓

Prof. Dr. Alfons Zettler

Das Jubiläum 999 – 1999: 1000 Jahre Villingener Marktrecht, auf das man sich in Villingen allenthalben rüstete und das mit einer Fülle von Veranstaltungen begangen wird, reizt dazu, diesen frühen Abschnitt der Villingener Geschichte an der Wende zum zweiten Jahrtausend nochmals näher zu betrachten. Dabei geht es nicht in erster Linie um die Markturkunde Kaiser Ottos III. vom Jahre 999 für den Grafen Bertold, sondern vor allem um die Person des Empfängers, der zu den Ahnherrn der Zähringer zählt, jenes schwäbischen Fürstenhauses, dessen Herrschaft weite Teile des Schwarzwalds umfassen sollte, und um dessen Verbindung zu Villingen. Nachdem G. Althoff vor einigen Jahren in dieser Zeitschrift berichtet hat, „warum... Graf Bertold im Jahre 999 ein Marktprivileg für Villingen“ erhielt, mag dieser Aspekt, die Vorgeschichte der Marktrechtsverleihung, weitgehend beiseite bleiben, und es kann stattdessen stärker der Stellenwert der kaiserlichen Urkunde für die ältere Geschichte der Zähringer und Villingens ins Blickfeld rücken.

Graf Bertold oder „Bezelin von Villingen“ – ein Ahnherr der Zähringer

Was können wir über die Person und die Identität des Grafen Bertold sagen, der im Jahre 999 von Kaiser Otto III. ein Marktprivileg für Villingen erlangte? Es ist nicht viel, was in dieser Hinsicht als gesichert gelten kann, und weil wir den in der Urkunde begünstigten Bertold als historische Persönlichkeit nicht recht zu fassen und einzuordnen vermögen, gelang es bisher auch kaum, die Verbindungen des Grafen mit Villingen zu beschreiben oder gar zu erklären, warum er das Privileg ausgerechnet für diesen Ort auf der Baar erhalten hat. Genau das aber sind, unter dem Aspekt der Villingener Geschichte, die zentralen

Fragen, auf die wir eine Antwort suchen wollen. Um in der Frage nach der Person und der historischen Identität Bertolds wenigstens einigermaßen sicheren Boden zu gewinnen, müssen zunächst die wichtigsten Dokumente, die Quellen unseres Wissens, und deren gängige Interpretation betrachtet werden. Höchste Aufmerksamkeit verdient ein Schriftstück, das einen „Bezelinus de Vilingen“, Bezelin von Villingen, im Kreise seiner adeligen Verwandtschaft erwähnt. Die anderen in diesem kleinen Stammbaum schwäbischer Fürstenhäuser des 12. Jahrhunderts mit ihren jeweiligen Verwandtschaftsgraden angeführten Personen bleiben ohne vergleichbare Orts- oder Herkunftsangaben. Da „Bezelin“ eine häufig vorkommende Koseform des Namens „Bertold“ ist und die so bezeichnete Person um das Jahr 1000 gelebt haben muß, andererseits die Zähringer Bertolde als Nachfahren des Villingers angegeben sind, meint „Bezelinus de Vilingen“, zweifelsohne den Grafen Bertold, der 999 das Marktprivileg erhielt (oder allenfalls, wie ein Zweig der Forschung geltend macht, einen Sohn desselben).

Das auffälligste Element in diesem Zeugnis für die Stellung unseres Villingener Bertolds im Gefüge des schwäbischen Hochadels um die Jahrtausendwende ist seine im ganzen Stammbaum einzigartige „Verortung“ nach Villingen. Offenbar hatte man auch schon im 12. Jahrhundert, als das Dokument erstellt und niedergeschrieben wurde, Schwierigkeiten damit, den Zähringervorfahren Bertold von seinen zahlreichen Namensvettern zu unterscheiden. Auch Grafen namens Bertold gab es zu jener Zeit mehrere, es hätte deshalb wenig genützt, wenn dem Namen Bezelin der Grafentitel hinzugefügt worden wäre. Als Ausweg aus dem Dilemma bot sich die nähere Kennzeichnung Bertolds durch ein außergewöhnliches Ereignis in

seinem Leben an, und das war eben die besondere Privilegierung Bertolds seitens des Kaisers Otto, die seinerzeit Aufsehen erregt hatte. Der Zusatz „de Vilingen“ zu Bezelin dürfte sich daher nicht bloß auf den Ort Villingen als solchen beziehen, sondern auch soviel bedeuten wie: „Bertold mit dem Marktprivileg“, um es zugespitzt zu formulieren.

Zähringer und Staufer in Wibalds Stammtafel von 1153

„Bezelinus de Vilingen“ heißt also unser Bertold in dem erwähnten Dokument aus dem 12. Jahrhundert, das eine Stammtafel der beiden rivalisierenden Fürstenhäuser Schwabens, der älteren Staufer und Zähringer bietet. Aber ist dieses Dokument überhaupt vertrauenswürdig, wie gut war der Autor informiert? Und bietet es weitere Aufschlüsse über die Herkunft der Zähringer? Die kleine Stammtafel findet sich im Briefbuch des Abtes Wibald von Stablo und entstand im Umfeld Kaiser Friedrichs I. Barbarossa, also am staufischen Hof. Sie war nicht dazu gedacht, der Nachwelt die Herkunft der Zähringer vor Augen zu führen, sondern diente einem ganz konkreten und recht pragmatischen Zweck. Bald nach seiner Erhebung zum König gedachte sich nämlich Friedrich Barbarossa von seiner Gemahlin Adela von Vohburg scheiden zu lassen, um die Ehe mit der süddeutschen Vohburgerin gegen eine politisch günstigere Verbindung einzutauschen: 1156 führte der Kaiser denn auch die burgundische Prinzessin Beatrice, die Erbin der Grafschaft Burgund, heim und begründete damit die unmittelbare staufische Herrschaft über bedeutende Teile des ehemaligen Königreichs Burgund. Eine Scheidung war im Mittelalter freilich nur möglich, wenn ein unabweisbarer Grund dafür geltend gemacht werden konnte, und ein solcher Grund war ein zu nahes Verwandtschaftsverhältnis der Ehegatten. Ein solches nachzuweisen, obwohl dies wahrscheinlich ohnehin ein offenes Geheimnis war, wurde einer der geistlichen Hofbeamten, Berater und Vertrauten Friedrichs, eben Wibald von Stablo beauftragt. Wibalds Stammtafel, in der „Bezelinus de Vilin-

gen“ angeführt wird, stellt also ein juristisch verwertbares „genealogisches Gutachten“ dar. Der Mann, dem wir unser Wissen um die Zähringervorfahren verdanken, war einer der herausragenden Prälaten und Gelehrten des 12. Jahrhunderts, und wir dürfen deshalb ganz sicher sein, daß das hier Niedergelegte zutrifft. Allerdings: die älteren Ahnen vor der Generation, die um die Jahrtausendwende lebte, gab der Experte Wibald nur noch summarisch mit der Bezeichnung „gemeinsamer Vater / gemeinsame Mutter“ an, die Namen erfahren wir leider nicht.

Als ursprüngliche Heimat der Staufer scheint in dem Dokument das nordostschwäbische Ries auf, wo die ältesten namentlich bekannten Vorfahren Barbarossas um die Jahrtausendwende das Grafenamt verwalteten. Und dieser Anhaltspunkt deutet eigentlich schon zur Genüge darauf hin, daß für die Zähringervorfahren ähnliches gelten dürfte, denn beide Familien erscheinen ja zu jener Zeit in enger verwandtschaftlicher Verbindung. Auch die Ahnen der Zähringer dürften ursprünglich vor allem östlich des Schwarzwalds und in Inner Schwaben ansässig und verankert gewesen sein. Einen schönen Beweis dafür liefert auch das Schicksal Herzog Bertolds I., des Sohnes „Bezelins von Villingen“, als dessen Sitz und Machtzentrum die Limburg bei Weilheim unter Teck ausdrücklich von den Zeitgenossen beschrieben wird. In der Chronik des Frutolf, der ein Zeitgenosse Herzog Bertolds war, heißt es in dem Bericht zum Jahre 1077 im Anschluß an die Schilderung der Erhebung Rudolfs zum Gegenkönig, zu dessen Anhängern unser Zähringer Bertold I. zählte: „König Heinrich aber zog mit einem Heer nach Schwaben ... , um die Aufständischen zu bekämpfen, wobei er dieses Land schwer verwüstete. Bertold von Zähringen ... saß in seiner durch die Natur befestigten Stadt Limburg, (und) als er sah, wie nach dem Willen des Königs alles ungestraft verwüstet wurde, soll er vor Schmerz von der Krankheit befallen worden sein, welche die Ärzte Wahnsinn nennen, und nach sieben Tagen, während denen er wie im Delirium irre Worte hervorbrachte, sein Leben geendet haben“.

Die Lehre von der breisgauischen Herkunft der Zähringer

Diesen unübersehbaren Hinweisen auf die Verankerung der Zähringervorfahren in Innerschwaben steht eine andere Lehre entgegen, die ursprünglich Eduard Heyck in seinem grundlegenden Handbuch über die Geschichte der Herzoge von Zähringen verfochten hat und die deshalb weithin Geltung erlangen konnte. Dort heißt es gleich zu Beginn des ersten Abschnitts über die „Vorgeschichte“ der Zähringer: „Das zähringische Haus hat die Berechtigung, sich an Alter, damit ist gemeint: an frühzeitiger Bedeutung und Macht sich jedem in Europa regierenden Mannesstamme voranzustellen ... In den Bergen und der blühenden Ebene des Breisgau's war es, wo seit und vielleicht schon vor dem 10. Jahrhundert das Grafenamt in den Händen desjenigen Geschlechts ruhte, dessen sich allmählich dem Dunkel entringende Geschichte in die des Hauses von Zähringen hinüberfließt. Nicht nur dies Grafenamt hat es auf diese überliefert, auch seinen Besitz diesselts und jenseits des Schwarzwaldes und außerdem den in beispielloser Weise bevorzugten Namen Bertold, neben dem die früheste Grafengruppe anderen Mitgliedern noch gerne den Namen Adalbero gegeben hat.“ Wir sehen, Heyck war aufgrund seiner Quellenstudien zu der festen Überzeugung gelangt, die Vorfahren der Zähringer seien unter den Grafen des Breisgaus, also den königlichen Beamten im Oberrheingebiet zwischen Basel und Freiburg, zu suchen. Deren Namen sind uns aus dem 10. Jahrhundert in einiger Zahl erhalten, aber es sind eben meist nur die bloßen Namen der alten Breisgaugrafen erwähnt, die zu einer regelrechten „Amtsträgerreihe“ zusammengestellt werden konnten.

Birchtilo – Graf im Breisgau und Gründer des Klosters Sulzburg

Die entscheidende Person in der Breisgauer Grafenreihe des 10. und frühen 11. Jahrhunderts ist in unserem Zusammenhang ein Graf Birchtilo, der vor allem in den Jahren 990 bis 1000 bezeugt ist. Er soll laut Heyck identisch, personengleich

sein mit unserem Bezelin von Villingen bzw. dem Grafen Bertold, der 999 die Villingener Markturkunde erhielt. Tatsächlich aber gründete Birchtilo in den letzten Jahren des 10. Jahrhunderts, gleichsam im Angesicht des drohenden Endes der Welt, mit dem damals viele Leute zur Jahrtausendwende rechneten, ein Kloster in seinem Landsitz Sulzburg, rund 20 km südlich von Freiburg im Markgräflerland. In dieses Kloster zog sich Birchtilo selbst zurück, trat in den geistlichen Stand und resignierte auf sein Amt als Breisgaugraf. In der Urkunde, die er über die Ausstattung von Kloster Sulzburg mit seinen ererbten Gütern ausstellen ließ, gab der ehemalige Graf seinem Wunsch Ausdruck, daß er dort, in seiner Gründung, begraben werden und so den Tag des Jüngsten Gerichts erwarten wolle.

Von König Heinrich II. erwirkte Birchtilo ein Marktprivileg für das nahegelegene Rincken-Steinestad bei Neuenburg am Rhein, um seinem Kloster wirtschaftlich auf die Beine zu helfen, und als er die letzten Tage seines Lebens nahen fühlte, übertrug er die Stiftung, die er zuvor mit seinen Erb Gütern ausgestattet hatte, mit Zustimmung seines Bruders Gebhard dem Bischof von Basel. Die Grafschaft im Breisgau wurde dadurch vakant und ging vielleicht in die Obhut unseres Bertold von Villingen über, – das wäre dann die erste einigermaßen nachweisbare Verbindung der Zähringervorfahren mit dem Oberrheingebiet. Die Güter jedenfalls, die Graf Birchtilo an Sulzburg überwies, lagen sämtlich am Oberrhein, im Breisgau und reichen nicht über den Schwarzwald hinweg. Und auch sonst wies bei dem intensiven Studium der Sulzburger Dokumente, das ich im Rahmen der neuen Stadtgeschichte von Sulzburg unternehmen mußte, nichts daraufhin, daß der Breisgauer Graf und spätere Geistliche Birchtilo mit Bertold/Bezelin von Villingen identisch sei.

Eine vermeintliche „Zähringergenealogie“ aus dem Kloster St. Peter

Wie aber konnte dann Eduard Heyck in seiner „Geschichte der Herzoge von Zähringen“ auf die offensichtlich problematische Gleichsetzung des

Birchtilo von Sulzburg mit Bertold/Bezelin von Villingen kommen und darauf sozusagen seine ganze Frühgeschichte der Zähringer aufbauen? Heyck bezog seine Gewißheit aus der sog. „Zähringergenealogie“ von St. Peter auf dem Schwarzwald, einem Dokument, das die Zähringer von ca. 1000 bis zu deren Ende 1218 verzeichnet. Dort heißt es gleich zu Beginn: „Als erster unter den Vorfahren der Herzöge von Zähringen sei in dieser Schrift – unter Auslassung von anderen – Graf Bezelin genannt, der gemeinsam mit seinem Bruder Gebizo (das ist eine Kurzform von „Gebhard“) das Nonnenkloster Sulzburg erbaut hat. Beide Brüder wurden, als sie aus dem Leben schieden, in besagtem Kloster ehrenvoll bestattet“. Doch hat Heyck nicht den historischen Kontext, in dem diese Schrift entstand, und auch nicht ihre späte Entstehung um 1300 in Rechnung gestellt. Er vertraute im Gegenteil sozusagen blind auf die dortigen Angaben, in der Annahme wohl, es handle sich um eine zähringische und auch zähringerzeitliche Familienchronik. Dem ist aber nicht so! Vielmehr haben wir in diesem Dokument Aufzeichnungen der Mönche von St. Peter in der Zeit um 1300 zu sehen, als das Kloster durch Brandkatastrophen und durch die Bedrückung seiner Kastvögte, den permanent bankrotten Freiburger Grafen, schlimm darniederlag. In dieser Not und in diesem Elend erinnerten sich die wenigen in St. Peter verbliebenen Klosterbrüder an die verflossenen Glanzzeiten, als die mächtigen und mildtätigen Zähringer Herzöge ihre Schirmherren waren, die das Kloster in aller erdenklichen Weise förderten. Und die Herzöge von Zähringen lagen zudem fast alle in St. Peter auf dem Schwarzwald, ihrem „Hauskloster“, begraben. Auch als Verstorbene waren sie gewissermaßen noch als „Hausherren“ von St. Peter präsent, was seinen sichtbaren Ausdruck in einem großen und reich geschmückten Grabmal im Kirchenschiff der Abtei fand. Auf diese Zähringer-Grablege bezieht sich die sog. „Zähringergenealogie“, die alle in St. Peter ruhenden Zähringer anführt und kurz charakterisiert. Andererseits sollte die Schrift St. Peter als Heimat aller Zähringer

und als das zähringische Kloster herausstellen. Und da gab es Erklärungsbedarf, warum bereits ein knappes Jahrhundert vor der Gründung des zähringischen „Hausklosters“ St. Peter im Jahre 1093 ein anderes Breisgauer Kloster ins Leben getreten war, das seine Gründung – ähnlich wie St. Peter den zähringischen Brüdern Bertold II. und Bischof Gebhard von Konstanz – einem Brüderpaar Bezelin und Gebhard/Gebizo verdankte: das erwähnte Nonnenkloster Sulzburg, gegründet um 993. Die Sanpetriner Mönche erklärten in diesem Rahmen die Sulzburger Gründer mit den verblüffend gleichen Namen wie die späteren Zähringer, die St. Peter ins Leben riefen, offenbar kurzerhand zu deren Vorfahren und Sulzburg zum Vorläufer von St. Peter. Es ist demnach wenig Verlaß auf die späte St. Peterer Sage von den angeblichen Zähringervorfahren Birchtilo und Gebizo/Gebhard von Sulzburg.

Bertold / Bezelin von Villingen war Graf im Thurgau

Graf Bertold, der 999 das Marktrecht für Villingen erhielt, war also ganz gewiß nicht identisch mit dem Breisgaugraf Birchtilo, dem Gründer und ersten Vorsteher von Kloster Sulzburg. Welche Grafschaft aber hatte er sonst inne? Denn Bertold wird ja in der Markturkunde ausdrücklich als Graf bezeichnet? Nun hat sich eine Papsturkunde erhalten, in der ein Bertold als Inhaber des Grafenamts im links des Bodensees und Hochrheins gelegenen Thurgau bezeichnet wird. Die Urkunde ist höchst bemerkenswert, weil sie von Kaiser Otto III. gemeinsam mit dem Konstanzer Bischof Lambert in Rom von Papst Gregor V. erwirkt wurde – und zwar drei Tage nach der Kaiserkrönung Ottos durch den besagten Papst am 24. Mai 996. Es geht darin um die Bestätigung des Besitzstandes von Kloster Petershausen zu Konstanz, das dem Bischof Lambert unterstand, und um Vorrechte des Bischofs bei der Wahl von Abt und Vogt. Im Zusammenhang mit der genauen Lagebezeichnung der dem Kloster bestätigten Güter wird der Name und das Amt Bertolds nur sehr formelhaft genannt („in pago

Turgewe, sub comitatu Perhetolti comitis“), weil diese Güter zum Thurgau, zum Sprengel oder Amtsbereich des Grafen Bertold gehörten. Gleichwohl bietet dieser einzige Beleg für einen Bertold als Graf im Thurgau am Ende des 10. Jahrhunderts wertvolle Informationen in unseren Fragen. Zum einen ist unmittelbar deutlich, daß dieser Bertold wohl erst kurze Zeit zuvor seine Thurgauer Grafschaft erlangt hatte, wahrscheinlich auf Veranlassung des seit 994 selbständig regierenden Königs Otto, der ihm später in Ansehung besonderer Verdienste auch das Villingener Marktrecht verleihen sollte. Der vorausgehende Thurgauer Graf Landold war vermutlich im Jahre 991 verstorben, jedenfalls stammte er aus einer anderen Familie als Bertold, nämlich aus einer links des Rheins, in der Nordschweiz und im Elsaß, verankerten Familie, in deren Kreis man die Vorfahren der Habsburger sucht. Wenn das zutrifft, dann ist für Bertold, der in der zentralen schwäbischen Grafschaft des Thurgaus sozusagen ein „newcomer“, ein „homo novus“ von Ottos Gnaden war, eine enge Verbindung zum neuen Herrscher, oder wie man das in der Geschichtswissenschaft auszudrücken pflegt, eine bemerkenswerte „Königsnähe“ zu konstatieren. Durch seine Beförderung zum Thurgaugrafen wurde Bertold neben dem schwäbischen Herzog zu einem der mächtigsten Männer in Schwaben, und er erlangte mit dieser ausgedehnten und im Herzen Schwabens gelegenen Grafschaft auch die Kontrolle über die Straßen nach Italien, die in der ganz nach Süden und auf eine *Renovatio Imperii*, die Erneuerung des römischen Kaisertums, ausgerichteten Politik Kaiser Ottos III. eine elementare Rolle spielten.

Unter diesem Gesichtspunkt sei noch eine weitere mögliche Schlußfolgerung aus dem Beleg Bertolds als Graf im Thurgau 996 angedeutet: Wie es scheint, zählte Bertold zu den vertrauten Waffengefährten des jungen Königs, was auf ein noch junges Alter des Grafen hindeutet und in der Diskussion um die eingangs angedeutete Frage, ob „Bezelin von Villingen“ Bertold mit dem Villingener Marktprivileg oder vielleicht dessen Sohn sei, nicht unwichtiges Argument sein könn-

te. Bertold braucht zwar nicht genau gleichen Alters wie Otto gewesen sein – der König und eben in Rom gekrönte Kaiser Otto zählte 996 gerade eben 16 Jahre – aber es bereitet doch große Schwierigkeiten, sich unter den geschilderten Umständen den frischgebackenen Thurgaugrafen als Herrn im fortgeschrittenen Alter vorzustellen, der dann bereits um 1005 das Zeitliche gesegnet hätte. Am ehesten wird man an ein Alter zwischen zwanzig und dreißig Jahren denken, in dem er sein Amt erlangte. Das würde gut passen zu dem überlieferten Todesdatum 1024; Bertold wäre dann mit rund 60 Jahren gestorben.

Der Wechsel der gräflichen Würde im Thurgau von Landold († 991) auf Bertold könnte demnach auf das politische Revirement in Schwaben zurückgehen, das Otto III. nach seinem Eintritt in die selbständige Regierung und nach dem Tod der schwäbischen Herzogin Hadwig, einer nahen Verwandten, deren Erbe er beanspruchte, bewirkte. Gleichwohl scheint Bertold eine gewisse Anwartschaft auf die Grafenwürde im Thurgau durch die Heirat einer Tochter seines Vorgängers erworben zu haben, aber dieser Ehebund könnte auch erst im Zusammenhang mit der Übertragung der Grafschaft oder als deren Folge zustande gekommen sein; das wissen wir leider nicht. Eine Einsiedler Notiz jedenfalls nennt den Bertold vorausgehenden Thurgaugrafen Landold einen „Zähringer“, der mit einer Dame Liutgard verheiratet gewesen sei. Daß in der auf „Bezelin von Villingen“ folgenden Generation der frühen Zähringer der Name Liutgard wieder aufgegriffen wird, wäre ein weiteres Indiz für eine Eheverbindung zwischen dem Villingener Bertold und einer Tochter oder Schwester des Landold. Der Erwerb des Thurgaus aber stellt den eigentlichen Beginn des Aufstiegs der Bertolde oder Zähringer in Schwaben dar, dazu kamen im Verlauf der späteren Jahre die Baargrafschaft, der Breisgau und die Ortenau, bis das zähringische Einflußgebiet den Schwarzwald in weitem Bogen überspannte und sich die Kernlandschaften Schwabens in den Händen der Bertolde befanden. Eine wichtige Station auf diesem Weg war die Verleihung des Marktrechts für Villingen.

In der klassischen, von Heyck entworfenen Lehre von den Anfängen und der Herkunft der Zähringer Herzöge spielte Villingen und die Verleihung des Villingener Marktrechts an den Grafen Bertold im Jahre 999 eine untergeordnete Rolle. Fassen wir noch einmal kurz die hauptsächlichen Ergebnisse unseres dornigen Streifzugs durch die Vor- und Frühgeschichte der Zähringer zusammen, so erkennen wir nun deutlich die Veränderungen an dem traditionellen Bild. Zwar bleiben die Vorfahren unseres Villingener Grafen Bertold weiterhin verschwommene Gestalten am Horizont der Geschichte, zu denen wir nicht vordringen konnten; aber die Person des Grafen selbst, der das Marktrecht erhielt, gewinnt schärfere Konturen. Bertold war „Bezelin von Villingen“ – das zumindest läßt sich nun mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit sagen. Und dieser Bertold/Bezelin von Villingen 999 ist zweifellos zu unterscheiden von dem im Breisgau und Elsaß verankerten Grafen und Klostergründer Birchtilo von Sulzburg. Anders als die Heycksche Lehre will sind die Zähringer nicht aus dem Breisgau hervorgegangen, haben nicht vom Oberrhein über den Schwarzwald nach Innerschwaben hinein expandiert und sind auf diesem Weg neben den Welfen und den Staufern zu einem der großen Fürstengeschlechter Süddeutschlands aufgestiegen, sondern der Weg verlief – um es so auszudrücken – umgekehrt: Von inner- und südschwäbischen Positionen aus drangen die Bertolde im Dienst der Herrscher weiter nach Westen vor und dehnten ihren Einfluß über den Schwaben gleichsam zerteilenden Schwarzwald hinüber aus. Diese Bewegung fand ihren augenfälligen, vorläufigen Abschluß mit der Eroberung des Breisgaus durch Bertold II. im Jahre 1078. Und während sich das Marktprivileg Kaiser Ottos III. für Graf Bertold im Rahmen der Breisgau-Doktrin Eduard Heycks eher als erratischer Block ausnimmt, fügt es sich als bedeutende und frühe Wegemarke ausgezeichnet in das neue Bild von der Expansion und dem Aufstieg der Bertolde in Schwaben ein.

Zu Graf Bertold wurde auch ausführlich in unseren Jahreshäften XX und XXI berichtet.

Die Vitrine mit der 1000jährigen Original-Urkunde auf der Ausstellung „Menschen, Mächte, Märkte“ im Villingener Franziskanermuseum



Markt-, Münz- und Zollprivileg für Graf Bertold betr. Villingener Kanzlei Ottos III. (Notar „Heribert C“), Rom, 29. März 999, Pergament, 60 x 52 cm. Bleibulle Ottos III., Umschrift Vorderseite: OTTO IMPERATOR AVGVSTVS; Rückseite: RENOVATIO IMPERII ROMANORVM. Vermutlich wurden Graf Bertold die Markt-, Münz-, Zoll- und Gerichtsrechte zu Villingen verliehen, weil er sich bei Niederschlagung des Aufstandes in Rom 998 Verdienste erworben hatte. Er war damit einer der ersten weltlichen Machthaber, der ein solches Marktrecht zugebilligt bekam. Bis 1809 wurde die Urkunde in Villingen verwahrt, dann gelangte sie auf dem Postwege nach Karlsruhe. (Generallandesarchiv Karlsruhe, A 72)

1000 Jahre Marktrecht Villingen. Villingen-Schwenningen feiert.

Das Jahr 1999 steht in Villingen-Schwenningen ganz im Zeichen dieser Feier. Doch wir wollen nicht nur feiern, sondern auch Erinnerungen wachrufen an vergangene Jahrhunderte. Das Recht, einen Markt zu betreiben, erforderte schon immer einen bestimmten Platz. Von diesem Marktplatz also und seiner unmittelbaren Umgebung soll nachstehend die Rede sein.

Der historische Marktplatz

In der Marktrechtsurkunde vom 29. März 999 ist davon die Rede, daß kraft kaiserlichen Befehls der Markt mit aller öffentlichen Handlung gesetzlich sei, und zwar „mit der Rechtsbestimmung, daß alle, welche den schon genannten Markt zu besuchen wünschen, unbehelligt und in aller Ruhe und Friedlichkeit hin- und zurückgehen und ohne jegliche ungerechte Schädigung ihr Geschäft ausüben mögen mit Erwerben, Kaufen, Verkaufen und Betreiben alles dessen, was von solcher Handlung genannt werden kann.“ Bei Verletzung oder Störung dieser kaiserlichen Anordnung wurde bestimmt, daß eine „staatliche Buße zu erlegen sei“. Den alten guten Ruf des Marktes zu wahren, betrachtete der Magistrat als eine wichtige Obliegenheit. So wurde 1608 Veit Schwer wegen Schlägerei auf dem Jahrmarkt mit 10 Pfund bestraft, weil er die „Jahrmarktfreiheit“ gebrochen hatte. Für Ruhe und Ordnung und den Schutz des Marktfriedens sorgten drei Stadtknechte, welche alljährlich im Juni für ein Jahr gewählt wurden.

Die Formulierung in der Urkunde von 999 und die Rechtsauslegung des Magistrats zeigen deutlich, daß man seit jeher großen Wert legte auf einen friedlichen und harmonischen Ablauf der Marktgeschäfte. Darüber war man sich stets einig: Zu-

friedenheit unter den Marktbesuchern kann nur entstehen bei ausgeglichenen Beziehungen. Das gilt auch heute noch. Über den Markt im alten Dorf Vilingun wissen wir so gut wie gar nichts. Erst nach der Verlegung auf das rechte Brigachufer und der Stadtgründung sind nähere Einzelheiten über den Villingen Markt bekannt geworden.

Als Folge des großen Stadtbrandes von 1271 hat der Magistrat die Erbauung einer Wasserleitung beschlossen. 1364 waren die Bauarbeiten abgeschlossen. Mit Weitsicht wurde darauf geachtet, daß die Fläche südlich vom Marktbrunnen bis zur Einmündung der heutigen Brunnenstraße trocken blieb, also nicht vom Stadtbach durchflossen wurde. Hier konnten ohne Behinderung durch den Wasserlauf die Marktstände aufgestellt werden. Es ist urkundlich nachweisbar, daß schon vor 230 Jahren die Benennung „Marktplatz“ eine amtliche Bezeichnung war und diesem Platz sieben Häuser zugeordnet waren. Die bereits erwähnte südlich des Marktbrunnens trug die Bezeichnung „Auf dem Markt“, ihr wurden 22 Anwesen zugeordnet. Rund um den Marktbrunnen wurde der Fischmarkt abgehalten. Dieser hatte wegen der vielen benachbarten Weiher und strengen Einhaltung der Fasttage eine sehr große Bedeutung. Der Getreidemarkt wurde im Kornhaus abgewickelt, während die Metzger für den Fleischmarkt zuständig war.

Der Markt, einst eine wichtige Voraussetzung der Stadtgründung, war ein Mittelpunkt des städtischen Lebens. Die Marktbesucher verkauften nicht nur ihre Waren, sondern deckten auch ihren Bedarf beim Handwerk oder Krämer. Wenn man bedenkt, daß in der Nähe des Marktplatzes sich die Gasthäuser „Sonne-Post“, „Schwert“, „Wilder Mann“, „Löwen“, „Raben“, „Blume“, „Adler“ und „Lilie“ befanden, dann darf man ruhig sagen, daß sich dort schon recht früh ein reges Geschäfts-

zentrum gebildet hat. Von auswärts kommende Kaufleute und Bauern brachten Neuigkeiten mit und die Wirte hatten ihren großen Tag. Auch fahrendes Volk verkehrte in den Wirtschaften und brachte durch sein buntes Treiben Abwechslung in den grauen Alltag. So war im Jahre 1566 in der Tanzlaube zum „Wilden Mann“ eine schwarze, lebende Kalbin zu sehen mit sechs Füßen. Wer sie hat sehen wollen mußte einen Fünfer geben.

Der Marktbrunnen und die Stadtbäche

Bis 1554 stand auf dem Marktplatz, dem Kreuzungspunkt der Hauptstraßen, ein hölzerner Brunnen. Er besaß zwei Ausflußröhren und war geschmückt mit der Statue des Heiligen Christophorus. Bei der Neuaufstellung wurde der hölzerne Brunnentrog durch ein achteckiges steinernes Bassin ersetzt. Hierzu ist zu bemerken, daß auch die Grundrisse der Münstertürme jeweils ein Oktogon bilden. Der neue Brunnentrog war eine etwa sechs Meter hohe korinthische Säule mit vier Ausflußröhren in Richtung Hauptstraßen. Die Säule trug eine lebensgroße Statue von Kaiser Ferdinand I. (1503 – 1564) zu Erinnerung daran, daß dieser als Erzherzog auf dem Augsburger Reichstag 1530 bei Kaiser Karl V., seinem Bruder, die Verleihung des neuen Villinger Wappens erwirkte. Im Jahre 1799 soll ein Langholzfuhrwerk die Statue heruntergestürzt und zerbrochen haben. Der Säule hat man dann später eine Urne mit einer Aloe aus grünbemaltem Blech aufgesetzt. Der Abbruch des Marktbrunnens im Jahre 1868 hängt mittelbar zusammen mit dem Umbau der Kanäle.

Eine besondere Geschichte haben die offenen Stadtbäche und deren Abzweigungen in die Gassen. Ihre Entstehung führt zurück auf den Stadtbrand im Jahre 1271, dem fast die ganze Stadt zum Opfer fiel. Der Magistrat beschloß 1294 den Bau einer Wasserleitung, und in den Jahren 1313 bis 1364 wurden die Bauarbeiten auch tatsächlich ausgeführt. Die Stadtbäche und deren Abzweigungen wurden als offene Kanäle so angelegt, daß bei etwaigen Bränden durch entsprechende Abriegelungen mit Hilfe von Stellfallen alles Wasser der Kanäle

zur Brandstelle geleitet werden konnte. Bei einem Kostenaufwand von 148 000 Gulden (1 Gulden = 1,71 DM) wurden die Kanäle in den Jahren 1865 bis 1873 in übermauerte Dolen umgebaut. Diese unterirdische Wasserleitung spielt heute noch im Feuerlöschwesen eine bedeutende Rolle.

Die Stadt-Metzsig (Schlachthaus)

Die Metzsig stand einst ca. 75 Meter westlich des Marktbrunnens als zweistöckiges Gebäude mit der HsNr. 537 in der Mitte der Rietstraße und wurde mit 500 Gulden bewertet. In der über dem Stadtbach stehenden Metzsig war auch die Zunftstube der Metzger untergebracht. 1783 erfolgte der Abbruch. Ein mit 1000 Gulden bewerteter Neubau wurde 1790 in der Färberstraße erstellt (HsNr. 582, heute Färberstraße Nr. 37). Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erkannte man die Notwendigkeit, die Metzsig aus der Innenstadt zu entfernen. Doch erst im März 1908 war es soweit. Im Süden der Stadt wurde das neue Schlachthaus eröffnet, das bis Dezember 1976 als städtische Einrichtung betrieben wurde. Weitere Einzelheiten über die frühere Metzsig beim Marktplatz sind aus den Ratsprotokollen zu erfahren:

Vor 200 Jahren waren die Metzger in zwei Gruppen gegliedert. Die sechs Rindfleisch-Metzger durften nur Mastvieh schlachten, während die sieben Bratfleisch-Metzger sich auf Kälber und Schafe zu beschränken hatten. Für die Schweinehaltung fehlte als Futter noch die Kartoffel. Es war Friedrich der Große, der den Kartoffelanbau durchsetzte. Zwar war die Kartoffel um 1765 in ganz Deutschland bekannt, aber erst Ende des 18. Jahrhunderts begann der Anbau als Volksnahrungsmittel. Die Verwendung der Kartoffelknolle als Viehfutter setzte sich erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch. Zuvor wurden von den Bürgern nur einzelne Schweine für den Eigenbedarf gehalten und wurden in Hausschlachtungen verarbeitet.

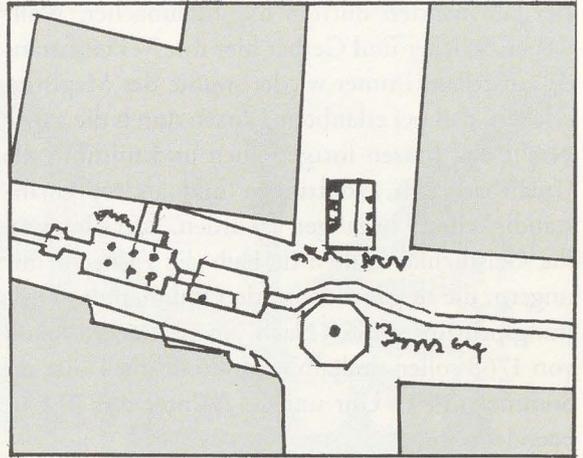
Der Rat verfügte, daß das Schlachtvieh bei den städtischen Viehhaltern und in den eigenen Dependenzorten eingekauft werden sollte. So gehörten z. B. die Orte Mönchweiler, Sankt Georgen,

Schwenningen, Donaueschingen, Vöhrenbach u. a. nicht zum Villinginger Gebiet und galten somit als „Ausland“. 1750 versuchten Lorenz Herrmann und die lateinische Schulmeisterin von auswärts stammendes totes Fleisch in die Stadt hereinzutragen. Der Erstgenannte mußte 1 Pfund Strafe, die Schulmeisterin hingegen wegen ihrem gebrauchten bösen Maul 2 Pfund Strafe erlegen. Erst dann wurden sie aus der Festnahme entlassen. Auch aus dem Ratsprotokoll von 1796 ergibt sich, wie streng darauf geachtet wurde, daß kein Fleisch aus der Fremde in die Stadt gelangte. Zwei Villinginger Metzger, welche versuchten, zwei geschlachtete Kühe von Schwenningen in die Stadt einzuschmuggeln, wurden vom Torhüter erwischt. Der Magistrat bestrafte die beiden mit je 30 Tage Landstraßenarbeit oder aber zur Zahlung von je 15 Gulden Strafe sowie zur Konfiskation des Fleisches.

Das Vieh mußte in der öffentlichen Stadtmetzig geschlachtet und ausgehauen werden. Dasselbst mußte das Fleisch auch öffentlich verkauft werden. Das Schlachten im eigenen Hof der Metzger wurde 1768 mit 10 Gulden bestraft. Kühlkammern gab es damals noch nicht. Um das Fleisch vor dem Verderben zu bewahren, war auch die Menge des Schlachtviehs reglementiert. Von drei amtlichen Fleischschätzern wurde mehrmals im Jahr das Fleisch bewertet und der Preis festgelegt. Zu bemerken ist noch, daß ein Großteil der Bevölkerung zu arm war, um sich an Wochentagen Fleisch leisten zu können.

Das Kornhaus (Kaufhaus) von 1573

Das Kornhaus (auch Kaufhaus, Tanzlaube und Gerichtslaube genannt) stand einst ca. 25 Meter nördlich des Marktbrunnens als Anwesen Nr. 535 in der Mitte der Oberen Straße und wurde mit 800 Gulden bewertet. Auf einem Erdgeschoß aus festem Mauerwerk ruhte ein breiterer Überbau, die sogenannte Laube. Der Zugang erfolgte durch zwei Tore an der Süd- und Nordseite und zwei Türen an den gegenüberliegenden Seiten. An der Ostseite führte eine Treppe hoch zur Laube. Zwei große Uhren im Giebel verkündeten der Niederen und Oberen Straße die Zeit. Das Kornhaus wurde



Der Marktplatz von Villingen in einer Skizze nach dem Gumpfschen-Plan aus dem Jahre 1692. Erkennbar sind der Marktbrunnen, das Kaufhaus in der Oberen Straße, die Metzger in der Rietstraße und der offene Stadtbach, der durch die Riet- und Bickenstraße floß.

1827 als Verkehrshindernis abgebrochen und die Kaufhausgeschäfte in das leerstehende Spitalgebäude verlegt (heute „Altes Kaufhaus“ Buchhandlung Hügler). Das Kaufhaus in der Oberen Straße hatte im wesentlichen drei Funktionen:

1. Kornhaus: Die Müller kauften das Korn von den Bauern oder im Kaufhaus, zumal dort ein reger Kornhandel betrieben wurde. Um zu Festpreisen zu kommen erfolgte in Notzeiten eine Monopolisierung des gesamten Getreidehandels. Aus den Ratsprotokollen ergibt sich, daß alle Bauern das Korn auf dem Kaufhaus abzuliefern hatten und nicht mehr unmittelbar an die Müller verkaufen durften. 1793 hat der Rat erneut angeordnet, daß alle Früchte im Kaufhaus gelagert werden müssen. Jedem Privatmann war es unter Androhung des Verlustes der Früchte und Nullität des Verkaufs untersagt, Früchte in Privathäuser zu verkaufen. Gegenüber auswärtigen Kaufinteressenten hatten die Müller den Vorzug, vor 11 Uhr einkaufen zu können. Erst danach waren die Auswärtigen zugelassen. Ab 1676 mußten die Stadtknechte auf Anordnung des Rats streng darauf achten, daß die Müller an den Wochenmärkten ihre Karren vor dem Kaufhaus wegfahren. Dies ist das erste nachgewiesene Parkverbot im alten Villingen.

2. Tanzlaube: Bei festlichen Gelegenheiten wurde die sogenannte „Laube“ als Tanzboden benutzt.

Bei Jahrmärkten durften die Tuchmacher, Wollweber, Stricker und Gerber hier ihre Verkaufsstände aufstellen. Immer wieder mußte der Magistrat erleben, daß bei erlaubten Tänzen durch die ganze Nacht das Tanzen fortgetrieben und mithin „alle Unehrlarkeiten, Volltrinken und andere Unanständigkeiten“ begangen wurden. Der Rat und die Geistlichkeit sahen deshalb die Fasnacht nur ungeru, die so gar nicht in den Rahmen des Ordnungsprinzips paßte. Nach einem Ratsprotokoll von 1768 sollen deshalb in Zukunft die Tänze im Sommer um 11 Uhr und im Winter um 10 Uhr beendet sein.

3. Gerichtslaube: Von der Kanzel über dem Haupteingang wurden die Gerichtsurteile verkündet. Von hier aus wurden die Delinquenten auf den Richtplatz abgeführt unter dem Läuten des Malefizglockchens, das in einem eisernen Gestänge den Voluten bekrönte.

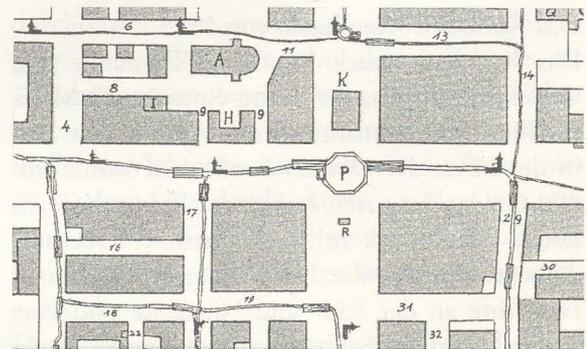
Das Nepomuk-Denkmal auf dem Marktplatz

Der Heilige Johannes von Nepomuk wurde um 1340 in Nepomuk/ Böhmen geboren. Auf Befehl König Wenzels IV. wurde er am 20. März 1393 in der Moldau ertränkt, weil er als Generalvikar des Bistums Prag in die Auseinandersetzungen zwischen König und Bischof geriet. St. Nepomuk wird oft als Brückenheiliger dargestellt. Er ist der Schutzpatron Böhmens, Patron der Beichtväter, Patron gegen Wassergefahr und schuldlose Verdächtigung. Franz Ehrenreich Graf von Trauttmansdorf (1661 – 1719), österreichischer Gesandter in der Schweiz, ein Freund der Stadt und Verehrer des Heiligen, teilt 1710 der Stadt mit, daß er ein Standbild von St. Nepomuk stiften wolle. Die Fertigung der Statue wurde dem Villinger Bildhauer Johann Schupp übertragen. Damit sollte an die Wasserbelagerung 1634 der Württemberger und Schweden erinnert werden und an die Rettung der Stadt aus Wassergefahr. Etwa 40 Schritte südlich des Marktbrunnens wurde das Standbild aufgestellt. Nach einer mündlichen Überlieferung sei bis dahin das vom Schwedendamm aufgestaute Wasser gedrungen. Ein Ölbild im Museum, gemalt von Johann Anton Schilling im Jahre 1717, zeigt die Wasser-

belagerung von 1634. Auf diesem Bild ist das Wasser bis zur damaligen Pulverlins Mühle (Schaller-Mühle) gestiegen, wo 1907/08 das Schlachthaus erbaut wurde. Einerseits stimmt das durchaus mit den heutigen Erkenntnissen überein. Andererseits wäre bei ausreichender Dauer der Belagerung – also ohne den vorzeitigen Abbruch – das Wasser bis etwa 30 Meter unterhalb des Marktplatzes geflossen. Und genau hier wurde die Nepomuk-Statue aufgestellt, weil es wenig sinnvoll erschien, das Denkmal im Süden der Stadt – also auf der grünen Wiese – bei der Pulverlins Mühle zu errichten. Heute steht dieses Denkmal in der Nepomukstraße, am Brückle über dem sogenannten Sägebach.

Die Marktverlegung auf den Münsterplatz

Eine neue Ära begann im Juli 1898 mit der Verlegung des Wochenmarktes vom Marktplatz auf den Münsterplatz. Zunächst fand diese Verlegung bei manchen Käufern und Händlern wenig Anklang. Schon damals hatten die Leute gegen alles Neue einen Widerwillen. Doch nach und nach hat man eingesehen, daß die Marktverlegung für die Einwohnerschaft auch angenehme Seiten hatte. Bei der sommerlichen Hitze war es angenehm, im Schatten der Kastanienbäume seine Einkäufe zu machen ohne Störung durch den stetigen Fuhrwerksverkehr. Auch die Händler fanden den Münsterplatz geeigneter für die staubfreie Auslegung der Verkaufsartikel.



Stadtplan von Martin Blessing 1806.

Zu erkennen sind das Kornhaus (K), der Marktbrunnen (P) und die nicht vom Stadtbach durchflossene Marktfläche südlich davon mit dem Nepomuk-Denkmal (R).



Blick in die Zukunft

Bei künftigen baulichen Veränderungen rund um den Marktplatz ist zu bedenken, daß am Straßenkreuz schon immer senkrechte und waagerechte Linien vorherrschten. Auch heute noch tritt beim Fernblick auf die drei Stadttore die Vertikale stark in Erscheinung. Auch Brunnentrog mit zentraler Säule des früheren Marktbrunnens waren danach ausgerichtet. Vor 20 Jahren wurde mit dem Ziel, daß der Marktplatz als Zierde wieder einen Brunnen erhalten soll, ein Brunnenwettbewerb ausgeschrieben. Allerdings hat sich keiner der sieben Entwürfe als brauchbar erwiesen. Dem damaligen Wunsch des Geschichts- und Heimatvereins, bei der Gestaltung eines künftigen Brunnens „historischen Vorbildern“ zu folgen, kann auch heute noch voll beigepflichtet werden. Man dachte an einen Marktbrunnen „ohne Schnörkel und Firlefanz“, der auch noch nach Jahrzehnten akzeptabel ist. Doch in Anbetracht der derzeitigen Finanzsituation wird heute niemand einen Marktbrunnen für realisierbar halten.

„Latschariplatz“ ist ein Diffamierung

Ein gewisser Personenkreis versucht seit einigen Jahren, den Namen „Marktplatz“ auszulöschen und zu ersetzen durch die diffamierende Bezeich-

nung „Latschariplatz“. Und es hat nicht an Versuchen gefehlt, diese Namensgebung sogar zu einer amtlichen Bezeichnung zu erheben.

Der langjährige Leiter des Städt. Vermessungsamts, Obervermessungsrat Hans Maier, hat in seinem Flurnamenbuch (Seite 83 der Ausgabe von 1962) den Begriff Latschariplatz wie folgt erklärt: „Spotname für den einstigen Marktplatz an der Kreuzung der vier Hauptstraßen der Innenstadt. Diese Bezeichnung ist da und dort für Plätze in Städten anzutreffen, wo tölpische, einfältige Menschen, im Volksmund „Latschari“ benannt, herumlungern“.

Ich stelle fest: Die Bezeichnung „Latschariplatz“ für den historischen Marktplatz, der zentrale Mittelpunkt, das Herz der Altstadt, ist eine Verunglimpfung der Würde und der Kultur der Stadt und ihrer Bewohner! Ich bin davon überzeugt, daß viele Leute das gar nicht wissen, wenn sie lautstark den Begriff „Latschariplatz“ verherrlichen. Manche halten sich sogar für besonders humorvoll, wenn sie dem Villingener Marktplatz eine diffamierende Bezeichnung geben. Dabei ist es sehr unklug die Stadt, ihre Bürger und sich selbst auf diese Weise zu verhohnepiepeeln.

Fazit: Marktplatz bleibt Marktplatz, denn alle anderen Bezeichnungen sind völlig fehl am Platze!



Die Münsterkanzel zu Villingen

Beitrag zur Lösung der Meisterfrage

Heinrich Adrion

Die Villingener Münsterkanzel gehört im weiten Umkreis zu den bedeutendsten Leistungen der altdeutschen Bildhauerkunst um 1500. Vor allem ihre Reliefplastik, die in 7 eindrucksvollen Szenenbildern die Passion Christi vergegenwärtigt, ist von überragender Qualität. Aber auch unter kunsthistorischem Aspekt sind die Kanzelreliefs, die bereits mehr der Frührenaissance als der ausgehenden Spätgotik angehören, ein hochinteressantes Zeitdokument. „Renaissance“ ist hier zu verstehen als eine von der Antike und Italien völlig unabhängige „Wendung der deutschen Kunst hinweg von der Spätgotik“¹⁾, eine Entwicklung, die allerdings nur von einer ganz kleinen Gruppe von Plastikern jener Zeit vollzogen wurde. Ihr ist der Meister der Villingener Kanzel ohne jeden Zweifel zuzurechnen.

Ebenso eindeutig ist seine Herkunft aus dem oberrheinischen Kunstkreis, wobei eine Schulung in Straßburg, wahrscheinlich bereits vor 1480, nahe liegt. Auch die Tatsache, daß sich „die Kanzel von den in Schwaben üblichen Kanzeltypen unterscheidet“²⁾, läßt an oberrheinische Herkunft denken.

Dies besagt aber nicht, daß die Münsterkanzel auch in einer Straßburger Werkstatt entstanden sein müßte. Allein schon die Entfernung und der beschwerliche Transport des Werks von dort nach Villingen lassen dies wenig glaubhaft erscheinen. Andererseits war wiederum nicht vorstellbar, daß eine im weiteren Sinne einheimische Werkstatt das hochrangige Werk geschaffen haben könnte. Angesichts dieses Dilemmas ist es verständlich, daß das Rätsel um die Herkunft und den Meister der Münsterkanzel bisher ungelöst geblieben ist. Selbst das am Kanzelaufgang angebrachte Meisterzeichen mit Schild war hierbei nicht hilfreich. Inzwischen hat sich diese Situation geändert. Seit ungefähr 1970 weiß man nämlich aufgrund von

Forschungsergebnissen zu der um 1515 entstandenen „Beweinung Christi“ in der Falkensteiner Kapelle in Schramberg – das meisterliche Werk befand sich vormals rund 240 Jahre lang in Rottweil – daß eben in Rottweil zwischen ca. 1500 und 1520 eine höchst leistungsfähige Bildhauerwerkstatt beheimatet war. Aus ihr sind die schönsten Meisterwerke der deutschen Frührenaissance und der deutschen Freiraumplastik um 1500 hervorgegangen. Auch die Villingener Münsterkanzel muß aufgrund zahlreicher Indizien in dieser Rottweiler Werkstatt entstanden sein.

Unser Bildhauer von Rotweil

Der erste Hinweis auf eine große Rottweiler Bildhauerpersönlichkeit geht bereits auf das Jahr 1933 zurück. Damals stieß der Freiburger Kunsthistoriker Hans Rott im Verlaufe seiner ausgedehnten Forschungen zur Kunstgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts im Innsbrucker Landesarchiv auf ein Schreiben Kaiser Maximilians vom 17. August 1507³⁾. In ihm weist Maximilian seine Hofkammer zu Konstanz an, seinem Bildhauer aus Rottweil („unseren Bildhauer von Rotweil“), der in kaiserlichem Auftrag nach Wien gereist war, um das Grabmal Kaiser Friedrichs III, Maximilians Vater, zu besehen, Reisekosten und Arbeitsausfall zu vergüten.

Es besteht kein Zweifel, daß es sich bei dem kaiserlichen Rottweiler Bildhauer um einen Meister von hohem Rang gehandelt hat. Leider fehlte lange Zeit jeglicher Hinweis auf eigenhändige Werke dieses Künstlers. Hans Rott selber äußerte die Vermutung, die Besichtigung des Wiener Friedrichsgrabs stehe höchstwahrscheinlich mit Maximilians großem Projekt für sein eigenes Grabmal, dem heutigen Maximiliansgrab in der Innsbrucker Hofkirche, in direktem Zusammenhang.

Schließlich ordnete Rott die bis dahin unbekannte kaiserliche Zahlungsanweisung von 1507 bei den Archivalien des mehrfach belegten Rottweiler Meisters Konrad Rötlin ein.

Langjährige eigene Untersuchungen zu dem bereits erwähnten Falkensteiner Bildwerk, das erst nach Freilegung der Oberfläche im Jahre 1962 seine ursprüngliche faszinierende Ausdruckskraft wiedererlangt hatte, führten schrittweise auf die Spur des kaiserlichen Rottweiler Bildhauers.

Wenn wir die Villinger Münsterkanzel mit der Werkstatt des Rottweiler Bildhauers in Verbindung bringen und insbesondere die hervorragenden Reliefszenen mit guten Gründen als eigenhändige Arbeiten des Meisters ansehen, ist es unerlässlich, zuvor einen Blick auf seine bisher ermittelten Holzbildwerke zu werfen, da wir zwangsläufig vom bereits Bekannten ausgehen müssen. Dabei beschränken wir uns darauf, sie in aller Kürze vorzustellen und auf besondere

Wesensmerkmale hinzuweisen. Die Zusammengehörigkeit dieser Bildwerke haben wir bereits an anderer Stelle ausführlich begründet⁴⁾.

Die Falkensteiner Beweinung Christi

Sie ist eine späte Arbeit aus der Hand des kaiserlichen Rottweiler Bildhauers und dürfte um 1515 oder sogar noch später entstanden sein. Das herrliche Werk, auf der Schwelle von Spätgotik und Frührenaissance, ist in Rottweil beheimatet und hat sich dort bis zu seiner Übersiedlung nach Schramberg um 1750 höchstwahrscheinlich in der ehemals gotischen Dominikanerkirche befunden, die eben um die Mitte des 18. Jahrhunderts einer barocken Anlage weichen mußte. Seit einer gründlichen Restaurierung und damit verbundenen „Wiederentdeckung“ im Jahre 1962 gilt das Falkensteiner Bildwerk als die bedeutendste holzgeschnittene Darstellung des Beweinungsthemas innerhalb der altdeutschen Bildnerkunst.



Beweinung Christi in der Falkensteiner Kapelle Schramberg – um 1515, in Rottweil beheimatet.

Eine ganze Bündelung höchster künstlerischer Qualitäten verleihen der „Beweinung“ große Ausdruckskraft. Dazu zählen u. a. Geschlossenheit der Komposition, virtuose Schnitzkunst, feinste Oberflächenstruktur, immanente Leidenschaftlichkeit, motivischer Einfallsreichtum. Vor allem aber besticht das Bildwerk durch seine faszinierende Raumhaftigkeit, wobei Skulptur und Raum zu einer unauflösblichen Einheit verschmolzen sind.

Die Grablegung Christi von 1496 und die Statuette eines Falkners

„Grablegung“ und „Falkner“ befanden sich ursprünglich im Liebhaberkabinett der Habsburger auf Schloß Ambras bei Innsbruck, und werden deshalb von der Fachwelt auch als „Ambrascher Bildwerke“ bezeichnet. Vielleicht waren sie Maximilian persönlich gewidmet oder aber ist dieser selber als Besteller aufgetreten. Heute haben beide Skulpturen verschiedene Standorte, die „Grablegung von 1496“ befindet sich im Bayerischen Nationalmuseum in München, die Falknerstatuette im Kunsthistorischen Museum in Wien.

Beide Kleinbildwerke stellen für die frühe Zeit vor 1500 insofern etwas völlig Neues dar, als es sich bei der „Grablegung“ um eine souverän gestaltete Raumgruppe, beim „Falkner“ um eine künstlerisch voll bewältigte Freifigur handelt, wobei der Raum gleichsam zum Bühnenraum wird.

Die Kunsthistoriker haben beide Skulpturen einhellig als Werke von derselben Hand angesehen und ihnen höchste Prädikate verliehen. So wurden sie als „Wunderwerke“⁵⁾ für die Zeit um 1500, als „die schönsten Werke der Kleinskulptur aus unse-



Grablegung Christi 1496, im Bayerischen Nationalmuseum München, ursprünglich auf Schloß Ambras bei Innsbruck. (Die Figur am Sargende ist verloren gegangen.)



rer Frührenaissance“⁶⁾, ja sogar als „den besten Kleinplastiken des italienischen Quattrocento vollkommen ebenbürtig“ gepriesen⁷⁾.

Keinerlei Einhelligkeit gab es jedoch bezüglich der brennenden Meisterfrage. Keine Geringeren als Albrecht Dürer, Anton Pilgram und Konrad Meit versuchte man für diese erstaunlichen Leistungen zu beanspruchen. Noch heute wird im Bayerischen Nationalmuseum die „Grablegung von 1496“ als Werk des Konrad Meit ausgewiesen, obwohl schon lange bekannt ist, daß dieser bedeutende Meister, der nach dem Beginn der Reformation nach dem Westen auswanderte und in Burgund als Hofbildhauer der Margarethe von Oesterreich tätig war, erst um 1485 geboren wurde. Erst über die wiederentdeckte „Falkensteiner Beweinung“, die mit der „Grablegung“ ungemein

Falkner (vor 1500). Kunsthistorisches Museum Wien, ursprünglich Schloß Ambras bei Innsbruck. (Der Falke ist verloren gegangen.)



viele Gemeinsamkeiten aufweist, sollte es schließlich gelingen, die Ambraser Skulpturen als Schöpfungen des kaiserlichen Rottweiler Bildhauers zu bestimmen.

Unverkennbare Merkmale von „Grablegung“ und „Falkner“ sind u.a. ihr Freiraumcharakter, ihre nach allen Seiten völlig bruchlose Gestaltung, statuarische Prägnanz und Schärfe der Konturen, pralle Plastizität, die alle Gebrechlichkeit der Spätgotik negiert, immanente Leidenschaftlichkeit und trotz des kleinen Formats eine höchst virtuose Schnitzkunst.

Mit am Erstaunlichsten aber ist, daß diese vollendete Freiraumplastik kurz vor 1500 den Anschein erweckt, als habe sie nördlich der Alpen bereits lange Tradition, wobei in Wirklichkeit für sie kaum Vorstufen vorhanden waren.

Das Standbild der Zimburgis am Innsbrucker Kaisergrabmal (Hofkirche)

Die Zimburgisstatue von 1507 stellt für diese „neue deutsche Kunst um 1500“ einen weiteren Höhepunkt dar. In ihr begegnen wir der ersten souveränen Freiraumschöpfung auf deutschem Boden im großen Format.

Schon der erste Blick auf das Bronzestandbild, bei dem beim Gießen der linke Arm falsch eingesetzt wurde, verrät, daß es und der „Falkner“ Schöpfungen aus einer Hand sind. Das so eigenartig schräg über die Figur laufende, tief durchfurchte Obergewand, das den Aufbau der Figur entscheidend mitbestimmt, ist bei der Falknerstatuette, wenn auch in gegenläufiger Richtung, bereits vorgegeben. Dieses eigenwillige Gewandmotiv ist in dieser Ausformung in der deutschen Bildnerkunst jener Zeit einmalig. Was wir beim Falkner im kleinen Format vorfinden, ist hier auf höchst geniale Weise in die große Form übertragen.

Die von uns bei der „Grablegung von 1496“ und der Falknerstatuette aufgeführten Wesensmerkmale gelten gleichermaßen für die „Zimburgis“, so daß wir uns ihre erneute Aufzählung ersparen können. Im Gegensatz zu den bereits erwähnten Holzbildwerken des Meisters ist es bei der „Zimburgis“ möglich, die Entstehungsgeschichte lückenlos zu

rekonstruieren. Dabei ergibt sich folgender Zeitablauf: Besuch Maximilians in Rottweil an Pfingsten 1507, vom 17. bis 19. Mai; Wienreise seines Rottweiler Bildhauers im Frühsommer 1507 in Verbindung mit Aufträgen für das Maximiliansgrab; Vergütung der dabei entstandenen Unkosten durch die Konstanzer Hofkammer Anfang September 1507; Modellierung der Zimburgis offensichtlich im Spätjahr 1507 in Rottweil; Begutachtung des Holzmodells im April 1508 durch Maximilian in Augsburg und Weiterleitung desselben auf kaiserliches Geheiß nach Innsbruck, um die Vorbereitungen für den Bronzeguß einzuleiten⁸⁾.

Meister Konrad Rötlin, der Bildhauer

Hans Rott, der bereits 1933 versuchte, den von ihm entdeckten kaiserlichen Rottweiler Bildhauer mit dem mehrfach belegten Rottweiler Meister Konrad Rötlin gleichzusetzen, hat ganz offensichtlich richtig gesehen, denn bei Auswertung

aller Fakten kann es sich bei letzterem tatsächlich nur um den von Maximilian protegierten Plastiker handeln. Die vorläufige Biographie des Konrad läßt sich folgendermaßen umschreiben:

Der Künstler wurde vermutlich kurz vor 1460 in Rottweil geboren, wo der Name Rötlin schon früher nachweisbar ist. Wahrscheinlich handelt es sich um einen nahen Verwandten des späteren Malers David Rötlin, dem wir die bekannte Rottweiler Pürschgerichtskarte von 1564 verdanken. Wir begegnen ihm als Bildhauer zum erstenmal um 1480 in Straßburg, wo er wohl als junger Geselle am Epitaph des Conradus Bock in der Katharinenkapelle des Münsters mitgearbeitet hat⁹⁾. Im Hinblick auf diese frühe Tätigkeit in Straßburg darf man annehmen, daß Rötlin dort bereits seine Lehrjahre verbracht hatte. Nach den Statu-

*Zimburgis von Masovien (Holzmodell, Spätjahr 1507).
Eine von 28 Figuren des Maximiliangrabes in der Hofkirche
zu Innsbruck.*



ten des Straßburger Hüttenbundes handelte es sich dabei um eine mindestens achtjährige Ausbildung zum Steinbildhauer und zum Holzschnitzer, was eine spätere Tätigkeit in Stein und in Holz nahelegt.

Erst sehr viel später – wahrscheinlich liegen auch Wanderjahre dazwischen – wird Rötlin in Rottweil selber faßbar. Ein Rottweiler Steuereintrag vom Dezember 1507 weist ihn ausdrücklich als ehrbaren Bildhauermeister und Rottweiler Bürger mit ansehnlichem Haus- und Grundbesitz im Rottweiler Sprengerort, nahe der Hochbrück, aus¹⁰). Gerade für das wichtige Jahr 1507, da Maximilian mit großem Gefolge Rottweil besucht, sein Rottweiler Bildhauer nach Wien reist und das Holzmodell für die Zimburgisstatue entsteht, sind Konrad Rötlin und seine Werkstatt in Rottweil urkundlich belegt.

Schließlich findet Konrad Rötlin im Jahre 1519 als „Bildhauer zu Rottweil“ zum letztenmal urkundliche Erwähnung¹¹).

Wenn wir den bereits erwähnten Rottweiler Steuereintrag vom Dezember 1507 heranziehen, der Rötlin als angesehenen Meister mit Haus- und Grundbesitz ausweist, darf man davon ausgehen, daß er sich bereits Jahre zuvor in seiner Heimatstadt niedergelassen hatte. Dies aber würde bedeuten, daß er seiner Werkstatt von ca. 1500 – vielleicht sogar schon früher – bis mindestens 1519 vorstand. Es darf als sicher gelten, daß die Entstehung der Villingener Münsterkanzel, einmal abgesehen von der Frage nach ihrer Herkunft, in eben diesen Zeitraum hineinfällt.

Für Rötlin als dem kaiserlichen Bildhauer spricht auch der Umstand, daß um 1507 für Rottweil keine einheimische Meisterwerkstatt neben der Rötlinischen nachweisbar ist. Schließlich kommt Rötlin aus dem Straßburger Kunstkreis, wo auch die Holzbildwerke des kaiserlichen Bildhauers trotz ihrer Gegensätzlichkeit zur Straßburger Plastik um 1500 letztlich ihre Wurzel haben.

Zeitlage und Bedeutung der Villingener Kanzel

Die Entstehung der Münsterkanzel fällt mit hoher Wahrscheinlichkeit in die Zeit zwischen 1500 und

1510. Sie ist somit jünger als die berühmte Kanzel des Straßburger Münsters von 1488 und nur wenig älter als die Wiener Kanzel in St. Stephan von 1515. Sicherlich waren die für die Villingener Kanzel bereitstehenden Mittel im Vergleich mit den genannten großen Kanzelschöpfungen relativ bescheiden. Dennoch hat der Villingener Kanzelmeister es in bewundernswerter Weise verstanden, dem Gesamtwerk durch bewußte Konzentrierung aller künstlerischen Mittel auf den Reliefzyklus der Passion Christi große Akzente zu verleihen.

Die geniale Idee des längs der Treppenbrüstung ansteigenden, sich dramatisch verdichtenden Kreuzwegs war sicher seine eigene. Direkte Vorbilder dafür gab es damals unseres Wissens nicht. Die faszinierende skulpturale Gestaltung des Reliefzyklus verhilft der Villingener Münsterkanzel unter den bedeutenden Kanzelschöpfungen zu einer unverwechselbaren Sonderstellung auf der Schwelle von Spätgotik und Frührenaissance.

Die Zuordnung der Villingener Münsterkanzel zur Rottweiler Rötlinwerkstatt

Man darf davon ausgehen, daß der Villingener Kanzelmeister angesichts der Größe des ihm erteilten Auftrags auch Werkstattmitarbeiter beschäftigte, die an der Kanzel die groben und einfacheren Steinmetzarbeiten ausführten. Die Überlieferung, derzufolge ein halb erblindeter Meister die Kanzel mit Hilfe seiner Tochter fertiggestellt haben soll, wird man indessen getrost in das Reich der Phantasie verweisen dürfen, denn der Meister erweist sich an den Kanzelreliefs überall als ein äußerst scharfsichtiger Beobachter. Die Reliefs jedenfalls, vielleicht mit geringfügigen Einschränkungen, sind eigenhändige Schöpfungen, zusammen mit dem Schmerzensmann am Kanzelfuß und dem Selbstbildnis an der Stiegensäule. Entsprechend unserer Themenstellung und Zielsetzung werden wir uns also in erster Linie mit den Kanzelreliefs zu befassen haben, wenn schon keinerlei urkundliche Nachricht über Herkunft und Meister der Kanzel vorliegt und auch das am Kanzelaufgang angebrachte Meisterzeichen bislang zu keinem Ergebnis geführt hat.

Das bedeutet keineswegs, daß wir nun etwa den Reliefzyklus aus dem Gesamtkomplex Kanzel herauslösen wollten, was sich von selber verbietet. Er ist zwar das Herzstück der Kanzel, aber doch wiederum nur ein Teil des Gesamtwerks, das allein schon durch seinen klar und harmonisch gegliederten architektonischen Aufbau zu beeindrucken vermag.

Die Relieffolge an der Villingener Kanzel, die sich durch überragende Steinmetzarbeit, eine ungewöhnliche Gestaltungskraft der Darstellung, durch die Dichte des Geschehens und großen Einfallsreichtum im Motivischen gleichermaßen auszeichnet, besteht aus folgenden 7 Szenen:

- 1) Pilatus wäscht sich die Hände
- 2) Veronika mit dem Schweißstuch und Henker zu Pferd
- 3) Christus trägt das Kreuz, unterstützt von

Simon von Cyrene; voraus die zwei nackten Räuber

- 4) Annäherung Christi ans Kreuz (bei gleichzeitigem Übergang von der Stiegenbrüstung in die Korbbrüstung)
- 5) Die Kreuzigungsgruppe und die ohnmächtige Maria (zentral ins Schiff zeigend, über der Frontseite des Kanzelfußes)
- 6) Christus wird vom Kreuz abgenommen
- 7) Christus wird ins Grab gelegt

Wir beschränken uns im folgenden auf zwei Reliefszenen, die geeignet sind, die Frage nach dem in Vergessenheit geratenen Meister der Kanzel gültig zu entscheiden, ohne daß wir dabei das übrige Reliefwerk außer acht lassen. Diese Beschränkung dient zugleich einer klaren Sichtbarmachung unserer Argumente, wobei wir von vorneherein auf alles Nebensächliche verzichten.



Das Kanzelrelief

Annagelung Christi ans Kreuz

Innerhalb des Reliefzyklus gehört diese Szene zum Außergewöhnlichsten. Aber nicht nur hier. Sie hat in der deutschen Bildnerkunst um 1500 Seltenheitscharakter, für jene Zeit wahrscheinlich sogar den Charakter der Einmaligkeit. Wir wollen dies in zwei Schritten verdeutlichen.

a) Die Form als Tat

Das turbulente Geschehen und die drängende Unrast der Henkersknechte in der Szene von Christi Kreuztragung, die unmittelbar der Annagelung Christi ans Kreuz vorausgeht, entlädt sich hier in äußerst geballte Aktivität. Mit geradezu unbändiger Leidenschaft vollziehen die fünf Schergen ihr Metier, wobei zwei von ihnen mit Seilen das Kreuz festzurren, während die übrigen die Nägel hineinwuchten. Zwar handeln sie in höherem Auftrag, doch der eigene Wille zur Tat kommt bei allen überdeutlich zum Ausdruck. Von den verschiedensten Richtungen her sind sie auf die Enden der Kreuzbalken fixiert, was sie zu den verschiedensten Körperhaltungen zwingt, wobei Arme und Beine weit ausladend agieren und der Körper, entsprechend der jeweiligen Aktion, zum Teil komplizierte Drehbewegungen ausführt.

Von der Spätgotik aus betrachtet liegt hier etwas ganz Neues vor. Die aus dem Relieffgrund hervorgetriebenen Gestalten der Schergen setzen auf Seiten des Meisters ein tiefes Verständnis für innerkörperliche Vorgänge voraus, welche die jeweilige Körperhaltung begründen. Ganz im Gegensatz zur Spätgotik tritt das Wollen in den Vordergrund, das die Aktion bestimmt. Die Tat wird gesehen und sie bedingt ursächlich die Form der Gestalt. Genau das trifft in vollem Umfang auf die hier behandelte Reliefszene zu. Sie ist geradezu ein Musterbeispiel für jene „neue deutsche Kunst“, die innerhalb der deutschen Plastik um 1500 bei allenfalls einer Handvoll Meister in Erscheinung tritt und die Wilhelm Pinder, einer der Altmeister der deutschen Kunstgeschichte mit „Form als Tat“ charakterisiert¹²⁾. Erlesene Meisterwerke dieser Richtung sind nach Pinder mit in er-



ster Linie die erstaunlichen „Ambraser Kleinbildwerke“ des Konrad Rötlin, den Pinder allerdings nicht kannte, da der Durchbruch zur Wiederentdeckung des kaiserlichen Rottweiler Bildhauers erst gegen 1970 erfolgte.

Für uns ist von Belang, daß die Straßburger Plastik jener Zeit an dieser neuen Entwicklung überhaupt nicht teilgenommen hat. Dies ist insofern erstaunlich, als Straßburg im ausgehenden 15. Jahrhundert immer noch einer der größten Brennpunkte der bildenden Künste im damaligen Reich war.

Um das Verhältnis der Villingen Kanzelreliefs speziell zur Straßburger Plastik ihrer Zeit zu klären, ist an dieser Stelle ein kurzer kunsthistorischer Exkurs aufschlußreich.

Bis in die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts stand auch die oberrheinische Skulptur unter dem Diktat des Gewandes, hinter dem sich der Körper verbarg und nur eine Art Formel war. Erst das Auftreten des genialen Nikolaus Gerhaerts, der

von 1462 bis 1467 in Straßburg wirkte und mit seinem Realismus die oberrheinische Bildnerkunst wie kein anderer beeinflusste, brachte hierin eine Änderung. Eine von Gerhaerts großen Leistungen bestand darin, daß er den Körper unter dem Gewand als lebendigen Organismus sichtbar machte. Die Straßburger Meister sind ihm darin bis zum Ende der Spätgotik um 1520 weithin gefolgt. Den nächsten Schritt, nämlich daß in der bildnerischen Darstellung eine Person als Träger einer vom Willen bestimmten Handlung ihre gesamte Körperlichkeit sichtbar mit einbringt und gleichzeitig komplexe Bewegungsabläufe offenlegt, wie es für die fünf Schergen bei Christi Annagelung ans Kreuz in vollem Umfang zutrifft, hat die Straßburger Plastik nicht vollzogen.

Ohne jeden Zweifel sind die Villingener Kanzelreliefs in gewichtigen Merkmalen, vor allem auch durch ihre Nähe zur Frührenaissance, nicht straßburgisch und finden in der Straßburger Bildhauerkunst um 1500 auch keinerlei Entsprechungen. Zumindest verwandte Züge gibt es allenfalls im Nürnberger Kunstkreis, etwa bei Adam Kraffts Selbstbildnis am Sakramentshaus in St. Lorenz von 1496 oder dem „Astbrecher“ von 1490 von Peter Vischer d. Ä. (Bayerisches Nationalmuseum München), wo auf ganz ähnliche Weise körperliche Funktionalität sichtbar wird.

b) Auf der Grenze zwischen Relief- und Freiraumplastik

Die fünf Schergen bei Christi Annagelung ans Kreuz im Relief gleichsam raumhaft in Szene zu setzen, sie in den verschiedensten Körperstellungen perspektivisch richtig zu erfassen, setzt virtuos bildhauerisches Können und vor allem auch lange Erfahrung voraus. Dabei geht der Meister an die Grenze des im Relief Möglichen. Der über dem Haupt Christi mit gespreizten Beinen hantierende Scherge fällt unter der Wucht seines Hammerschlags, in den er sein ganzes Körpergewicht hineinlegt, fast aus dem Relief heraus. Die beiden anderen, die ebenfalls ihre Hämmer schwingen, drängen nach vorne bis hinaus auf den Brüstungsims, um sich dort abzustützen.

In Wirklichkeit bewegt sich der Meister auf der Grenze zwischen Relief- und Freiraumplastik. Der ungestüme Drang zur Tat, wie er sich bei den fünf Schergen äußert, verlangt in letzter Konsequenz den freien Raum, um sich darin ungehindert entfalten zu können. Der Villingener Kanzelmeister muß lange Erfahrung im freiräumlichen Gestalten besessen haben, anders läßt sich diese Szene in ihrer bildhauerischen Kühnheit nicht erklären.

An dieser Stelle ist ein Blick auf die deutsche Freiraumplastik um 1500 höchst aufschlußreich.

Kurz vor der Wende zum 16. Jahrhundert treten nördlich der Alpen allererste Versuche im freiräumlichen Schaffen auf, wobei es sich hauptsächlich um Arbeiten im kleinen Format handelt. Zu diesen gehören als herausragende Leistungen die bereits mehrfach erwähnten „Ambraser Kleinbildwerke“ des Konrad Rötlin. Erstaunlicherweise war es Kaiser Maximilian selber, der diese neue Richtung in ein gewaltiges Projekt einbinden und den bildenden Künstlern seiner Zeit eine völlig neue Aufgabe stellen sollte, nämlich diejenige der überlebensgroßen Freiraumstatue.

Das von Maximilian geplante eigene Grabmal sah u. a. 40 Standbilder vor, die ein großes Grabgeleit verkörpern sollten. Bis zu Maximilians Tod im Jahre 1519 waren allerdings nur 11 Statuen fertiggestellt und in Erz gegossen, da Geldnöte und Probleme mit dem Guß den Fortschritt der Arbeiten verzögert hatten.

Unter diesen befinden sich vier Meisterwerke von europäischem Rang die man mit Recht als den Ruhm der deutschen Freiraumplastik jener Tage bezeichnen darf. Es handelt sich dabei um die Standbilder der Zimburgis von Masovien (1507/08), der Elisabeth von Görz (um 1514), des Sagenkönigs Artus und des Gotenkönigs Theoderich (beide um 1513).

Höchst aufschlußreich ist ihre Herkunft. Das früheste und bahnbrechende Meisterwerk, die Zimburgis, deren Entstehungsgeschichte wir bereits nachvollzogen haben, kam aus Rottweil, aus der Hand des dortigen kaiserlichen Bildhauers von 1507. Die übrigen drei Arbeiten stammen allesamt aus dem Nürnberger Kunstkreis: die Vor-

zeichnungen zu beiden Männergestalten entwarf Albrecht Dürer, von Peter Vischer d. Ä. wurden sie in Nürnberg gegossen.

Erstaunlich ist dabei, daß die Straßburger Plastik an den Grabmalstatuen keinerlei Anteil hat. Dies läßt sich wohl nur so erklären, daß dort um 1500 die Voraussetzungen dafür nicht gegeben waren. Tatsächlich enthält die Straßburger Plastik auf der Schwelle zum 16. Jahrhundert keine „Renaissance-Elemente“¹³⁾, sondern geht in eine andere Richtung, wobei sie zu spätgotisch-barocken Formen neigt (z. B. Laurentiusportal am Münster, um 1500). Auch insofern lassen sich die Villingener Kanzelreliefs in Straßburg nicht unterbringen. Noch weniger sind sie ulmisch, sicher auch nicht nürnbergisch, obwohl die dortige Plastik in manchem analoge Züge aufweist. Aus der Zeitsituation heraus kann es sich bei ihnen nur um Meisterleistungen aus der Rottweiler Rötlinwerkstatt handeln. Es gibt dazu keine Alternative.

Wenn wir davon ausgehen, daß die Villingener Kanzel zwischen 1500 und 1510 geschaffen wurde und daß ihr Meister in Anbetracht seines überragenden Könnens und seiner sehr langen Erfahrung mindestens ein Fünfzigjähriger war, dann ist er in jungen Jahren ganz sicher in einer noch rein spätgotischen Umgebung großgeworden. Seine Anfänge sind mit hoher Wahrscheinlichkeit in Straßburg zu suchen, denn seine oberrheinische Herkunft ist an den Kanzelreliefs immer noch ablesbar: u. a. die Faltenstrukturen an den Gewändern, die szenische Lebendigkeit innerhalb der Gruppe, der Hang zu mimischer Übertreibung sind Straßburger Hinterlassenschaft. Aber die Villingener Reliefs zeigen auch überdeutlich, daß der Meister offenbar schon sehr früh einen eigenen, ganz neuen Weg in Richtung Frührenaissance eingeschlagen hat. Denn wie wir eingangs erwähnten, gehört er ohne jeden Zweifel zu eben jener ganz kleinen Zahl von Plastikern, die jene „neue deutsche Kunst um 1500“ weg von der Spätgotik und in seinem Falle weg von Straßburg mitbegründet haben.

Dieser Weg ist aber genau derjenige des Rottweiler Konrad Rötlin, des kaiserlichen Bildhauers von

1507, wie es sich an seinen Holzbildwerken ablesen läßt. Die Annahme, der Villingener Kanzelmeister sei bei gleicher Alterslage, bei gleicher Herkunft und bei gleicher künstlerischer Entwicklung eine Art Zwillingbruder des Rottweiler Bildhauers, wäre völlig absurd. Es kann nur so sein, daß Konrad Rötlin selber der Schöpfer der Villingener Münsterkanzeln ist. Schließlich ist auch die Nähe zu Rottweil kein geringes Argument.

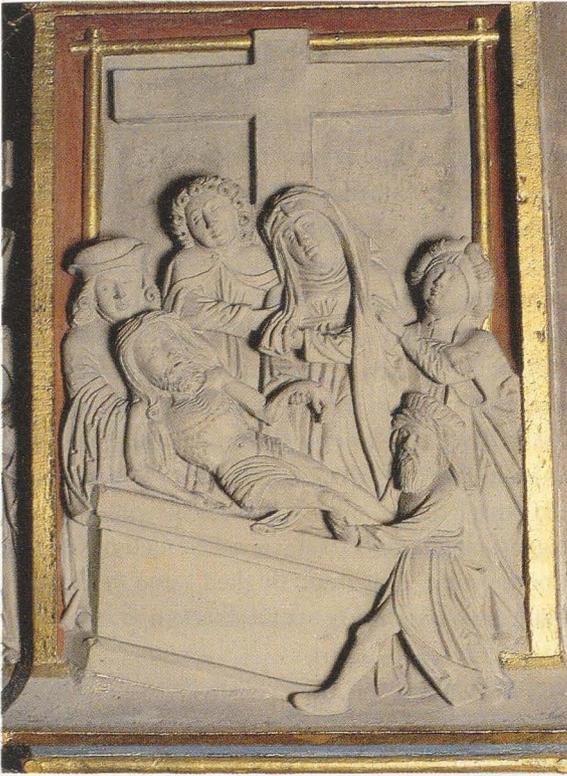
Das Kanzelrelief der Grablegung Christi

Die Darstellung der Grablegung Christi beschließt den Villingener Reliefzyklus. Sie bestätigt in verblüffender Weise die Urheberschaft des Konrad Rötlin, weshalb wir sie als zweite Reliefszene herausgreifen.

Von der kleinen Grablegung Christi von 1496 (Bayerisches Nationalmuseum) war im Zusammenhang mit dem Rottweiler Meister schon wiederholt die Rede. Erstaunliche Tatsache ist nun, daß sich diese Raumgruppe im Villingener Grablegungsrelief unverkennbar und in aller Deutlichkeit widerspiegelt. Freilich kann man dabei nicht erwarten, daß beide Darstellungen einander völlig gleichen, denn sie unterscheiden sich voneinander nach Material und Format, nach Zweck und Absicht. Aber das beiden Darstellungen zugrundeliegende Urbild, von dem sie Variationen sind, ist gleich und entspringt derselben inneren Vorstellungswelt.

Beim folgenden Vergleich müssen wir bei der kleinen Raumgruppe die Vorderansicht, also ihre eigentliche Schauseite, heranziehen.

Im Gegensatz zu Schongauers Grablegung Christi aus der Stichfolge „Kleine Passion“, bei welcher Rötlin für sein Holzbildwerk mehrere Anleihen gemacht hat (das Sargprofil, die Kappe des Nikodemus, das Motiv des die Maria von hinten umfassenden Johannes) ist bei den hier zu vergleichenden Darstellungen der Blick auf den Sarg und auf Christi Leichnam unverdeckt. Völlig übereinstimmend sind die beiden Träger, Joseph von Arimathia (rechts) und Nikodemus (links) an den entgegengesetzten Sargecken postiert, einander schräg gegenübergestellt, wobei Joseph von



Arimathia das linke Bein längs der Sargwand auffällig weit nach vorne streckt. Da wie dort ist er im Gegensatz zu Nikodemus als gebrechlicher alter Mann dargestellt. Nikodemus wiederum vermittelt in gleicher Weise zwischen der vorderen und hinteren Bildzone.

Hinter dem Sarg, der bei beiden Darstellungen ein fast gleiches Profil aufweist, ist bzw. war eine jeweils dreiköpfige Trauergruppe angeordnet, bestehend aus Maria, Johannes und Maria Magdalena. Leider ist bei der „Grablegung von 1496“ Maria Magdalena verloren, es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß sie eine ganz ähnliche Position eingenommen hat.

Zwar haben Maria und Johannes im Vergleich ihre Plätze vertauscht, dennoch umfaßt der Jünger die Muttergottes gleichermaßen von hinten, was beim Holzbildwerk von der Schauseite aus allerdings nicht sichtbar ist.

Bei Johannes fällt auf, daß er im Unterschied zu den meist asketischen Zügen des Jüngers bei spätgotischen Darstellungen da wie dort ein kern-

rundes Antlitz mit ganz ähnlicher Lockenrahmung aufweist. Marias langer, strangartiger Kopftuchschal fällt beim Villingener Relief herab bis in Hüfthöhe, bei der kleinen Grablegung verläuft er ganz ähnlich über Marias Rückenpartie. Auch die Anatomie des Christusleichnams, der bei beiden Darstellungen gute Körperbeobachtung verrät, zeigt trotz der verschiedenen Werkstoffe keine nennenswerten Unterschiede.

Hinzu kommt, daß sich die Villingener Darstellung als Ganzes durch eine erstaunliche Raumkraft auszeichnet, was ihre Gemeinsamkeiten mit der Rötlinischen Grablegung von 1496 noch verstärkt. Die große Anzahl gleicher und ähnlicher Bildgehalte ist mehr als bloßer Zufall. Sie läßt sich nur aus der gleichen Vorstellungswelt ein und desselben Meisters begreifen.

Weitere Übereinstimmungen der Villingener Kanzelreliefs mit Konrad Rötlin's Holzbildwerken

Wir haben zwei Reliefszenen herausgegriffen, die besonders geeignet erscheinen, das Meisterproblem einer Lösung zuzuführen. Beim abschließenden Versuch, die Kunst des Kanzelmeisters anhand von weiteren Wesensmerkmalen und Eigentümlichkeiten noch genauer zu charakterisieren, nehmen wir indessen auf den gesamten Reliefzyklus Bezug.

a) Die von klaren Umrissen bestimmte Gestaltgebung

Nähert man sich der Villingener Kanzel, treten die Reliefszenen bereits aus größerer Entfernung überraschend deutlich hervor. Gestochen scharfe Umrisse sind sowohl für das dargestellte Geschehen wie auch für die einzelnen Gestalten charakteristisch. Überall empfindet man die Ganzheit der Gestalt, die auch bei lebhaftester Gebärde nie aus ihrem Zentrum herausfällt und innerhalb klarer Umrisse geborgen ist. Und nirgendwo ist die Gestalt durch Nebenformen verunklart, wie dies bei den letzten spätgotischen Altären, z. B. in Breisach oder in Zwettl der Fall ist, wo sie fast im Beiwerk erstickt. Diese Art von fast barockem

Formüberschwang muß dem Kanzelmeister völlig fremd gewesen sein.

b) Pralle Plastizität und immanente Leidenschaftlichkeit

In den Kanzelreliefs äußert sich eine ungewöhnlich starke plastische Energie, die dem Gesamtwerk große Frische und Unmittelbarkeit verleiht. Hinzu kommen eine immanente Leidenschaftlichkeit und äußere Lebendigkeit, die in dieser Intensität höchst selten sind. Der Meister selber muß von leidenschaftlichem, ja jähem Temperament gewesen sein, das in sein Werk mit eingeflossen ist. Die faszinierende Ausdruckskraft der Villingener Kanzelreliefs beruht auf einer Verdichtung und Verflechtung von höchsten künstlerischen Qualitäten, insbesondere aber auf ihrer prallen Plastizität, der Vehemenz der Aktion und einer tief empfundenen Leidenschaftlichkeit der Darstellung. Genau diese Wesensmerkmale sind aber auch für alle Rötlin'schen Holzbildwerke charakteristisch.

c) Die Liebe zum Detail

Bei genauer Betrachtung des Reliefzyklus fällt auf, daß der Meister auf scheinbar Nebensächliches große Sorgfalt verwendet hat. Dies gilt gleichermaßen für Körper, Gewand und Gerät.

Akribisch geriefelte Gewandstücke, Knopfreiheiten, Kopftuchbündel bis hin zur feinsten Knitterung von Stulpenstiefeln, bordierte Täschchen und verzierte Beile, perfekt gedrehte Seile, Finger- und Zehennägel, Krähenfüße in den Augenwinkeln, ja sogar angedeutete Zahnreihen und vieles mehr, geben der Darstellung noch zusätzlich einen Hauch von Anekdotischem, Erzählerhaftem. Diese „liebvolle Kleinwerktreue“, die auch das scheinbar nebensächliche Detail im Auge behält und in die Gesamtwirkung mit einbezieht, ist vor allem bei Rötlin's „Ambraser Skulpturen“ besonders deutlich vorgegeben.

Mönchweiler

Das am Aufgang zur Villingener Münsterkanzeln angebrachte Meisterzeichen mit Schild kommt im

spätgotischen Chor der St. Antoniuskirche in Mönchweiler bei Villingen wieder vor. Am besten sichtbar ist es auf dem 4. Schlußstein des Gewölbes, direkt neben dem Wappen des damaligen St. Georgener Benediktinerabtes, auf den der Auftrag für den Bau des Mönchweiler Gotteshauses (Beginn 1511) zurückgeht¹⁴).

Was uns an Mönchweiler interessiert, ist vor allem folgender Umstand: der damalige St. Georgener Abt Eberhard II (1505 – 1517) stammte aus dem Rottweiler Patriziergeschlecht der Bletz von Rotenstein. Es ist somit keine Frage, daß der Abt die Rottweiler Rötlinwerkstatt gekannt hat. Daß er wohl von vorneherein versuchte, sie für Arbeiten am Mönchweiler Chor zu gewinnen, liegt eigentlich auf der Hand, zumal sie sich durch ihre überragende Leistungsfähigkeit und räumliche Nähe zu Mönchweiler von selber empfahl.

Gengenbach

Nach Revellio kommt das Meisterzeichen an der Villingener Kanzel auch „an den Strebepfeilern des Chores“ in der ehemaligen Gengenbacher Abteikirche und auch „in der Kapelle Maria zur Ketten in Unterharmersbach“ vor¹⁵).

Unsere Suche in Zell (am Harmersbach) war allerdings erfolglos. In Gengenbach hingegen ist man zumindest versucht, das dortige „Heilige Grab“ von 1505 mit dem Villingener Kanzelmeister in Verbindung zu bringen. An diesem hervorragenden Steinbildwerk, das wie durch ein Wunder die verheerende Brandkatastrophe von 1689 überstand und in der heutigen Gengenbacher Kirche das älteste und zugleich wertvollste Kunstdenkmal ist, dürfte es kaum möglich sein, den Anteil des Meisters und den seiner Werkstattmitarbeiter auseinanderzuhalten. Eigenhändige Arbeiten des Meisters sind jedoch mit Sicherheit die drei trauernden Heiligen Frauen (drei Marien) am offenen Grab.

Dabei fällt auf, daß vor allem die linke und die rechte Frauengestalt mit ihrem jeweils schönen, beseelten Antlitz den trauernden Marien der Falkensteiner, ehemals Rottweiler Beweinung sehr nahestehen. Höchst auffällig ist auch, daß bei der Gengenbacher Maria Magdalena (rechts) das

Obergewand in genau gleicher Weise über die Schulter abrutscht wie bei der gleichnamigen Falkensteiner Heiligen. Auch die Faltenstrukturen der Draperie, die auf eine Schulung des Meisters in Straßburg um 1480 schließen lassen, weisen mancherlei Gemeinsamkeiten mit Rötlin's Holz-bildwerken auf. Solange jedoch keine genaue Untersuchung des Gengenbacher Steinbildwerks vorliegt, sollte man u. E. keine vorschnellen Schlüsse ziehen.

Wir kommen zum Schluß noch einmal auf die Münsterkanzeln zurück. Nicht nur das Meisterzeichen ist dort abgebildet, der Meister selber hat an der Stiegenstütze sein Selbstbildnis hinterlassen. Auch hierin tut er es seinen Nürnberger Zeitgenossen gleich, die sich ebenfalls in Selbstbildnis-

sen am Sakramentshaus in St. Lorenz (Adam Krafft) und am Sebaldusgrab in St. Sebald (Peter Vischer d. Ä.) verewigt haben. Auch hierin erweist sich der Villingener Kanzelmeister als der Frührenaissance zugewandt und einem neuen künstlerischen Selbstbewußtsein verpflichtet.

Der Mann am Stiegenfuß aber kann kein anderer sein als Meister Konrad Rötlin, der Rottweiler Bildhauer Kaiser Maximilians. Als dem bahnbrechenden Wegbereiter unserer deutschen Frührenaissance um 1500 gebührt diesem Hauptmeister besonderer Ruhm. Daß gerade das Villingener Münster mit seiner hochbedeutenden Kanzel ein Werk dieses genialen Plastikers beherbergt, darf die Villingener Bürger, allen voran die Münster-gemeinde, mit berechtigtem Stolz erfüllen.

Anhang: Die Werke des Konrad Rötlin in chronologischer Folge

- um 1480: Mitarbeit am Epitaph des Conradus Bock in der Katharinenkapelle des Straßburger Münsters im Werkstattverband des Peter von Algesheim.
Conradus Bock stammte aus einer Rottweiler Patrizierfamilie und war Bürgermeister von Straßburg.
- 1496: „Grablegung Christi von 1496“ (Holz), früheste Raumgruppe der deutschen Frührenaissance, ursprünglich auf Schloß Ambras bei Innsbruck im Liebhaber-kabinett der Habsburger, heute im Bayerischen Nationalmuseum in München. Die Figur der Maria Magdalena ist verloren.
- vor 1500: Statuette eines Falkners (Holz), der Falke ist verloren, erste souverän gelöste Freifigur im kleinen Format, ursprünglich auf Schloß Ambras wie die kleine Grablegung, heute im Kunsthistorischen Museum in Wien.
- ? 1505: „Heiliges Grab“ in Gengenbach in der ehemaligen Abteikirche der Benediktiner.
- 1507: Standbild der „Zimburgis von Masovien“ (Holzmodell), im April 1508 von Maximilian in Augsburg begutachtet. Es handelt sich um die erste künstlerisch voll bewältigte Freiraumstatue im großen Format. Das Bronze-standbild befindet sich am Kaisergrabmal Maximilians in der Innsbrucker Hofkirche.
- vor 1510: Münsterkanzeln in Villingen mit großartigem Reliefzyklus der Passion Christi (mit Meisterzeichen).
- ab 1511: Arbeiten in der St. Antoniuskirche in Mönchweiler bei Villingen (gleiches Meisterzeichen wie an der Villingener Kanzel. Sakramentshaus im Chor, meisterliches Christusantlitz auf dem I. Schlußstein des Deckengewölbes. Weitere Meisterzeichen im Chor lassen vermuten, daß Rötlin auch als Baumeister tätig war.
- um 1515: „Falkensteiner Beweinung Christi“, Holz, so benannt nach dem heutigen Standort in der Falkensteiner Kapelle in Schramberg (Kr. Rottweil). Zuvor befand sich das Bildwerk ca. 240 Jahre lang in Rottweil, wo es beheimatet ist. Schönste holzgeschnittene Beweinung der deutschen Spätgotik, auf der Schwelle zur Frührenaissance.

Anmerkungen

- 1) Wilhelm Pinder, Vom Wesen und Werden deutscher Formen, Band III, 2. Aufl., Köln 1953, S. 235
- 2) Paul Revellio, Führer durch Alt-Villingen, Revellio-Druck Hüfingen, S. 28
- 3) Innsbruck, Landesarchiv, Maximiliana XI 20 dazu Hans Rott, Quellen und Forschungen zur Kunstgeschichte im 15. und 16. Jahrhundert, I, 1933, S. 162; dort originaler Text abgedruckt
- 4) Heinrich Adrion, Der Rottweiler Bildhauer Kaiser Maximilians – Konrad Rötlin von Rottweil, Stuttgart 1970
- 5) Friedrich Winkler, Konrad Meits Tätigkeit in Deutschland, Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen, Jg. 1924, S. 55
- 6) Wilhelm Vöge, Konrad Meits vermeintliche Jugendwerke und ihr Meister, Jahrbuch für Kunstwissenschaft, Jg. 1927, S. 24
- 7) Friedrich Winkler, a.a.O., S. 55
- 9) Karl Oettinger, Die Bildhauer Maximilians am Innsbrucker Kaisergrabmal, Nürnberg 1966, S. 34 unten, 42 unten
- 9) Zeitschrift des Oberrheins VIII, 1857, S. 431
- 10) Stadtarchiv Rottweil, Lade LXXIX, fasc. 10, Zinsbrief vom 20. Dezember 1507
- 11) Zeitschrift des Oberrheins, VIII. 1857, S. 431. Bezugnahme auf eine Urkunde aus dem Jahre 1519, in der Maister Cunrat Rötlin bildhower zu Rottweil zum letztenmal erwähnt wird
- 12) Wilhelm Pinder, a.a.O., S. 231 ff.
- 13) Marie Louise Hauck, Der Bildhauer Conrad Sifer von Sinsheim und sein Kreis in der oberrheinischen Spätgotik, in: Annales Universitatis Saraviensis, IX, Saarbrücken 1960, S. 241
- 14) D.-E. Maier, St. Antoniuskirche von Mönchweiler ein benediktinisches Kleinod, 1995, S. 2, Geschichte des Ortes und der Kirche
- 15) Paul Revellio, Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, gesammelte Arbeiten, Ring-Verlag, Villingen, 1964, S. 107

Eine Handschrift aus dem Franziskanerkloster in Villingen ✓

Dr. Edith Boewe-Koob

„Perciò tutti i frati, sia i chierici che gli altri, celebrino l'Ufficio divino, cantino le lodi del Signore e preghino...“¹⁾ („Deshalb sollen alle Brüder, seien es Priester als auch Laienbrüder, die heiligen Offizien feiern, sie sollen die Lobgesänge des Herrn singen und beten...“). Dieser Hinweis steht im 3. Kapitel der Regula non bullata des heiligen Franziskus aus dem Jahr 1221 und zeigt, daß der Heilige großen Wert für sich und seine Brüder auf die Gesänge der Liturgie legte, und auch die Stundengebete nach kirchlichem Brauch in seinem Orden aufgenommen hatte. Sein „Sonnengesang“, den er in Erwartung des Todes aufschreiben ließ und zu dem er wahrscheinlich selbst eine Melodie ersann, zeigt auf erschütternde Weise, wie Franziskus sterbenskrank zum Lob und zur Ehre Gottes sang.²⁾

Franziskus bekannte sich in der Regula bullata des Jahres 1223 zur römischen Gesangstradition, deren Erhaltung eine wichtige Aufgabe war. Wie viele Generalminister des Ordens befahl auch Johannes von Parma (1247-1257), die Gesangstradition der römischen Kurie einzuhalten, und erlaubte nicht deren Verletzung in Wort und Ton.³⁾ Der Kerngedanke der franziskanischen Musikausübung ist: „...Cantus ecclesiastici contentur non solum voce, sed etiam corde...“ (Die kirchlichen Gesänge sollen nicht nur mit der Stimme, sondern auch mit dem Herzen gesungen werden). Ähnliches wird auch in der Regel des heiligen Benedict angegeben. „...et sic stemus ad psallendum, ut mens nostra concordet voci nostrae“⁴⁾ („... und so stehen wir beim Psalmensingen, daß Herz und Stimme in Einklang sind...“).

In der Regula bullata, des Jahres 1223 schreibt Franziskus, daß die Brüder die Offizien nach der Gewohnheit der Römischen Kirche feiern sollen.⁵⁾

Damit haben die Franziskaner die Liturgie des päpstlichen Hofes übernommen, d.h. die im 12. Jahrhundert in der Cappella Papalis oder Curia Romana gebräuchliche Form der Meßfeier und der Offizien. Bezeichnenderweise tragen alle Brevier- und Missalhandschriften der Franziskaner den Zusatz „...secundum ordinem Curiae Romanae...“

Obwohl Franziskus sich nicht leicht mit dem Gedanken einer Regel für seine Gemeinschaft anfreunden konnte, da er mit seinen Brüdern das Evangelium ohne Erklärung und Abschwächung nachleben wollte, befaßte er sich damit, die Grundsätze seiner neuen Gemeinschaft in einer Regel festzuhalten. Seine Regula non bullata von 1221 hatte den Widerspruch vieler Provinzialminister hervorgerufen. Unter dem Einfluß des Kardinals Hugolin, des späteren Papstes Gregor XI., wurde die Regula bullata von 1223 durch Papst Honorius III. bestätigt.⁶⁾ Die Ausführung der Gottesdienste und der täglichen Stundengebete sind sowohl in der Regula non bullata als auch in der Regula bullata angegeben. Franziskus hat genau die Anzahl der Gebete für das Offizium vorgegeben, die von allen Brüdern täglich zu verrichten waren.⁷⁾

Durch den häufigen Wechsel ihres Aufenthalts, vor allem in den ersten Jahren der Verbreitung des Ordens, waren die Franziskaner auf ein tragbares Brevier angewiesen, das nicht allzu schwer und groß war. So benutzten sie erstmals kleine Reisebreviere, die sog. Breviaria portatilia.

Die Ordensliturgie erhält ihren besonderen Charakter durch die Einsetzung verschiedener Heiligenfeste. Als ältestes Ordensfest wird das Dreifaltigkeitsfest, einen Sonntag nach Pfingsten, genannt. Es wurde 1260 auf dem Generalkapitel eingesetzt und 1334 durch Papst Johannes XXII. (1316-

1334) für die gesamte Kirche verbindlich eingeführt. Die Marienfest Maria Heimsuchung (2.7., im Abendland durch OFM 1263 eingeführt), Maria Vermählung (23.1. von Chartres am Anfang des 15. Jhs. von den Franziskanern übernommen), das Namen Jesu-Fest (2.1.), das Fest des heiligen Joseph (19.3.), dazu kommen die ältesten Feste des Ordens: Franziskus (4.10.), Antonius von Padua (13.6.), das Fest der heiligen Klara (12.8.) und Elisabeth von Thüringen (19.11.), um nur einige zu nennen.

Auch die Musik hatte bei den Franziskanern immer einen hohen Stellenwert, und wurde stets als *Opus Dei* betrachtet. Es zeigte sich bei den Franziskanern eine Vorliebe für das Kirchenlied in der Volkssprache, wie es unter anderen von dem bedeutendsten Volksprediger des deutschen Mittelalters, dem Franziskaner Berthold von Regensburg (1210-1270) gesungen und weitergegeben wurde.

Selbst Franziskus mag seine Brüder über die liturgischen Gesänge hinaus zu freudigem Lobgesang zur Ehre Gottes angeregt haben, da er seine Brüder gelegentlich als „*joculatores Dei*“ bezeichnet hat. Schon bald nach der Ordensgründung erhielten die Franziskaner eigene Musikschulen, in denen die Ausbildung der Ordensleute zu Kantoren und Choralängern stattfand. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich die Franziskaner nicht nur mit der Pflege des gregorianischen Chorals beschäftigt, sondern haben auch auf den Gebieten der Musiktheorie und der praktischen Musikausübung, wie auch als Musikschriftsteller, Vorbildliches geleistet. Große Namen, wie Thomas von Celano (1190-1260), David von Augsburg (1200-1272), Berthold von Regensburg (1210-1272), Julian von Speyer (†1285) zeugen von den großen Verdiensten der Ordensmitglieder auf dem Gebiet der Musik.⁸⁾

Zu großer Wirkung gelangte der Franziskanerchoral durch Papst Nicolaus III. (1277-1280), der 1278 in allen römischen Kirchen die alten, in Neumenschrift geschriebenen Gesangsbücher abschaffen ließ, um dafür die von den Franziskanern bevorzugten liturgischen Bücher in Quadrat-

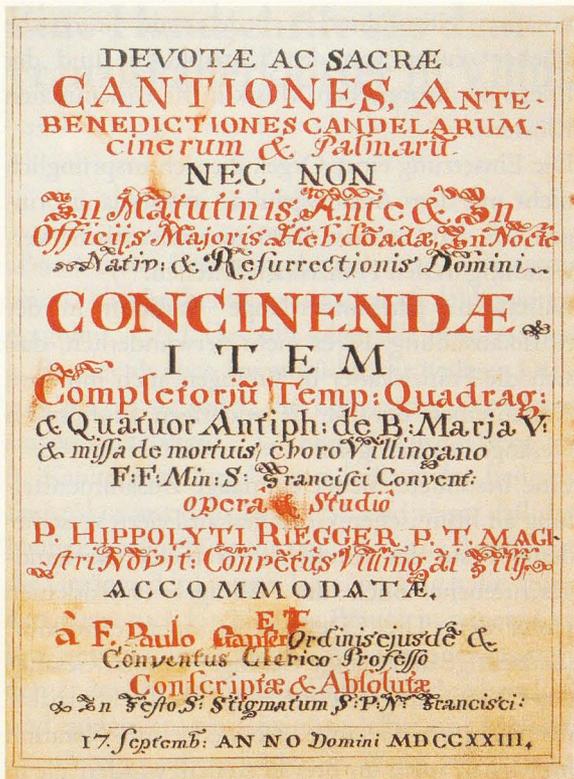
notation einzuführen.⁹⁾ Bedeutende liturgische Bücher zeugen von der Schreibkultur und der Pflege der liturgischen Musik in franziskanischen Klöstern.

Die Einsetzung einer Orgel, die sich ursprünglich nicht mit dem Armutsgelübde in Einklang bringen ließ, fand erst um 1600 gottesdienstliche Verwendung in den Franziskanerkirchen.¹⁰⁾

Durch die jahrhundertlange Tradition in der Musikausübung, ist es nicht verwunderlich, daß sich die Franziskaner in Villingen auch mit dem Aufschreiben der für sie wichtigen liturgischen Gesänge beschäftigten.

Eine besondere, sicher einmalige Zusammenstellung an liturgischen Gesängen zu Feiern verschiedener Feste des Kirchenjahres bietet das handgeschriebene Buch der Villingen Franziskaner. Unter dem Titel „*Devotae ac sacrae cantiones*“ (andächtige und heilige Gesänge) wurden Gesänge der Liturgie aufgezeichnet. Die für die Franziskaner wichtigen Gesänge, die weder mit Notation im Missale noch im Brevier stehen, wurden alle in Quadratnotation aufgeschrieben. Am Ende der Handschrift wurden Wiederholungen und Schriftproben, Hinweise auf vordere Seiten, alles von anderen Händen, eingetragen.

Es ist als eine Seltenheit zu werten, daß im Jahr 1723 noch Texte und Gesänge in einem Buch handschriftlich, ohne Hilfsmittel wie Stempel und Schablone, aufgezeichnet wurden. Die Gesänge wurden von Frater Paul Ganser abgeschrieben und vervollkommnet. Sie gehörten im Franziskanerkloster zu Villingen zu den wichtigen Bestandteilen der Messe und der Stundengebete. Die Aufzeichnungen entstammen den Arbeiten und wissenschaftlichen Studien des Paters Hippolyt Riegger, der, wie auf dem Titelblatt angegeben ist, im Jahr 1723 Novizenmeister (*pro tempore magistri novitiorum*) war und auch die Gesänge zusammenstellte.¹¹⁾ Ab 1726 war der in Villingen geborene Pater Hippolyt Riegger Guardian des Konvents.¹²⁾ Der Name Riegger ist in den Urkunden der Stadt häufig anzutreffen.¹³⁾ Fertiggestellt wurde die Handschrift zum Fest der Stigmatisation des heiligen Franziskus am 17. 9. 1723.



Titelblatt

Herr Dekan und Münsterpfarrer Kurt Müller hat anlässlich der Eröffnung des neuen Franziskaner-museums am 17. 9. 1982 diese Handschrift dem Stadtarchiv übergeben. Damit wurde die jahrhundertlange Verbindung, die zwischen dem Münster und dem Minoritenkonvent bestand, erneut zum Ausdruck gebracht. Diese enge Verbindung hat die Handschrift wohl auch für Villingen gerettet.

Der Codex wurde 1723, in der Zeit des Guardians Bernardin Müller (1723) geschrieben, dessen 2. Nachfolger Hippolyt Riegger von Villingen (1726) war.¹⁴⁾

Die Handschrift enthält 80 Seiten, wobei die später eingesetzte Seitennumerierung nicht in recto/verso, sondern in Seitenzahlen von 1-80 ausgeführt wurde. Ab Seite 68 folgen Aufzeichnungen verschiedener Gesänge, die als Nachträge zu werten sind. Die gesamte Handschrift wurde neu in einen alten Einband mit 4 Metallecken und zwei Schließen gebunden. Die Größe der Handschrift: Breite: 22 cm, Höhe 30 cm. Schriftspiegel der

Handschrift: Breite: 18,3 cm, Höhe 22,7 cm. Der erste Teil wurde von einer Hand geschrieben und besticht, im Zeitalter des Buchdrucks, durch schöne Initialen und exakte Schreibweise, die einen geübten Schreiber vermuten lässt. Die anderen Schriften sind, abgesehen von der einen Seite der 2. Hand, gut lesbare Schriften. Dekorativ gestaltete Initialen zwischen 2,4 cm und 3,5 cm wurden in roter Farbe gezeichnet. Teilweise wurden die Initialen noch besonders verziert. Einige rote Initialen wurden schwarz nachgezogen, um so eine zweifarbige Wirkung erzielen zu können.



Initialen und Überschrift aus der Franziskaner-Handschrift

Die vier Notenlinien sind alle mit brauner Tinte gezogen, wobei die äußere Linie mit stärkerem Strich ausgeführt wurde. Leider wurden durch eine spätere Hand die heute üblichen Notennamen stellenweise eingetragen, was sicher durch die Franziskaner geschehen ist. Die Noten im OFM-Codex wurden erst mit brauner Tinte geschrieben und dann mit schwarzer Tinte ausgefüllt.

Am Anfang der Aufzeichnungen von 1723 stehen die Benediktionen. Sie werden, wie die anderen wichtigsten Einträge, aufgeführt und besprochen: Erster Eintrag ist die Antiphon zur Austeilung der geweihten Kerzen an Maria Lichtmeß. Maria Lichtmeß oder Maria Reinigung (Purificatio Sanctae Mariae) wurde, gemäß des mosaischen Reinigungsgesetzes (Lev. 12,2 ff) 40 Tage nach der Geburt Christi, daher im Orient ursprünglich am 14. Februar, wahrscheinlich in Jerusalem schon im 4. Jh. gefeiert. Im Jahr 542 wurde durch Kaiser Justinian das Fest für sein Reich angeordnet und „Occursus Domini“ genannt, also war es ehemals ein Fest des Herrn. Die römische Kirche übernahm das Fest von der griechischen Kirche im 7. Jh. Die mit dem Fest verbundene Lichterprozession ist im Orient schon im 4. Jh. nachzuweisen¹⁵⁾. Seit dem 9./10. Jahrhundert ist die Weihe der Kerzen nachweisbar, und ist auch in der franziskanischen Handschrift aus Villingen (S. 1-2)

angegeben. Hier steht die Antiphon *Lumen ad revelationem gentium* (Lc 2, 32) am Beginn und das Canticum *Nunc dimittis servum tuum* (Lc 2,29) schließt sich an. Vor der Lichterprozession wurde die Antiphon *Exsurge Domine* (Ps. 43, 26) gesungen. Als nächste Einträge stehen die Gesänge zum Aschermittwoch. Am Aschermittwoch (Feria quarta Cinerum), bevor der Priester die Asche weihte, wurde vom Chor *Exaudi nos, Domine* (Ps. 68,17) angestimmt (S. 2-4). Seit dem 10. Jahrhundert wird die Asche vom Priester feierlich gesegnet. Ursprünglich bestreute man nur die öffentlichen Büsser mit Asche. Daher stammt der Name Aschermittwoch. Später wurde diese Zeremonie an den Klerikern und dann an allen Gläubigen vorgenommen.¹⁶⁾ Während der Priester in Kreuzform die Asche auf die Häupter der Gläubigen streute, sang der Chor die Antiphon *Immutemur habitu in cinere* (Ioel 2, 13).

Nach den liturgischen Gesängen des Aschermittwochs schließen sich in den Aufzeichnungen für den Palmsonntag neben der Antiphon zur Palmweihe, auch Teile der Meßfeier an (S. 4-19). Am Palmsonntag (Dominica in Palmis) feiert die Kirche den Einzug Jesu in Jerusalem (Mt. 21, 10), mit einer Prozession, die schon im Jahr 386 für Jerusalem und für das Abendland seit dem 7. Jh. bezeugt ist. In Erinnerung an den Triumphzug Jesu werden Zweige geweiht. Diese Weihe ist nicht vor dem 8./9. Jahrhundert nachzuweisen. Die sogenannte Palmweihe war ein ausgedehnter Ritus, der schließlich in einer Nachbildung der Messe¹⁷⁾ (bis Sanctus/Benedictus) endete. Zur Weihe der Zweige wurde vom Chor die Antiphon *Hosanna filio David* (Mt 21, 9) angestimmt. Nach dem Sanctus und Benedictus folgte die Antiphon *Pueri Hebraeorum portantes ramos*, während die geweihten Zweige an die Gläubigen ausgeteilt wurden. Die sich anschließende Prozession zeichnete den Einzug Christi in Jerusalem nach. Hierbei trugen die Gläubigen die geweihten Zweige in den Händen. Früher wurde bei der Prozession unter anderen eine Darstellung des auf einer Eselin reitenden Heilandes¹⁸⁾ (Palmesel) mitgezogen. Ursprünglich waren es zwei Prozessionen, die ein-

ander entgegengogen, wie die Anhänger Christi ihm von Jerusalem aus entgegengingen. In der Handschrift wurde angegeben, daß nach der Rückkehr der Prozession zwei Sänger in die Kirche eintraten und anschließend die Kirchenpforte geschlossen wurde. Die Sänger standen der geschlossenen Tür zugewandt, d. h. der vor der Kirche stehenden Prozession, und sangen den Hymnus *Gloria, laus et honor*, wobei der draußenstehende Chor die 1. Strophe nach jeder neuen Strophe wiederholte. Der Verfasser dieses Gesangs ist der Bischof und Dichter Theodulf von Orleans (†821).

Nun erfolgte der Einzug in die Kirche, die in dieser Aufzeichnung nicht angegeben wurde. Nach der Zeremonie schloß sich eine vollständige Meßfeier (ohne Gloria) an. Die folgende Messe begann mit dem Introitus *Domine, ne longe facias auxilium* (Ps 21, 20), an den sich der Text aus demselben Psalm, Vers 2, *Deus, Deus meus, respice in me* (Ps 21, 2) anschließt. Neben dem Eintrag des Introitus wurde ein Fabelwesen und ein dekoratives Blumenornament gezeichnet.



Ornament neben dem Eintrag des Introitus vom Palmsonntag

Die Fortsetzung des Psalmverses *Quare me dereliquisti* (Ps 21, 2) wurde in der franziskanischen Aufzeichnung als Responsorium aufgezeichnet. Nach dem Kyrie, dem Tractus folgen das Credo, das Offertorium *Improperium expectavit cor* (Ps 68, 21), Sanctus, Benedictus und Agnus Dei, die, wie alle Aufzeichnungen in diesem Codex, mit Notationen versehen wurden, wie auch die Postcommunio, deren Text später zur Communio verwendet wurde, *Pater, si non potest hic calix transire* (Mt 26, 39).

Nach den Benediktionen und Meßteilen des Palmsonntags stehen die Gesänge zum Gründonnerstag. Der Gründonnerstag (Feria quinta In Caena Domini), die Herkunft des Namens ist umstritten, wurde bereits im 12. Jahrhundert *dies viridium* = grüner Tag genannt.¹⁹⁾ Die Erinne-

rung an den Tag des letzten Abendmahls wird seit dem 4. Jahrhundert in den Kirchen feierlich begangen. Vom Gloria an verstummen die Glocken und die Orgel, und schweigen bis zum Gloria des Karsamstags. Die Gesänge zum Gründonnerstag wurden weitgehend aufgezeichnet (S. 19-32). Nach dem Introitus *Nos autem gloriari* und dem sich anschließenden Psalmvers (Ps 66,2) wurde nach dem Kyrie und Gloria, das Graduale *Christus factus est pro nobis* (Phil 2, 8) stehend vorgetragen und anschließend die Messe²⁰⁾ bis Agnus Dei weiter gefeiert. Als Postcommunio steht der heute als Communio eingesetzte Text (Io 13, 5, 12/15). Die Liturgie des Karfreitags (Feria VI. in Parasceve) beginnt in den franziskanischen Aufzeichnungen (S. 32-37) mit dem Tractus *Domine, audivi auditum tuum* (Hab 3, 2).²¹⁾ Es fehlen die Gebete, worunter auch die Passion nach Johannes und die großen Fürbitten fallen. Sie wurden nur als Hinweis erwähnt. Bei der Verehrung des Kreuzes singen der Priester und seine Mitzelebanten²²⁾ *Ecce lignum Crucis* und die Improperien (Klagegesänge) und zur Kreuzverehrung *Popule meus, quid feci tibi?* (Mein Volk, was hab ich dir getan?), gefolgt von dem Trisagion (Dreimalheilig), das abwechselnd von 2 Chören gesungen wird: *Agius o Theos, Sanctus Deus, Sanctus et immortalis*. Anschließend stehen die zum Hymnus *Pange lingua*²³⁾ gehörenden Kehrverse *Crux fidelis, inter omnes* und *Dulce lignum, dulces clavos*. Neben dem Gesang *Crux fidelis* wurde ein Kreuz gezeichnet, das im Christentum Sinnbild des Leidens und des Triumphes Christi bedeutet und damit allgemein als Symbol des Christentums gilt. Bei dem nachfolgenden *Dulce lignum* wurde die Initiale des D mit einem Herz verziert, das in der christlichen Kunst seit der Mystik des hohen Mittelalters als weitverbreitete Herz-Jesu-Symbolik verwendet wird.



Abbildung des Herzens über Dulce lignum

Nach diesen Kehrversen steht die 2. Strophe des Hymnus und die sich wiederholenden Kehrverse als Eintragsende für den Karfreitag.

Bei den Aufzeichnungen der Gesänge des Karsamstags (S. 37-46) fehlen die Einträge der Weihe des Feuers und vor allem die Segnung der Osterkerze mit dem beeindruckenden Weihegesang *Exsultet* (dessen Melodie in jedem Missale aufgezeichnet ist). Hier wird nur der Hinweis auf die 12 Prophetien angezeigt, um den nach vier Prophetien folgenden Tractus in Text und Notation anzugeben. Nach der 4. Prophetie wurde der 1. Tractus *Cantemus Domino gloriose* (Ex 15), nach der 8. Prophetie der Tractus *Vinea facta est dilectio* (Is 5,1) und nach der 12. Prophetie der 3. Tractus *Attende caelum, et loquar* (Dt 32,1) gesungen.²⁴⁾ Im Anschluß daran wurde die Litanei von zwei Sängern vorgetragen. Es folgen Teile der Meßfeier²⁵⁾ (ohne Introitus, Credo, Offertorium und Agnus Dei). Dem Kyrie eleison folgt das feierliche Gloria, bei dem der letzte Satz *Cum Sancto Spiritu in gloria Dei Patris, Amen* fehlt. Dreimal, jeweils einen Ton höher, wurde das Alleluia nach der Epistel angestimmt, das hier mit entsprechendem Hinweis angegeben wurde. Im Anschluß daran steht, vom Chor vorgetragen *Confitemini Domino quoniam bonus* (Ps 117,1). Nach dem Sanctus/Benedictus wird die seit dem späten Mittelalter sich anschließende Vesper gefeiert. Das Agnus Dei, das an diesem Tag entfiel, wurde mit dem Hinweis auf eine vordere Seite von einem späteren Schreiber eingefügt, was allerdings nicht den liturgischen Vorschriften entsprach. Die Vesper begann mit einem Alleluia und dem anschließenden 1. und 2. Vers des 116. Psalms *Laudate Dominum omnes gentes* und der Antiphon zum Magnificat *Vespere autem sabbati*.



Abbildung des Kreuzes neben Crux fidelis

Danach stehen noch einige Antiphonen, die eigentlich an den drei letzten Tagen der Karwoche gesungen wurden: *Traditor omnes, Christus factus est, Mortem autem, Propter quod et Deus, Posuerunt super caput.* Anschließend folgt die Antiphon *Mulieres sedentes ad monumentum.*

Für den Ostersonntag (S. 47-48) wurden Antiphonen zum Benedictus und zum Magnificat aufgezeichnet, die zu den Stundengebeten gehören. Das Gradual-Responsorium *Haec dies quam fecit* (Ps 117, 24) und die Antiphon *Et valde mane una Sabbato* schließen mit einem Alleluia.

Die bisher eingehaltene liturgische Reihenfolge wird mit der Antiphon *Gloria in excelsis Deo* für Weihnachten (In nocte Nativitatis Domini) (S. 48) beendet. Zu der sich anschließenden Komplet (S. 49-51) wurden die Antiphon *Miserere mihi*, das Responsorium *In manus tuas* und die Antiphon *Salva nos, Domine* aufgezeichnet.



Überschrift der Komplet

Der zwischen den Gesängen stehende Hymnus *Te lucis ante terminum*²⁶⁾ (S.49-50) wurde in zwei verschiedenen Melodien notiert, wobei die erste Melodie dem Weihnachtsfest zuzuordnen ist und die zweite den Marienfesten. Nur diese beiden Fassungen des Hymnus wurden von einer anderen Hand als der vorhergehende und nachfolgende Teil geschrieben. Es fällt auf, daß die erste Melodie syllabisch (ein Ton auf eine Silbe), die zweite melismatisch (mehrere Töne auf eine Silbe) angelegt ist.



Hymnus: *Te lucis ante terminum.* 1. Fassung



Hymnus: *Te lucis ante terminum.* 2. Fassung (Marienfeste)

Die folgenden vier marianischen Antiphonen (S. 51-58) haben in den monastischen Offizien einen hohen Stellenwert. Im Gegensatz zu den herkömmlichen Antiphonen, werden sie ohne Psalm eingesetzt. Als diese Gesänge an das Ende des täglichen Stundengebets gestellt wurden, verloren sie ihre Verbindung zu den Psalmen.²⁷⁾ Mit der fortschreitenden Marienverehrung im Laufe des Mittelalters bildete sich allmählich eine eigene Gruppe marianischer Antiphonen. Seit dem 16. Jh. werden sie am Schluß der Stundengebete eingesetzt. Jede der vier marianischen Antiphonen besitzt zwei Melodien, von denen die eine einfache, die andere reichere Melodik besitzt. Letztere entspricht der Fassung aus dem Mittelalter, wobei es auch hier einige Varianten in der Tonfolge gibt.

Bei *Ave Regina caelorum*, *Regina caeli* und *Alma Redemptoris Mater* sind die Unterschiede zwischen der einfachen und der ausgezierten Melodie nicht so groß wie bei *Salve Regina*. Sie können als Vereinfachungen der ursprünglichen Melodien gelten. Die Aufzeichnungen in der franziskanischen Handschrift beziehen sich alle, trotz einiger Varianten, auf die mittelalterliche Fassung.

Die marianischen Antiphonen sind in ihrer Gesamtheit so interessant und bedeutend, daß sie hier in der mittelalterlichen und der moderneren Form verglichen werden.

Die Verwendung der Marianischen Antiphonen innerhalb des Kirchenjahres:

Alma Redemptoris Mater:

heute vom 1. Advent bis Komplet von Purificatio.

Ave Regina caelorum:

heute von Purificatio bis Gründonnerstag.

Regina caeli: heute von Karsamstag bis Samstag vor Trinitatis.

Salve Regina:

heute von 1. Vesper von Trinitatis bis Vesper vor 1. Adventssonntag.

Antiph. B. Mariae V.

Alma Redemptoris
Ma-ter quae per- via cae- li
por- ta ma- nes et stel- la
ma- ris succurre cadenti surge
requi cu rat popu lo tu quae
genu i sti natu- ra mirante
tu um sanctum Ge ni forem Vir go
pri- us ac po ste- rj us Gabrj.
e- lis ab o- re sumens illud
a- ve pecca to ru mi se re re.

*Alma Redemptoris Mater: in der Aufzeichnung der fran-
ziskanischen Handschrift*

Alma Redemptoris Mater wurde ursprünglich zur
Sext (eine kleine Hore des Stundengebets) von As-
sumptio (Maria Himmelfahrt) gesungen. Bereits
im 12. Jh. war diese Antiphon in vielen Hand-
schriften aufzufinden Die Zuschreibung dieser
Antiphon an den Reichenauer Mönch Herman-
nus Contractus ist nicht belegt, obwohl schon
Durandus im 13. Jh. die Antiphon Hermannus
zugeschrieben hat.²⁹⁾

Einige textliche Parallelen zeigen die Verbindung
der Antiphon zu dem bekannten Hymnus *Ave
maris stella*, der als Hymnus in der Vesper der

V Al - ma A Re - dem - ptó - ris Ma - ter, quae
pér - vi - a cae - li Por - ta ma - nes, et stel - la ma -
ris, suc - cúr - re ca - dén - ti, Súr - ge - re qui cu - rat,
pó - pu - lo: tu quae ge - nu - í - sti, Na - tú - ra mi -
rán - te, tu - um sanctum Ge - ni - tó - rem, Vir - go pri -
us ac po - sté - ri - us, Ga - bri - é - lis ab o - re Su -
mens il - lud A - ve, pec - ca - tó - rum mi - se - ré - re.

Alma Redemptoris Mater: in der neueren Fassung

Übersetzung:

Gütige Mutter des Erlösers, du bist das offene Tor des Himmels und Stern des Meeres, eile zur Hilfe deinem sinkenden Volk, daß es sich wieder erhebe, die du zum Erstaunen der Natur deinen heiligen Schöpfer geboren hast, Jungfrau vor und nach der Geburt, aus Gabriels Mund tönt dir freudiger Gruß; erbarme dich der Sünder.²⁸⁾

meisten Marienfeste eingesetzt wird.³⁰⁾ Dem
Textdichter von *Alma Redemptoris Mater* war der
Hymnus *Ave maris stella* sicher bekannt, da die
Bezeichnungen im Hymnus in der Antiphon
leicht abgewandelt übernommen wurden.

Inhaltliche Übereinstimmungen (wörtlich oder sinngemäß) von
Hymnus und Marianischer Antiphon (Fettdruck)

Hymnus:

- Ave, maris stella,**
Dei Mater alma,
Atque semper Virgo,
Felix coeli Porta.
- Sumens illud Ave.**
Gabrielis ore,
Funda nos in pace
Mutans Hevae nomen.
- Solve vincla reis,**
Profer lumen caecis,
Mala nostra pelle,
Bona cuncta posce.

Antiphon:

Alma Redemptoris Mater,
quae pervia coeli Porta manes,
et stella maris, succurre cadenti,
Surgere qui curat, populo:
tu quae genuisti, Natura mirante,
tuum sanctum Genitorem,
Virgo prius ac posterius,
Gabrielis ab ore Sumens illud Ave,
peccatorum miserere.

Der Hymnus *Ave maris stella* ist ein Vesperhymnus der meisten Marienfeste, ursprünglich für Annuntiatio (Verkündigung). Er ist seit dem 9. Jh. belegt und besitzt sieben Strophen. Beim Vergleich wurden nur die ersten drei Strophen berücksichtigt. Verfasser unbekannt (7.-8. Jh?).³¹⁾

In der Komplet von Purificatio – Gründonnerstag

Ave Regi na cœlo-
rum Ave Domi na Ange-
lo rû Sal ve radix Salve
por ta ex qua mûdo lux est
or- ta gaude Virgo gloriosa
su per om nes spe cio- sa va-
le ò valde deco ra & pro
no bis Christû ex- o- ra..

Ave Regina caelorum: in der Fassung der Franziskaner-Handschrift

Wenn VALE als Abschiedsgruß übersetzt wird, wird die Beziehung zu Assumptio (Maria Himmelfahrt) sehr deutlich. Meistens jedoch wird das VALE mit „sei begrüßt“ oder „Heil dir“ übersetzt, was dann die ursprüngliche Beziehung zu Maria Himmelfahrt nicht so klar zum Ausdruck bringt. Die Antiphon *Ave Regina caelorum* wurde ursprünglich zur Non der Assumptio (Maria Himmelfahrt) gesungen.³²⁾ Der Text wird als Abschiedsgruß der zum Himmel auffahrenden Maria interpretiert. Diese Grußform ist textlich deutlich ausgebildet. Vergleichende Bilder werden im Text als Gruß gewählt, wie z. B. radix (Jesse), porta caeli. Radix bezieht

sich auf Jesaias und porta bedeutet das Tor zur Erlösung.³³⁾ Der Verfasser des Textes ist unbekannt.

V A - ve, Re - gi - na cœ - ló - rum, A A - ve, Dó - mi -
na An - ge - ló - rum: Sal - ve, ra - dix, sal - ve, por - ta, ex
qua mundo lux est or - ta: Gau - de, Vir - go glo - ri -
ó - sa, Su - per omnes spe - ci - ó - sa, Va - le, o val -
de de - có - ra, Et pro no - bis Christum ex - ó - ra.

Ave Regina caelorum: In der neueren Fassung

Übersetzung:

Sei begrüßt, du Königin des Himmels, sei begrüßt, du Herrin der Engel. Sei begrüßt, du Wurzel, du Pforte, aus welcher der Welt das Licht hervorgegangen ist. Freu' dich, o glorreiche Jungfrau, du Auserlesene über alle. Gruß dir, du Hochedle und bitte Christus inständig für uns.³⁴⁾

Von Karsamstag bis Samstag vor Trinitatis = Dreifaltigkeitssonntag

Die Antiphon Regina coeli ist die jüngste der 4 Marianischen Antiphonen des Offiziums. Sie steht in einem Antiphonar von St. Peter/Rom aus dem 12. Jh. und zwar als Antiphon der Oktav von Ostern, und wird nach einem Dekret Benedikts XIV. von 1742 in der Osterzeit zum Angelusläuten gebetet. In der Vorschrift ist das Regina coeli stehend zu beten/singen. Darin lebt ältester östlicher Brauch des Betens fort. Die erste Bezeugung als Magnifikat-Antiphon in der Ostervesper steht in einem röm. Antiphonar um 1200. Die vereinfachte Singweise stammt aus dem 16. Jh. Auch als kath. Kirchenlied wurde der Text verwendet.³⁵⁾ Das letzte Alleluia ist besonders melismatisch ausgeziert. Es ist eine Botschaft an Maria über die Auferstehung ihres Sohnes (Mt 28, 6 „Er ist nicht hier, denn er ist auferstanden, wie er gesagt hat“).

Tempore Paschalij

Re gi na cœli lata - - re
 al le lu ja quia quæ meru -
 i fsi por - ta re al le lu ja
 re sur re xit si cut di xit al -
 le lu ja O ra pro no - bis De -
 um alle -

Regina coeli: in der Fassung der Franziskaner-Handschrift

V Re - gi - na cœ - li, A læ - tá - re, al - le - lú - ia;
 Qui - a quem me - ru - í - sti por - tá - re, al - le -
 lú - ia, Re - sur - ré - xit, sic - ut di - xit, al - le -
 lú - ia: O - ra pro nō - bis De - um, al - le - lú - ia.

Regina caeli: in der neueren Fassung

Übersetzung:

Freu dich, du Himmelskönigin, alleluia, denn er, den du zu tragen verdient hast, alleluia, ist auferstanden, wie er gesagt hat, alleluia. Bitte Gott für uns, alleluia. ³⁶⁾

1. Vesper von Trinitatis bis Vesper vor 1. Adventsonntag

Sal ve Re gi - na Ma ter
 mi se ricor - di æ vi - ta
 dulce do - & spes no stra
 sal - ve ad te clama - - mus
 ex u - les' fi li j - Evæ ad
 te suspi ra - m, gementes' ei flē -
 tes' in hac lachri marum valle
 E ja er go Advo ca ta
 no stra, il los' tu - os' mi se -
 ri cor - des' o - cu los' ad nos'
 con - ver - te & se sum be -
 ne di ctū fructū ventris
 tu - i no bis' post hoc ex i -
 li um o - stende o - cle mē
 o - pi - a o - dulcis
 V ir go Ma rj a

Salve Regina: in der Fassung der Franziskaner-Handschrift

Ant.
I

S Al - ve, Re - gi - na, ma - ter mi - se - ri - córdi - æ :
Vi - ta, dulcé - do, et spes nostra, sal - ve. Ad te
clamá - mus, éx - su - les, fi - li - i He - væ. Ad te suspi - rá -
mus, geméntes et flentes in hac lacrimá - rum val - le.
E - ia ergo, Advo - cá - ta nostra, il - los tu - os mi - se -
ri - cór - des ó - cu - los ad nos convér - te. Et Je - sum, be -
ne - dí - ctum fructum ventris tu - i, no - bis post hoc ex - si -
li - um osténde : O cle - mens : O pi - a : O
dulcis Virgo Ma - ri - a.

Salve Regina: in der mittelalterlichen Fassung

Übersetzung:

Sei begrüßt, o Königin, Mutter der Barmherzigkeit: Unser Leben, unsere Süßigkeit und Hoffnung, sei begrüßt. Zu dir rufen wir verbannte Kinder Evas. Zu dir seufzen wir trauernd und weinend in diesem Tale der Tränen. Wohlan denn, unsere Fürsprecherin, wende deine barmherzigen Augen uns zu. Und nach diesem Elend zeige uns Jesus, die gebenedeite Frucht deines Leibes: O milde, o gütige: O süße Jungfrau Maria.³⁷⁾

1568, bei der Reform des Breviers unter Pius V., ist diese marianische Antiphon die Schlußantiphon des Stundengebets (Komplet). Die Einführung der marianischen Antiphonen in die Liturgie läßt sich bis ins 12. Jh. zurückverfolgen. (1135 war das Salve Regina in Cluny Prozessionsgesang). Es war ursprünglich eine Antiphon zu Maria Verkündigung. Einige Hinweise deuten daraufhin, daß im 11. Jh. das Salve Regina bereits auf der Reichenau bekannt war und trioptiert wurde, es wurde aber nicht, wie allgemein angenom-

V Sal - ve, Re - gi - na, A Ma - ter mi - se - ri - cór -
di - æ; Vi - ta, dul - cé - do et spes no - stra, sal - ve.
Ad te cla - má - mus éx - su - les fi - li - i He - væ.
Ad te su - spi - rá - mus ge - mén - tes et flen - tes
in hac la - cri - má - rum val - le. E - ia er - go, ad -
vo - cá - ta no - stra, il - los tu - os mi - se - ri - cór -
des ó - cu - los ad nos con - vér - te. Et Je - sum, be -
ne - dí - ctum fru - ctum ven - tris tu - i, no - bis
post hoc ex - sí - li - um o - stén - de. O cle - mens,
o pi - a, o dul - cis Vir - go Ma - ri - a.

*Salve Regina: in der neueren Fassung
(Melodie nach Henry Du Mont 1619-1684)*

men wird, von Hermannus Contractus geschrieben.³⁸⁾ Eventuell käme Petrus von Compostella (ca. 952-1002) als Verfasser in Frage. Dieser war Mönch in der Abtei Advocacion de S. Maria (die Übereinstimmung des Namens der Abtei Advocacion de S. Maria und den in der Antiphon verwendeten Anrufungen ist nicht zu übersehen). Von Spanien könnte die Antiphon über Frankreich, eventuell durch Adhemar von Puy, nach Deutschland gekommen sein.³⁹⁾ Eine reich melismatische Ausschmückung der Melodie beherrscht die mittelalterliche Melodie (I.Ton). Die heute vorgezogene Melodie im 5. Ton geht auf Henri Du Mont (1610-1684) zurück.⁴⁰⁾

Die Antiphon in der franziskanischen Handschrift ist auf die melismatische Fassung des Mittelalters zurückzuführen.

Das Salve Regina gehört zu den wertvollsten Mariengesängen der Liturgie. Es ist textlich und musikalisch von großer Ehrfurcht getragen. Seit dem 17. Jh. gibt es die zweite, mehr ansprechende als bedeutende Melodie. Bei der mittelalterlichen Melodie handelt es sich um eine feierliche Version von großer musikalischer Aussagekraft, die in ihrer Gesamtheit eine große Einheit von Wort und Ton bildet. Dagegen besitzt die neuere Melodie in der lyrischen Tonart, wenn auch musikalisch nicht so wertvoll, eine positive und freudige Ausstrahlung.

Im Anschluß an die marianischen Antiphonen wurde das Officium pro mortuis (S. 59-67) aufgezeichnet. *Requiem aeternam, Te decet hymnus, Requiem rep. Kyrie eleison. Tractus: Absolve Domine animas. Offertorium: Domine, Jesu Christe. Sanctus, Benedictus, Agnus Dei. Post Communio: Lux aeterna luceat eis.*

Bei der Überschrift Officium pro mortuis wurden die o mit Totenköpfen ausgemalt. Unter der Überschrift stehen symbolhafte Zeichnungen, die durch die Abbildung der nochmals drei Totenschädel als Zeichen der Vergänglichkeit stehen. Neben dem mittleren Kopf wurde links eine erloschene Öllampe, als Symbol des Todes, gleichzeitig als Zeichen des Friedens, des Erbarmens und der Versöhnung eingezeichnet.⁴¹⁾ Rechts wurde eine Sanduhr gemalt, die als Symbol der verrinnenden Zeit und des Todes steht. Aber, da sie nach Ablaufen des Sandes wieder umgedreht wird, steht sie nicht nur als Symbol für das Ende sondern auch für den Neuanfang, das ewige Leben.⁴²⁾



Officium pro Mortuis der Franziskaner-Handschrift

Im Anschluß werden 2 Antiphonen mit den dazugehörigen Psalmen für „In Nativitate D. N. Jesu Christi“, ein mit Noten versehenes Kyrie und

Gloria für „In Festo de Beatissima Virgine Maria“, angegeben, wobei für das Credo, Sanctus und Agnus der Hinweis auf die Eintragung von Gründonnerstag angegeben wurde. Einige Schriftproben folgen, dann wurden für die Matutin des Gründonnerstags, Karfreitags und Karsamstags einige Antiphonen, die von einer anderen Hand geschrieben wurden, nachgetragen. Insgesamt waren bei dieser Handschrift fünf Schreiber am Werk, wobei der größte Teil (S. 1-68) von Frater Paul Ganser geschrieben wurde. Die letzten 12 Seiten sind als Nachträge zu werten, die, abgesehen von einigen Eintragungen, geringere Schreibkultur als der Hauptteil aufweisen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß es sich bei dieser Handschrift um das seltene Exemplar eines liturgischen Buches handelt, dessen Aufzeichnungen sich ganz bewußt nur auf die Gesänge verschiedener Feiertage ausrichtet, von denen sonst z. B. in Missalien und Breviarien nur die Texte aufgeschrieben wurden. Hier sind nicht nur die Antiphonen der Stundengebete und die feststehenden Meßteile mit Notationen versehen, sondern auch Tractus, Offertorium und Postcommunio. Eine Liturgie für Verstorbene (Liturgia Defunctorum) beendet den Hauptteil der Handschrift. Danach folgen nur noch Nachträge und Hinweise auf Gesänge im Hauptteil.

Die Franziskaner in Villingen

Da sich das Kulturzentrum Franziskaner in Villingen in den Mauern des ehemaligen Klosters befindet und den Namen des Ordens trägt, folgt eine kurze Zusammenfassung der über 500jährigen Geschichte des Minoriten-Konvents:

Nachdem Franziskus für die Gemeinschaft seiner Brüder, die er *Minores*, also die Minderen, nannte, von Papst Innocenz III. 1209 mündlich und 1219 von Papst Honorius III. schriftlich die Bestätigung für seine Vereinigung erhalten hatte, wurde auf dem 1. Kapitel 1221 zu Portiuncula beschlossen, die Brüder auch jenseits der Alpen einzusetzen. Innerhalb kurzer Zeit entstanden auch in Deutschland an vielen Orten Konvente, die zuerst 1230 in zwei, dann 1239 in drei Provinzen

aufgeteilt wurden. Die ersten Konvente in Süddeutschland wurden in Basel 1231, Konstanz 1240, Freiburg 1242, Kolmar 1246, Schaffhausen 1262, Überlingen 1267 und Villingen 1268 gegründet.⁴³⁾

Villingen verdankt die Klostergründung dem Grafen Heinrich I. von Fürstenberg, dessen Haus von 1254-1326 Villingen als Erbe der Zähringer besessen hat. In dieser relativ kurzen Zeit bemühte sich der Fürstenberger, die Stadt in jeder Weise zu fördern. Handel und Gewerbe siedelten sich aus dem Umland in der Stadt an, und es entwickelte sich neu der Handwerkerstand, der bald eine bedeutende Rolle in Villingen spielte.⁴⁴⁾ Das war sicher mit ein Grund für Heinrich I. von Fürstenberg, die Franziskaner nach Villingen zu berufen. Auch, nachdem in einigen süddeutschen Städten bereits der Orden der Franziskaner, sich der Verunsicherten und der Armen, getreu nach der Regel seines Gründers des heiligen Franziskus, angenommen hatte, bemühte sich Heinrich von Fürstenberg, einen Konvent der Franziskaner in Villingen aufzubauen. Im Jahr 1267 bat er den Provinzial Albert, der den Beinamen Pius trug, um die Gründung eines Konvents auf seinem Gelände und sicherte dem zu gründenden Konvent Schutz und Freiheit zu.⁴⁵⁾ Aber da der Orden arm war, nicht nur die einzelnen Brüder, sondern auch die Gemeinschaft, waren die Grundstücke nur auf Nießbrauch (*ad usum vestri ordinis*) und nicht als Eigentum der Franziskaner zu betrachten.⁴⁶⁾ Hier wird noch die Bitte des Heiligen deutlich, der in seinem Testament seinen Brüdern empfahl, keine Kirchen, Wohnungen, auch noch so kleine, anzunehmen, wenn sie nicht mit der in der Regel versprochenen Armut übereinstimmen würden. Selbst dort sollen sie nicht wie Besitzer, sondern wie Fremde und Pilger wohnen.⁴⁷⁾ Schon am 15. 1. 1268 konnten die Minoriten in Villingen eine Wohnstatt beziehen. Minoriten sind Angehörige des OFM Conv. = Ordo Fratrum Minorum Conventualium = schwarze Franziskaner oder Minoriten = mindere Brüder. Diese Minoriten oder Konventualen sind der älteste Zweig der Franziskaner, die in Deutsch-

land den alten Namen Minoriten beibehielten.⁴⁸⁾ In dem Schutzbrief des Fürstenpaares Heinrich und Agnes zu Fürstenberg wurde erwähnt, daß die Berufung der Minoriten auch auf den Wunsch der Villingener Bevölkerung zurückzuführen sei.⁴⁹⁾ Was allerdings nicht besagt, daß die Bürger Villingens sich an den Kosten des Baus offiziell beteiligten.

Der Vorsteher eines Franziskaner-Klosters ist der Guardian, der gewöhnlich, wie sein Stellvertreter der Vikar, für ein Jahr vom Provinzialkapitel gewählt wird. Dem Vikar stehen mehrere Räte aus dem Konvent zur Seite. Der Lektor oder Lesemeister ist der erste Prediger und Beichtvater des Klosters. Circa 10 Klöster bildeten eine Kustodie, geleitet von einem Kustos. Die oberrheinische Provinz, zu der auch Villingen gehörte, bestand aus 6 Kustodien: Elsaß, Rhein, Schwaben, Bayern, Basel und Bodensee. Die Kustodie Bodensee umfaßte bis zum Anfang des 16. Jh. die Konvente: Lindau, Konstanz, Zürich, Luzern, Überlingen, V i l l i n g e n, Schaffhausen, Burgdorf (Kanton Bern), Viktorsberg/Feldkirch und seit 1475 auch Hausach. An der obersten Stelle einer Provinz stand der Provinzial (Minister), dem die Mönche zum Gehorsam verpflichtet waren. Der Provinzial wurde auf dem Provinzialkapitel gewählt, das alle 3 Jahre abwechselnd in einem Kloster der Provinz stattfand. Vom 15. Jahrhundert an fanden in Villingen öfters Provinzialkapitel statt, auf denen auch die Wahlen der Oberen abgehalten wurden⁵⁰⁾. Der Ordensgeneral war allen Ordensangehörigen vorgesetzt, er hatte die Pflicht die Generalkapitel abzuhalten⁵¹⁾.

Zu der schnellen Ausbreitung des Ordens kam es in erster Linie durch die vorgelebte, bedingungslose Armut des neuen Ordens. In beiden erhaltenen Regeln wird verlangt, daß in keinem Fall Geld oder Wertgegenstände von den Brüdern besessen werden dürfen.⁵²⁾ Sie waren „Missionare des Evangeliums“ und lebten von Almosen, pflegten die Kranken, vor allem die Aussätzigen, und arbeiteten in ihren erlernten Berufen.⁵³⁾ Franziskus empfahl seinen Mitbrüdern, die ein Handwerk erlernt hatten, mit Freude und Demut zu arbei-

ten.⁵⁴⁾ In seinem Testament schrieb er sogar, daß alle Brüder, die kein Handwerk erlernt hatten, dieses noch erlernen sollten.⁵⁵⁾ Zum Lohn für ihre Arbeit sollen die Brüder für sich nur die zum Lebensunterhalt notwendigen Dinge annehmen. Und wenn einmal der Arbeitslohn nicht gegeben wird, so dürfen sie sich nicht schämen, von Tür zu Tür um Almosen zu betteln.⁵⁶⁾ Die Bettelgaben zu essen, bedeutete für Franziskus am Tisch des Herrn eingeladen zu sein, weil jedes Almosen aus Liebe zu Gott gegeben wird.⁵⁷⁾

Je anspruchsloser die Franziskaner auftraten, um so mehr fanden sie Vertrauen, besonders beim einfachen Volk. Allerdings stellten sich bei der Ausführung dieses Armutsprinzips durch die schnelle Ausdehnung des Ordens größere Schwierigkeiten ein. Es wurde versucht, der Regel eine weniger strenge Auslegung zu geben, um den Besitz der Lebensnotwendigkeiten zu sichern, und es gab einen anderen Zweig, der sich streng am Wortlaut der Regeln festhielt, und die bedingungslose Armut befürwortete.⁵⁸⁾

Im Gegensatz zu den alten Orden, die in der Einsamkeit siedelten, bauten die Franziskaner, wie auch die Dominikaner, in den Städten ihre Häuser, um besseren Kontakt zu der Bevölkerung zu bekommen und ihre Predigtstätigkeit besser ausüben zu können.

Die Franziskaner trugen im Mittelalter einen grauen Habit (deshalb auch Graubrüder genannt) und liefen barfuß (daher Barfüßerorden).⁵⁹⁾ Die Befolgung der höchsten Armut des Einzelnen und der Gemeinschaft und das Apostolat der Arbeit und der Predigt wurde sehr ernst genommen. Dadurch wurde dem neuen Orden großes Vertrauen entgegengebracht, zumal die Bevölkerung spürte, daß die Brüder vom Geist der tätigen Nächstenliebe erfüllt waren.⁶⁰⁾ Durch ihre Predigten und ihren Einsatz im Beichtstuhl erwarben sich die Franziskaner die Liebe und den Respekt der Einwohner und so ist auch ihre schnelle und starke Verbreitung zu erklären. Die Predigten der Mino-riten galten aber nicht nur der Belehrung und Erbauung, sondern sie geiselten auch die Umtriebe der Sekten, der Katharer, Waldenser und Albigen-

ser, obwohl die Dominikaner zuerst den päpstlichen Auftrag hatten, gegen diese Sekten vorzugehen.⁶¹⁾ Die Prediger verurteilten die Habsucht der Fürsten und auch der Geistlichkeit. Sie übten an der Justiz wegen ihrer Bestechlichkeit harsche Kritik. Diese neue Art der Predigt wurde vor allem von den einfacheren Menschen mit großer Begeisterung aufgenommen. Franziskus, der den moralischen Wert der Predigt klar erkannte, hat in seiner „Regula bullata“ auf die Wichtigkeit der Predigt hingewiesen und machte zur Bedingung, daß alle Prediger, die zum Volk predigen, vom Minister geprüft wurden.⁶²⁾

So war es eine wichtige Entscheidung des Heinrich von Fürstenberg, den Orden in Villingen ansässig zu machen. Durch Stiftungen und Vermächtnisse konnten sich die Brüder, neben ihrer Arbeit und den Almosen, die sie sich erbettelten, selbst versorgen.⁶³⁾

In der Zeit, als die Franziskaner nach Villingen gerufen wurden, war Bonaventura (1221-1274) der Leiter des Ordens. Er, der die Hinwendung der Franziskaner zur theologischen Wissenschaft einleitete, hatte die verschiedenen Richtungen innerhalb des Ordens wieder zusammengebracht und durch seine Vorschriften für die Bauten der Kirchen und Konvente die Linie des heiligen Franziskus fortgeführt. Bonaventura erlaubte beim Bau der Gebäude nur, was notwendig war. Bauten, die der Armut nicht entsprachen waren verboten, da sie eine Verletzung des Armutsgelübdes bedeuteten.⁶⁴⁾

Um den Kirchenbau des Konvents in Villingen finanzieren zu können, wurden Ablässe gewährt. Anlässlich seiner Anwesenheit in Villingen wurde durch Albertus Magnus, OP, am 30. 10. 1268 zur Förderung des Baus ein Ablass gewährt.⁶⁵⁾ In diesem Schreiben wurde auch erklärt, daß an den beiden Kreuzfesten (Kreuzauffindung und Kreuzerhöhung), an beiden Festen des heiligen Franziskus (Stigmatisation und Tod), an den Festtagen der Kirchenpatrone, des heiligen Antonius von Padua (1195-1231, kanonisiert 1233), der heiligen Klara, der Mitbegründerin des Klarissenordens (1194-1253, kanonisiert 1255) und den jährli-

chen Einweihungsfesten der Altäre Ablaß gewonnen werden konnte.⁶⁶⁾ Bereits am 16.12.1270 und 1275 konnten Altäre und der Klosterfriedhof eingeweiht werden⁶⁷⁾ und die Minoriten bekamen nach und nach eine würdige Wohnstatt und konnten für mehr als 500 Jahre in Villingen tätig sein.

Der 1. Guardian des Klosters, dessen Kirche am 27. 4. 1292⁶⁸⁾ durch Weihbischof Bonifatius geweiht wurde, war Heinrich von Freiburg. Durch diese Tatsache kann angenommen werden, daß die ersten Minoriten von Freiburg nach Villingen kamen.⁶⁹⁾

Der Frater Johannes, Bischof von Cadix, beglaubigte in Villingen eine Kopie des Erzbischofs von Mainz, deren Inhalt auf der Synode in Mainz beschlossen wurde.⁷⁰⁾ In einer Chronik, die nachweislich von einem Franziskaner im Lauf des 18. Jahrhunderts nach alten Quellen geschrieben wurde, steht geschrieben, daß auf der Kirchenversammlung in Mainz des Jahres 1270 den Franziskanern die Möglichkeit gegeben wurde, die Gläubigen nach ihrem Wunsch auf dem Klosterfriedhof zu beerdigen, und den Weltpriestern wird bei Androhung des Kirchenbanns verboten, die Gläubigen daran zu hindern.⁷¹⁾ Auch könnten die Weltpriester bei schwerkranken Leuten, die sich ein Begräbnis in der Klosterkirche oder dem Friedhof derselben wünschten, keinerlei Einfluß auf die Erteilung der Sakramente von seiten der Mönche haben. Ansonsten war es den Ordensleuten bis dahin nicht erlaubt, ohne Ermächtigung des Pfarrherrn die Sakramente zu spenden.⁷²⁾

Streit gab es öfters zwischen den Minoriten und dem Pfarrer des Münsters von Villingen. Papst Johannes XXII. (1316-1334) hatte die bei einem Bettelmönch abgelegte Beichte als gültig erklärt (Bulle 1320), wodurch das Unverständnis der städtischen Pfarrherrn heraufbeschworen wurde. Erst der päpstliche Brief von 1377, in dem unter Androhung der Exkommunikation die Bettelmönche als gleichwertige Geistliche anerkannt werden mußten, verhinderte die Ausgrenzung der Franziskaner beim Spenden der Sakramente.⁷³⁾ Aus einem alten Sterberegister geht hervor, daß

viele adlige Familien in der Franziskanerkirche von Villingen begraben wurden.⁷⁴⁾

Die im Jahr 1425 gebildete Bruderschaft des heiligen Sebastian⁷⁵⁾ band die Mitglieder der Bruderschaft eng an den Konvent und die Kirche. Diese Bruderschaft wurde vom Abt Joannes III. Kern, des Benediktiner-Klosters St. Georgen, dem Magistrat und von Jakob von Falkenstein bestätigt.⁷⁶⁾ Die Mitglieder der Sebastianbruderschaft beteten am Marienaltar, andere Bruderschaften hatten andere Altäre für ihr gemeinsames Gebet.⁷⁷⁾ So wurde die Reliquie des hl. Leontius als Schenkung von Maurus, Kardinal von Alba, unter dem Pontifikat Innocenz X. am 23.11.1654 in das Villingener Kloster überführt.⁷⁸⁾ Außerdem wurden im Franziskaner-Kloster neben anderen noch die Bruderschaft des hl. Antonius (1652) und die Bruderschaft zum Leiden des Herrn (1667/1669) eingesetzt.⁷⁹⁾ Auch die Bruderschaft des heiligen Homobonus, eines wenig bekannten Heiligen, wurde 1697 für die Schwestern und Brüder derselben Bruderschaft bestätigt.⁸⁰⁾ Es gab durch die Zünfte und Bruderschaften, neben den Bruderschaften bekannter Heiliger, eine Fülle von Sonderpatronen.

Die von Franziskus geforderte vollkommene Armut verlangte von den Brüdern immer größere Opfer. Dadurch kam es schon in den ersten Jahrzehnten zu Meinungsverschiedenheiten. Ein Teil der Brüder faßte die franziskanische Regel etwas milder auf, um das für das tägliche Leben Notwendige zu haben, die andere Richtung wollte die absolute Armut, die Franziskus gepredigt hatte.⁸¹⁾ Dann, in der Mitte des 15. Jh. bahnte sich die Spaltung des Minoritenordens in Konventualen und Observanten an. Die Konventualen erstrebten Milderungen der strengen Regel, besonders der bedingungslosen Armut, die von den Observanten in aller Strenge eingehalten wurde (ad litteram sine glossa). Unter Papst Leo X. (1513-1521) wurden die beiden Zweige der Franziskaner in zwei selbständige Orden getrennt. Aus der oberrheinischen Provinz hatten sich 19 Konvente den Observanten angeschlossen, aus denen 1528

die Kapuziner hervorgingen. Die übrigen Konvente zählten zu den Konventualen⁸²⁾, wie auch das Kloster in Villingen. Die Konventualen waren ebenfalls auf Almosen angewiesen, die auch für Jahrzeitstiftungen in Form von Gütern oder Einkünften aus Liegenschaften gespendet wurden. Dafür verpflichtete sich das Kloster, Seelenmessen für „ewige Zeiten“ zu lesen.⁸³⁾

Nach der Zerstörung des Klosters im Jahr 1704 durch die Truppen Tallards, bat der Magistrat, durch eine Bausteuer den Wiederaufbau zu unterstützen.⁸⁴⁾ Am 11. 4. 1711 konnte der Grundstein für die neue Kirche gelegt werden. Viele Villingener Bürger halfen beim Wiederaufbau der Kirche. Anstelle der früheren acht Altäre wurden jetzt nur noch sieben errichtet, wobei aber die Bruderschaftsaltäre alle beibehalten wurden. Stadtpfarrer Riegger überließ den Mönchen ein Positiv aus dem Münster, das im Chor aufgestellt wurde. So waren die Brüder in der Lage, ihre Gottesdienste wieder musikalisch zu gestalten.⁸⁵⁾

Selbst noch im 18. Jahrhundert spielten die Franziskaner bei den Gottesdiensten der Johanniter die Orgel und erhielten dafür eine geringe Summe. Auch dadurch wird deutlich, daß die Franziskaner der Musik gegenüber sehr aufgeschlossen waren, und daß das Singen und Spielen zu ihrem Tagesablauf gehörte.

Innerhalb der über 500 Jahre, in der die Franziskaner in Villingen ansäßig waren, wurden 26 Provinzialkapitel abgehalten. Auch waren einige bedeutende Provinzialminister gebürtige Villingener oder für längere Zeit im Villingener Konvent. Im Laufe des 18. Jahrhunderts traten viele Villingener Bürgersöhne in den Konvent ein. Der Name Witum wird im ausgehenden 18. Jahrhundert sehr oft in den Konventslisten genannt.⁸⁶⁾

Unter der Kaiserin Maria Theresia und ihrem Sohn Joseph II. wurde die Stadt zugunsten des Landesherrn entmachtet.⁸⁷⁾ Die beliebten Passionsspiele wurden 1770 verboten, das Gymnasium der Franziskaner wurde 1774 zugunsten der Benediktiner aufgehoben. Dadurch konnten die Franziskaner 1775 den Unterricht der Normalschule für Jungen übernehmen. Bereits 1774 wurden die

12 Bruderschaften, die in der Stadt eine große Bedeutung hatten, aufgehoben und das Vermögen zugunsten des staatlichen Religionsfonds eingezogen. Im selben Jahr wurde die Zahl der Gottesdienste, der Prozessionen, Andachten und Litanen beschränkt.⁸⁸⁾ Der Klosterfriedhof mußte 1785 beseitigt werden. Kapellen und Nebenkirchen wurden geschlossen und die Motivtafeln aus den Kirchen entfernt. Das bedeutete das Ende des Franziskaner-Klosters. Der Besitz des Klosters, wie aller aufgelösten Klöster, fiel dem Landesherrn zu. Einen Teil der Franziskanerbibliothek bekam das Haus Fürstenberg.⁸⁹⁾

Was hatte der Papst gegen diese Strömungen getan? Pius VI. (1775-1799) war ein frommer, allseits gebildeter Mann, dessen Pontifikat trotz Glanz und Bautätigkeit in Rom (Bau der Sakristei von Sankt Peter), als ein Martyrium des Papsttums in neuerer Zeit bezeichnet werden kann. Er versuchte, die staatskirchlichen Ansprüche des Absolutismus, des Jansenismus, der kirchenfeindlichen Freimaurer und der Französischen Revolution abzuwehren. In Frankreich wurden im Jahr 1792 circa 300 Priester und 3 Bischöfe hingerichtet, und 40 000 Priester des Landes verwiesen.⁹⁰⁾ Pius VI. verurteilte die Prinzipien und die Kirchenpolitik der Revolution. Der Beitritt des Papstes zur Koalition gegen Frankreich brachte durch den Feldzug Napoleons schwere Verluste des Kirchenstaates, der dann 1798 vorübergehend nicht mehr existierte. Als Gefangener wurde der kranke 80jährige Papst nach Oberitalien und von dort nach Valence geschleppt, wo er auch starb. Erst 1802 konnte sein Leichnam nach Rom überführt werden. Seine Schuld war es nicht, daß in seinem Pontifikat die Autorität des Papsttums weiter abnahm, ihm fehlten jedoch nötige Weitsicht und Willensstärke, diese großen Probleme zu lösen. Er konnte sich im Fall der Auflösung der Klöster gegen den Reformeifer eines Joseph II. nicht durchsetzen, der aus eigener Macht über 800 Klöster aufhob. Selbst die Reise des Papstes nach Wien, wovon er sich eine Klärung nach einer Aussprache mit dem Kaiser erhoffte, blieb ohne Ergebnis.⁹¹⁾



Altkolorierter Holzschnitt aus dem 18. Jahrhundert
(Privatbesitz)

So blieb dem Papst, wie auf dem Bild zu sehen, nur vorbehalten, die Gläubigen in Wien zu segnen. Die Klöster galten nicht mehr als Ort, in dem die Tugenden des Evangeliums in erster Linie gepflegt wurden, wenn es auch mehr glaubenseifrige Mönche gab, als die unqualifizierten Verallgemeinerungen vermuten lassen. Für einen Großteil der Außenstehenden waren die Mönche Müßiggänger, die mit ihren Einkünften viel Grundbesitz verwalteten und sich mit dekorativen Bauten ein Denkmal setzen wollten. Wenn auch im Allgemeinen der Glaubenseifer inner- und außerhalb der Klöster erlahmte, so gab es doch, besonders bei den Bettelorden, überall hervorragende Prediger und glaubensstarke Klosterinsassen, wie auch gläubige Menschen, die dieser Entwicklung mit Sorge entgegen sahen.⁹²⁾ Was die Reformation nicht schaffte, das konnte die Aufklärung für sich verbuchen. Das Franziskanerkloster Villingen fiel diesem Gedankengut zum Opfer. Im Jahr 1797 wurde das Kloster aufgehoben, das über 500 Jahre eine starke Bindung zur Stadt und deren Bevölkerung besaß, und bemüht war, das Gedankengut eines heiligen Franziskus – das gelebte Evangelium – wenn auch später in abgeschwächter Form zu verwirklichen.

Anmerkungen:

1) Scritti di S. Francesco, Legislazione Francescana, Regola prima, cap. 3 (La preghiera e il digiuno). Assisi: Edizioni Porziuncola 1986.

2) Brenni, Paolo: Der Sonnengesang des heiligen Franz von Assisi. Luzern/Stuttgart: Rex-Verlag 1980.

3) Hüschen, Heinrich: Franziskaner. In: MGG, Bd. 4, Sp. 826.

4) Regula Benedicti: XIX. De disciplina psallendi. Beuron: Beuronischer Kunstverlag 1992, p. 134 f.

5) Scritti di S. Francesco, Legislazione Francescana, Regola bollata, cap. 3, Momenti di vita, p. 84. („Clerici faciant divinum officium secundum ordinem Sanctae Ecclesiae Romanae“).

6) Kandler, Agathon: Franziskus von Assisi und seine Ordensgründung. In: Das Wirken der Orden und Klöster in Deutschland. Köln: Wienand 1957, S. 190 f.

7) Scritti di S. Francesco, Regola non bollata, cap. 3, La preghiera e il digiuno, p. 63; Regola bollata, Momenti di vita, cap. 3, p. 84.

8) Hüschen, Heinrich: Franziskaner. In: MGG, Bd. 4, Sp. 830.

9) Radulph de Rivo: Tractatus de canonum observantia. Textedition C. Mohlberg: Radulph de Rivo, der letzte Vertreter der altrömischen Liturgie. Münster: 1915, prop. 22.

10) Hüschen, Heinrich: Franziskaner. In: MGG, Bd. 4, Sp. 828.

11) Pater Hippolyt Riegger stellte ein Verzeichnis der Guardiane im Protokollbuch auf, das von den folgenden Guardianen fortgeführt wurde. Vgl. Roder, Christian: Die Franziskaner zu Villingen. In: FDA. Neue Folge. Fünfter Band (der ganzen Reihe 32. Band). Freiburg: Herder 1904, S. 310 f

12) Roder, Christian: Die Franziskaner zu Villingen. In: FDA. Neue Folge. Fünfter Band. S. 310 f. P. Hippolyt Riegger starb am 24. 6. 1743 in Villingen.

13) Wollasch, Hans-Josef: Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen. Bd. II. Villingen: Ring-Verlag 1971, S. 231 f.

14) Roder, Christian: Die Franziskaner zu Villingen. S. 311.

15) Kirchliches Hand-Lexikon, Bd. 2, hg. Michael Buchberger. Freiburg: Herder 1912, Sp. 839 ff.

16) Kirchliches Hand-Lexikon, Bd. 1, Sp. 364.

17) Das Kyrie, Sanctus/Benedictus und Agnus sind mit einigen Varianten der Choralmesse „Orbis factor“ entnommen. Das Credo entspricht dem I. Credo aus dem Kyriale.

18) Palmesel ist eine geschnitzte, bemalte, vollplastische Figur, die den Heiland in Lebensgröße auf einem Esel reitend darstellt. Gewöhnlich auf ein Brett gestellt und mit Rädern versehen. Seit frühchristlicher Zeit wurde auch der Einzug nach Jerusalem dargestellt. Bei den Prozessionen am Palmsonntag wurde ein Palmesel mitgeführt, dessen älteste Bezeugung in der Vita Ulrichs von Augsburg ... „effigie sedentis Domini super asinum“ (982/992; AASS, 4.7.) vorhanden ist.

19) Im Kirchlichen Hand-Lexikon von 1912, Bd. 1, Sp. 1803 wird dazu angegeben, daß der Name von den bis zu Innocenz III. (1198-1216) an diesem Tag getragenen grünen Meßgewändern abgeleitet wurde. Eine andere Erklärung für das Wort Gründonnerstag ist, daß das Wort von „greinen“ = weinen kommen könnte. Vgl. Schott, Anselm: Das vollständige Römische Meßbuch. Freiburg: Herder 1960.

20) Kyrie, Sanctus/Benedictus und Agnus sind mit einigen Varianten der Choralmesse „Cunctipotens Genitor Deus“ zuzurechnen.

21) Ein Tractus wurde in der Fastenzeit zwischen Septuagesima und Ostern nach der 2. Lesung eingesetzt. Ursprünglich war der Tractus ein Sologesang nach einem Psalmtext, der seit dem MA wechselsehrlig gesungen wurde.

22) Dieser Hinweis wurde in der Handschrift angegeben.

23) Der Hymnus *Pange lingua* wurde von Venantius Fortunatus von Poitiers, † um 600, geschrieben.

24) Dieser Tractus steht im Missale von 1702 erst vor der 12. Prophetie.

- 25) Die Teile der Messe gehören zur Choralmesse „Lux et origo“, allerdings auch hier mit Melodievarianten.
- 26) *Te lucis ante terminum* ist ein Kompletthymnus, der seit dem 9. Jh. belegt ist und evtl. irischer Herkunft ist.
- 27) Bäumer, Suitbert: Geschichte des Breviers. Freiburg: Herder 1895, S. 261, 353.
- 28) In Anlehnung an *Alma Redemptoris Mater* entstand das kath. Kirchenlied „Erhab'ne Mutter unsers Herrn“ (Text: F. J. Weinzierl 1816. Melodie: Speyerer Gesangbuch 1599).
- 29) AH 50, 309.
- 30) In Anlehnung an den Hymnus entstand das kath. Kirchenlied „Meerster, ich dich grüße“.
- 31) AH, 39; XXVII 46; LI 140.
- 32) Handschrift, Paris 12044, 12. Jh.
- 33) Pascher, Joseph: Das Stundengebet der römischen Kirche. München: Zink-Verlag 1954, S. 136.
- 34) Nach der Marianischen Antiphon *Ave Regina coelorum* entstand das kath. Kirchenlied „Maria Himmelskönigin“ (Text: Rottenburger Gesangbuch 1867. Melodie: Nikolaus Herman 1562).
- 35) LThK, Bd. 8, Sp. 1097.
- 36) Nach der Marianischen Antiphon *Regina coeli* entstand das kath. Kirchenlied „Freu dich, du Himmelskönigin“ (Text/Melodie: Nach Konstanz 1600).
- 37) Nach dem Text der Marianischen Antiphon *Salve Regina* entstand das kath. Kirchenlied „Sei begrüßt, o Königin“ (Text: Übertragung des *Salve Regina*. Melodie: Heinrich Rohr 1949).
- 38) Oesch, Hans: Berno und Hermann von Reichenau als Musiktheoretiker. Bern: Verlag Haupt 1961, S. 152.
- 39) Oesch, Hans: Berno und Hermann von Reichenau als Musiktheoretiker. S. 153 f.
- 40) LThK, Bd. 9, Sp. 281; MGG III, Sp. 930-940.
- 41) LCI, Bd. 3, hg. Engelbert Kirschbaum. Rom, Freiburg, Basel, Wien: Herder 1994, Sp. 340 f.
- 42) Oesterreicher-Mellwo, Marianne (Bearb.): Symbole. Herder-Lexikon, S. 137.
- 43) Roder, Christian: Die Franziskaner zu Villingen. S. 232 f.
- 44) Revellio, Paul: Das Franziskanerkloster zu Villingen. In: Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen. Villingen: C. Revellio 1964, S. 126.
- 45) Eubel, Konrad: Geschichte der oberdeutschen (Straßburger) Minoriten-Provinz. Würzburg: Bucher 1886, S. 160; SAVS, DD 77.
- 46) Mertens, Dieter: Das Franziskanerkloster in Villingen. Zur Geschichte seiner baulichen Nutzung. In: Geschichts- und Heimatverein, Villingen, Jahreshft XVIII, 1993/94. Villingen-Schwenningen: Wetzel, S. 10 f. In der Chronik SAVS, DD 77 fällt auf, daß immer nur von einer Wohnstatt und nie von einem Kloster gesprochen wurde.
- 47) Scritti di S. Francesco, Testamento di San Francesco, *Siano sempre poveri e minori*, p. 93.
- 48) LThK, Bd. 6, Sp. 516.
- 49) Baur, Ludwig: Die Ausbreitung der Bettelorden in der Diözese Konstanz. In: FDA. Neue Folge. Erster Band (Der ganzen Reihe 28. Band). Freiburg: Herder 1900, S. 43.
- 50) Stengele, Benvenuto: Das ehemalige Franziskaner-Minoriten-Kloster in Villingen. In: FDA. Neue Folge. Dritter Band. Freiburg: Herder 1902, S. 197.
- 51) Roder, Christian: Die Franziskaner zu Villingen. S. 238; Eubel: S. 13 ff.
- 52) Scritti di S. Francesco, Regola bollata, cap. 8. *Non ricevano denaro*, p. 66; Regola bollata, cap. 4, *Non ricevano denaro*, p. 85.
- 53) Scritti di S. Francesco, Regola bollata, cap. 5, *Il lavoro del frati*, p. 85.
- 54) Psalm 127,2 „Denn was deine Hände erarbeiten, wirst du genießen; glücklich bist du und es wird dir wohl gehen.“
- 55) Scritti di S. Francesco, Testamento di San Francesco, *Consegna di un ideale vissuto*, p. 92.
- 56) Scritti di S. Francesco, Testamento di San Francesco, *Consegna di un ideale vissuto*, p. 93.
- 57) Kandler, Agathon: Franziskus von Assisi und seine Ordensgründung. In: Das Wirken der Orden und Klöster in Deutschland. Köln: Wienand 1957, S. 190 f.
- 58) Eubel, Konrad: Geschichte der oberdeutschen (Straßburger) Minoriten-Provinz. 3. Abschnitt: Veränderung in der Provinz durch die Spaltung im Orden. Würzburg: Bucher 1886, S. 38 f.
- 59) LThK, Bd. 4, Sp. 273 f.
- 60) ebda. Sp. 273 f.
- 61) Eubel, Konrad: Geschichte der oberdeutschen (Straßburger) Minoriten-Provinz. S. 19.
- 62) Scritti di S. Francesco, Regola bollata. *Predicatori evangelici*, cap. 9, p. 87.
- 63) SAVS, DD 77.
- 64) Mertens, Dieter: Das Franziskanerkloster in Villingen. S. 11.
- 65) SAVS, DD 77.
- 66) SAVS, DD 77.
- 67) Revellio, Paul: Die Franziskaner-Kirche mit Kreuzgang zu Villingen. S. 5.
- 68) Durch den Brand, der 1271 in Villingen wütete, mußte sicher die Bautätigkeit an der Klosterkirche unterbrochen werden. Vgl. Hug, Heinrich: Villingen Chronik 1495-1533, hg. Christian Roder. Tübingen: Literarischer Verein Stuttgart 1883, S.1. „Anno 1271 Jahr ist schier die ganze stadt Villingen ausgebrunen, das spitall, Johanner- und Barfüeßerkloster außgenommen. Seyndt 330 personen, weib und kindt verbrunen ...“
- 69) Baur, Ludwig: Bd. 1, S. 144.
- 70) Roder, Christian: Die Franziskaner zu Villingen. S. 242.
- 71) SAVS, DD 77.
- 72) Roder, Christian: Die Franziskaner zu Villingen. S. 242.
- 73) ebda. S. 244.
- 74) SAVS, DD 77.
- 75) In den Aufzeichnungen SAVS, DD 60 wird die Bestätigung dieser Bruderschaft für 1491 unter Innocenz VIII. (1484-1492) angegeben. In diesem Fall heißt der Abt vom OSB-Kloster St. Georgen Georg von Asch (1474-1505).
- 76) SAVS, DD 77.
- 77) Mertens, Dieter: Das Franziskanerkloster in Villingen. S. 15.
- 78) Leontins (Fest am 1. 12.) wurde in der ersten Hälfte des 4. Jh. geboren. Ein Apostolat Leontins in Germanien ist historisch zweifelhaft. Patron der Diözese Frejus (LThK, Bd. 6, Sp. 969).
- 79) SAVS, DD 77.
- 80) Homobonus (Fest am 13. 11.) war ein Vertreter, der im 12. Jh. verbreiteten Laienbewegung für eine geistig-religiöse Erneuerung gegenüber der Kirche. Er wird in Frankreich und Deutschland verehrt (LThK, Bd. 6, Sp. 466).
- 81) Roder, Christian: Die Franziskaner zu Villingen. S. 248.
- 82) ebda. S. 248 f.
- 83) ebda. S. 249.
- 84) SAVS, DD 77a (1704).
- 85) Roder, Christian: Die Franziskaner zu Villingen. S. 275.
- 86) SAVS, 2/1 *Protocollum Conventus Villingani 1755-1789*.
- 87) Roder, Christian: Die Franziskaner zu Villingen. S. 279 f.

88) Maulhardt, Heinrich: Villingen als vorderösterreichische Stadt am Ende des Alten Reiches 1750-1806. In: Blätter zur Geschichte der Stadt Villingen-Schwenningen 2/96, daraus: Kirchliches Leben. Villingen-Schwenningen: Baur 1996, S. 6.

89) Maulhardt, Heinrich: Kirchliches Leben. S. 6.

90) Franzen, August/Bäumer, Remigius: Papstgeschichte. Freiburg: Herder 1974, S. 336.

91) LThK, Bd. 8, S. 532 f.

92) Aubert, Roger: Die katholische Kirche und die Revolution. In: Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. VI/1, S.7.

Abkürzungen:

AH Analecta Hymnica
FDA Freiburger Diözesan-Archiv
LCI Lexikon für christl. Ikonographie
LThK Lexikon für Theologie und Kirche
MGG Die Musik in Geschichte und Gegenwart

Quellen:

SAVS, 2/1 Stadtarchiv Villingen-Schwenningen
SAVS, DD 60 Stadtarchiv Villingen-Schwenningen
SAVS, DD 77 Stadtarchiv Villingen-Schwenningen
SAVS, DD 77a Stadtarchiv Villingen-Schwenningen

Bildnachweis:

OFM-Handschrift: Stadtarchiv Villingen-Schwenningen
Papstbild: Privat

Abbildungen:

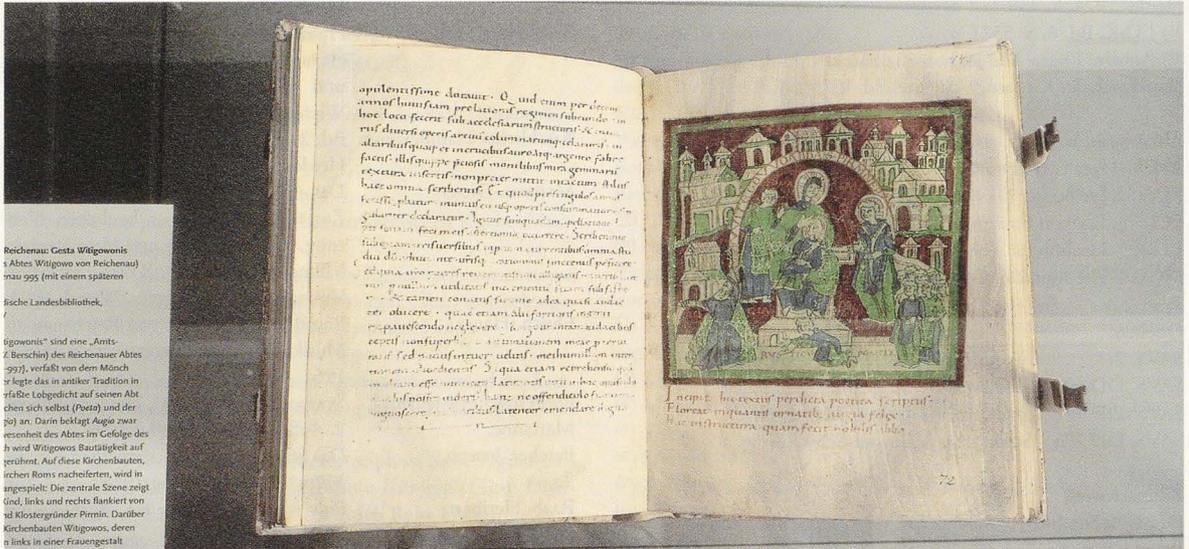
Rolf Semmelroth

Bibliographie:

Bäumer, Suitbert: Geschichte des Breviers. Freiburg: Herder 1895.
Baur, Ludwig: Die Ausbreitung der Bettelorden in der Diözese Konstanz. In: FDA, Neue Folge. Erster Band (Der ganzen Reihe 28. Band) Freiburg: Herder 1900.
Brenni, Paolo: Der Sonnengesang des heiligen Franz von Assisi. Luzern/ Stuttgart: Rex-Verlag 1980.
Clasen, Sophronius: Franziskaner, in: LThK, Bd. 4. Freiburg: Herder 1960.
Dreves, Guido Maria: Analecta Hymnica, Bd. 50. Leipzig: Reisland 1907.
Eubel, Konrad: Geschichte der oberdeutschen (Straßburger) Minoriten-Provinz. Würzburg: Bucher 1886.

Garros, Madeleine: Du Mont, in: MGG, Bd. III. München/Kassel, Basel, London 1989.
Hüsch, Heinrich: Franziskaner, in: MGG, Bd. 4. München/Kassel, Basel, London: DTV-Verlag/Bärenreiter 1989.
Irtenkauf, Wolfgang: Salve Regina, in: LThK, Bd. 9. Freiburg: Herder 1964.
Kandler, Agathon: Franziskus von Assisi und seine Ordensgründung, in: Das Wirken der Orden und Klöster in Deutschland. Köln: Wienand 1957.
Kirchliches Handlexikon: Bd. 2, hg. Michael Buchberger. Freiburg: Herder 1912.
Mertens, Dieter: Das Franziskanerkloster in Villingen. Zur Geschichte seiner baulichen Nutzung, in: Geschichts- und Heimatverein Villingen Jahreshft XVIII, 1993/94. Villingen-Schwenningen: Wetzel 1993.
Berno und Hermann von Reichenau als Musiktheoretiker. Bern: Verlag Haupt 1961.
Oesterreicher-Mellwo, Marianne: Symbole (Bearbeitung), Herder-Lexikon, 2. Aufl. Freiburg: Herder 1994.
Pascher, Joseph: Das Stundengebet der römischen Kirche. München: Zink-Verlag 1954.
Raab, Heribert: Pius VI., in: LThK, Bd. 8. Freiburg: Herder 1963.
Radulph de Rivo: Tractatus de canonum observantia, Text-edition C. Mohlberg: Radulph de Rivo, der letzte Vertreter der altrömischen Liturgie. Münster 1915.
Regula Benedicti: Beuron: Beuron-Kunstverlag 1992.
Revellio, Paul: Das Franziskanerkloster zu Villingen. In: Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen. Villingen: Revellio 1964.
Roder, Christian: Die Franziskaner zu Villingen. In: FDA, Neue Folge. Fünfter Band (Der ganzen Reihe 32. Band). Freiburg: Herder 1904.
Rohmeier, Hieronymus: Konventualen, in: LThK, Bd. 6. Freiburg: Herder 1961.
San Francesco: Scritti di San Francesco. Assisi: Edizioni Porziuncola 1986.
Stengele, Benvenuto: Das ehemalige Franziskaner-Minoriten-Kloster in Villingen. In: FDA, Neue Folge. Dritter Band (Der ganzen Reihe 30. Band). Freiburg: Herder 1902.
Wollasch, Hans-Josef: Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen, Bd II Villingen: Ring-Verlag 1971.

Die Ausstellung „Menschen, Mächte, Märkte“ (Schwaben vor 1000 Jahren und das Villingener Marktrecht) im Franziskanermuseum vom 14. März – 1. August 1999



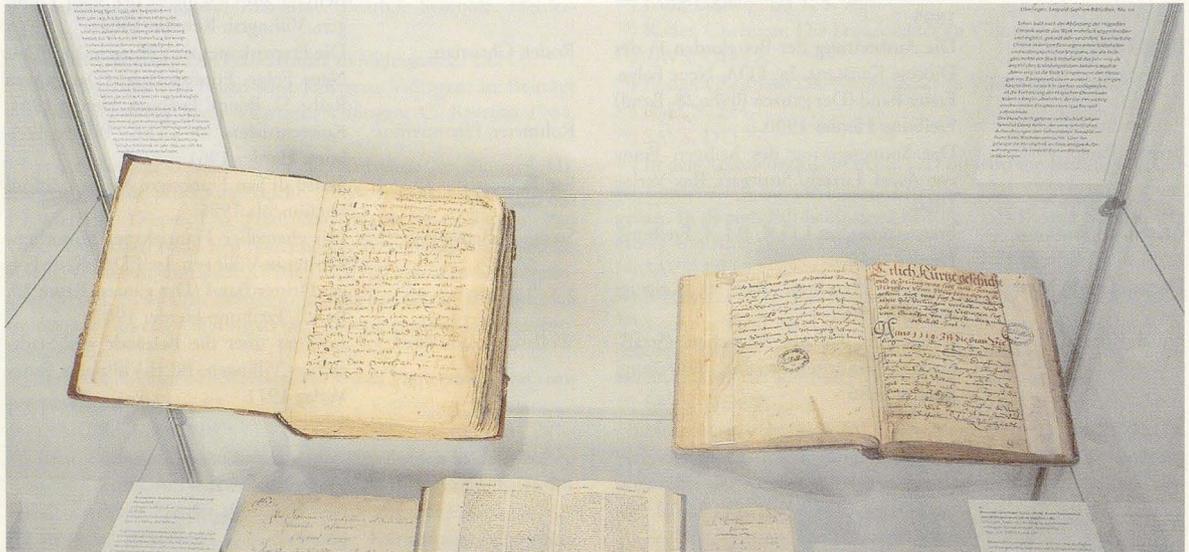
Reichenau: Gesta Witigowonis
des Abtes Witigowo von Reichenau
ca. 905 (mit einem späteren
Folien-Verfahren)

Bische Landesbibliothek,

„Gestawonis“ sind eine „Antis-
Z. Berschin) des Reichenauer Abtes
907), verfaßt von dem Mönch
y liegt das in antiker Tradition im
fische Lobgedicht auf seinen Ab-
chen sich selbst (Poeta) und der
90) an. Darin beklagt Augia zwar
resonheit des Abtes im Gefolge des
h wird Witigowos Bautätigkeit auf
gezeigt. Auf diese Kirchenbauten,
erchen Roms nachfolerten, wird in
angespielt: Die zentrale Szene zeigt
nd Klostergründer Pirmin. Darüber
Kirchenbauten Witigowos, deren
n links in einer Frauengestalt

Zu den wertvollsten Stücken der Ausstellung gehört die Handschrift „Gesta Witigowonis“ des Klosters Reichenau. In ihr werden die Taten des Reichenauer Abtes Witigowo geschildert. In dem Widmungsbild wirft sich der Verfasser der Vita,

Mönch Purchart, zu Füßen der Muttergottes, des Klostergründers Pirmin und des Abtes Witigowo. Den Rahmen bilden Kirchenbauten, deren Last „Augia“, die Reichenau, trägt. (Bad. Landesbibliothek Karlsruhe. Cod. Aug. 205, fol. 72r)



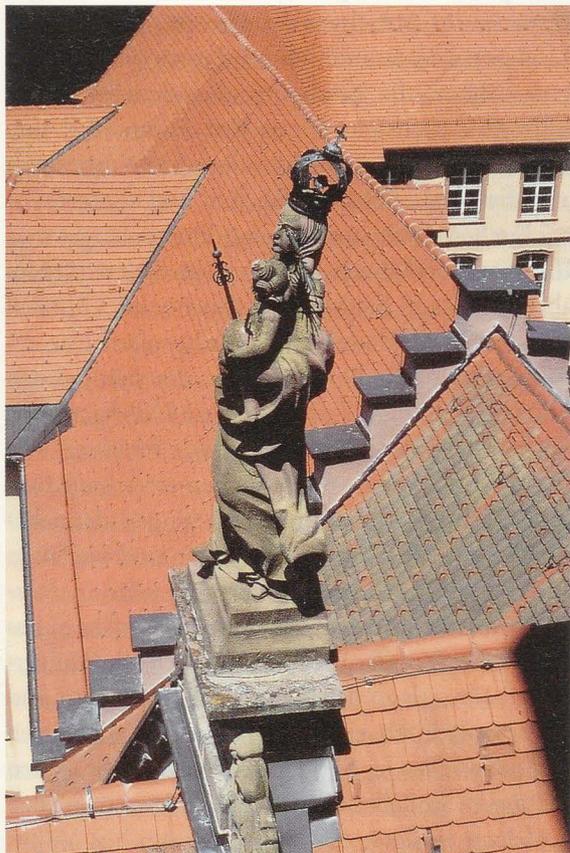
Bekannt ist die „Villingener Chronik“ des Rats Herrn Heinrich Hug. Seine Aufzeichnungen beginnen im Jahre 1495 und enden 1533. Seine Bedeutung erlangte die Chronik durch die zeitgenössische Darstellung der kriegerischen Ereignisse der damaligen Epoche. Auch die Geschichte von Romäus Mans

wird darin geschildert. Die ersten Seiten fehlen. Schon früh wurden Abschriften gefertigt. Dieses Exponat konnte aus konservatorischen Gründen nur einige Wochen in der Ausstellung gezeigt werden. (Fürstlich Waldburg-Zeilsches Gesamtarchiv, ZAMs 40)

Besinnung und Aufbruch: Die Villingener Benediktiner und die Universität Dillingen

Michael Tocha

Unter den Benediktinerklöstern stellt St. Georgen eine Besonderheit dar. Obgleich in der Reformation aufgehoben, ging es als Institution nicht unter, sondern bestand von 1538 bis 1806 in der Stadt Villingen fort. Eine städtische Nachgeschichte ist ungewöhnlich bei einem Orden, der ursprünglich der ländlich-adligen Sphäre zugehört. Für das Kloster wie für die Stadt sind jene annähernd 270 Jahre eine wichtige Epoche: St. Georgen entfaltete erst in ihr seine größte geistliche und künstlerische Kraft; dadurch wurde seinerseits Villingen in Geistesleben wie Stadtbild nachhaltig geprägt.



Marienstatue auf dem Dachfirst der Benediktinerkirche

Wenn wir jene Epoche in ihrem Verlauf betrachten, sehen wir, daß dem Aufschwung des Klosters nach dem Dreißigjährigen Krieg jahrzehntelange Mißstände im 16. Jahrhundert vorausgehen; dazwischen liegen etwa 50 Jahre, in denen sich der Aufbruch vorbereitet. In dieser Hinsicht ist St. Georgen zu Villingen nicht außergewöhnlich, sondern befindet sich im Gleichklang mit fast allen Klöstern in der frühen Neuzeit: Überall verläuft die Entwicklung gleichsam in einer Sinuskurve, von unten nach oben. Und auch der Anstoß zur Besinnung ist derselbe wie bei den meisten Klöstern in Vorderösterreich, Schwaben und der Innerschweiz: Mit dem Geist der Reform kamen die jungen Mönche bei ihrem Studium an der Jesuitenuniversität in Dillingen in Berührung. Dieser Ausstrahlung des großen Reformzentrums an der Donau auf den Villingener Konvent wollen wir nachgehen. Wir betrachten damit eine Schlüssel-epoche der Klostergeschichte, die zugleich den Blick zurück, auf Jahrzehnte des Niedergangs, wie nach vorn, auf anderthalb Jahrhunderte einer barocken Spätblüte eröffnet.

Die ersten Jahrzehnte in Villingen: Verwirrung und Mißstände

Versetzen wir uns in die Stimmungslage der Mönche, nachdem sie im Januar 1535, im tiefen Winter, ihr Kloster hatten verlassen müssen. Für keinen von ihnen war es in Frage gekommen, den neuen Glauben anzunehmen – ihrer Lebensform und ihrem Stand in der Gesellschaft wäre damit der Grund entzogen worden. Entzogen war ihnen mit dem Kloster der Ort, der die Voraussetzung monastischen Lebens darstellte – Kirche, Kreuzgang, Klausur. Geblieben aber war ihnen die materielle Grundlage ihrer Existenz, da sich ein beträchtlicher Teil der Klosterbesitzungen außerhalb des

Zugriffs des württembergischen Herzogs befand. Sie begaben sich zunächst nach Rottweil; um 1538 ließen sie sich dann auf Dauer in Villingen nieder. Ihr Pflughof hier war nur ein bescheidenes Haus an der Stadtmauer. Nur wenige Mönche kamen hier unter, manche verblieben auf ihren Außenposten, den Pfarreien und Prioraten, die St. Georgen unterstanden. Es ist kaum anzunehmen, daß der Konvent in diesen Jahren als solcher in Erscheinung getreten und die Mönchsregel gelebt hätte. Auch von einer „stabilitas loci“ kann nicht die Rede sein: Mit der Durchsetzung des Interims 1548 kehrten die Mönche wieder an ihren Klosterort zurück; 1566, beim Tod des Abts Johannes Kern, übernahm Württemberg die Klosterherrschaft, und sie mußten erneut und diesmal auf Dauer nach Villingen ausweichen.

In der Auseinandersetzung mit Württemberg hatte die Klostersgemeinschaft alle ihre Kräfte angespannt und sich keine Blöße gegeben – von Mißständen hören wir aus dieser Zeit nichts. Jetzt, wo der Kampf fürs erste verloren war, nehmen die Berichte über privaten Besitz der Mönche, Unzucht und Ungehorsam zu. Einen Tiefpunkt erreichte diese Entwicklung unter dem Abt Blasius Schönlin (1585-1595). Er stammte aus Villingen, hatte 1571-1574 in Freiburg studiert und den Magistergrad erworben, schien also für sein Amt durchaus geeignet. Aber als Abt verschleuderte er das Klostergut und lebte im Konkubinat. Das mögen die Zeitgenossen noch als „normal“ empfunden haben – man war auch noch am Ende des 16. Jahrhunderts von Mönchen einiges gewohnt. Aber es heißt von ihm auch: „Stuprum cum parvula commisisset, ex quo dein fuisset mortua“¹⁾ – er hatte also ein kleines Mädchen geschändet, und dieses starb an den Folgen. Ein solches Vergehen war auch damals ganz unerhört. Der Bischof in Konstanz und die vorderösterreichische Regierung schalteten sich ein; ein Trupp der Bürgerwehr rückte zum Pflughof und setzte den Abt fest. Er wurde aus seinem Amt und aus Villingen entfernt und beschloß nach vielen Irrwegen – keine Stadt, kein Kloster wollte ihn aufnehmen – seine Tage als Pfarrer von Ittenweiler im Elsaß.

Aber der Geist weht, wo er will. Unermüdllich reiste seit den 70er Jahren der Dillinger Professor, Kanzler und Rektor P. Julius Priscianensis, ein Italiener, von einem Kloster zum anderen und warb für das Studium an seiner Hochschule. Seine Botschaft wurde sogar in Villingen gehört: 1587 sandte ausgerechnet Blasius Schönlin erstmals drei Fratres nach Dillingen zur Ausbildung. Damit war zumindest der Weg dazu eingeschlagen, daß Wissenschaft und Frömmigkeit der Jesuiten auch für den St. Georgener Konvent zum Leitbild der Erneuerung werden konnten.

Dillingen, ein Zentrum der Kirchenreform

Das kleine Städtchen Dillingen an der Donau war die Residenz der Fürstbischöfe von Augsburg. Einer der bedeutendsten von ihnen, Kardinal Otto Truchseß von Waldburg, gründete 1549 hier eine „hohe Schule“, die spätere Hieronymus-Universität, als Ausbildungsstätte für den Klerus seines Bistums. Ihr Aufschwung setzte ein, nachdem sie 1563 von den Jesuiten übernommen worden war. Jetzt kamen die Studenten aus dem gesamten südwestdeutsch-schweizerischen Raum. Auf drei Gruppen übte sie eine besondere Anziehungskraft aus: die Söhne des schwäbischen und vorderösterreichischen Adels, unter ihnen Fürstenberger und Ifflinger, auf Mönche der verschiedenen Orden, aber auch auf Stadtbürger. Auch aus Villingen zogen seit dem Ende des 16. Jahrhunderts über 30 Bürgersöhne die Donau hinab, um sich bei den Jesuiten zu bilden. Zeitweise hatte Dillingen dreibis viermal so viele Studenten wie Freiburg. Die Immatrikulationen von Mönchen erreichten 1612 mit 157 ihren Höhepunkt und gingen dann beständig zurück. Die Gründe dafür sind vielfältig: 1618 wurde die Benediktineruniversität in Salzburg eröffnet und zog zunehmend Studenten aus diesem Orden an; 1620 wurde auch die Universität Freiburg von den Jesuiten übernommen und gewann dadurch ein neues Prestige; 1632 fielen die Schweden in Süddeutschland ein, was den Dillinger Studentenzahlen einen katastrophalen Einbruch zufügte; auch der Zustrom aus Villingen hörte jetzt auf.



Der „Goldene Saal“ der ehemaligen Jesuitenuniversität (jetzt Akademie für Lehrerfortbildung) Dillingen. Erbaut 1688/89, Rokokoausstattung 1761-64. Er diente als Gebets- und Versammlungsraum der Marianischen Kongregation und als Universitätsaula, in der die Höhepunkte des akademischen Jahres prunkvoll begangen wurden.

Die Jesuiten organisierten die Dillinger Universität nach dem ihnen eigenen Muster. Zur philosophischen und theologischen Fakultät kam 1625 noch eine juristische; außerdem war der Universität ein akademisches Gymnasium angeschlossen und bildete mit dieser eine Einheit. Es umfaßte sechs Klassen: Infima (die unterste), schola rudimentorum (Vorschule), schola grammaticae (Sprachlehre), schola syntaxeos (Satzlehre), humanitas (alte Sprachen) und Rhetorik. An der eigentlichen Universität lehrten einige bedeutende Professoren, wie der Dogmatiker Paul Laymann, dessen Lehrbuch zur Überwindung des grausamen Hexenwahns beitrug, oder der Mathematiker Christoph Schreiner, der die Sonnenflecken mitentdeckte.²⁾

Charakteristisch war, daß den jungen Männern mit dem Wissen zugleich Frömmigkeit vermittelt werden sollte. Schon die weltlichen Studenten waren einer strengen Ordnung unterworfen und hatten kaum Gelegenheit zu Müßiggang oder Verschwendung: „Keinem wird Geld in den Händen gelassen, keiner darf aus dem Kollegium hinausgehen, keinem wird unnützen und unnötigen Aufwand zu treiben gestattet; köstliche Kleider zu tragen ist verboten³⁾“, berichtete ein Schweizer Calvinist, der zwei Jahre lang in Dillingen studiert

hatte. Erst recht die „Religiosen“, die Fratres aus den Klöstern, lernten am Beispiel der Jesuiten die klösterliche Disziplin. Jeden Tag widmeten sie sich nach dem Aufstehen zunächst dem Gebet und der Betrachtung, danach hörten sie die heilige Messe. Gemeinsam oder privat beteten sie die kanonischen Stundengebete sowie das römische Brevier. Während der Mahlzeiten und nach der abendlichen Matutin hörten sie geistliche Lesungen. Sie wohnten in einem eigenen Trakt im Konvikt, abge sondert von den weltlichen Studenten, und gehörten einer besonderen Religiosenkongregation unter der Leitung des Paters Spiritual an.⁴⁾ Beiden Gruppen, weltlichen wie geistlichen Studenten, stand die Marianische Kongregation offen, die 1574 als die erste ihrer Art in Deutschland gegründet worden war. Überhaupt spielte die Marienverehrung in Dillingen eine besondere Rolle. Das kleine schwäbische Donaustädtchen hatte damals kaum mehr als 3000 Einwohner – etwa ebenso viele wie Villingen; aber mit einer solchen Hochschule in seinen Mauern entfaltete es eine Ausstrahlung bis an den Oberrhein und in die Alpen hinein. Um die Jahrhundertwende galt Dillingen als der Mittelpunkt der katholischen Wissenschaft in Deutschland und stellte das Gegenstück zum evangelischen Tübingen dar – die Zeitgenossen nannten es gar das „schwäbische Rom“! Ein protestantischer Polemiker mußte 1593 unwillig anerkennen: „Die Dillinger Jesuiten (sic) sind wohl mit als die gefährlichsten im Reich anzusehen, denn sie sind über die Maßen gelehrt und unverdrossen im Unterricht und Predigen, als sie denn vom Teufel mehr noch als andere instigiert werden, das abgöttische Papsttum mit allen Mitteln und Künsten der Jugend und Erwachsenen einzubilden.“⁵⁾

Studenten aus St. Georgen zu Villingen

In dieser Hochburg der Gegenreformation und der katholischen Reform also wurden auch die Villingen Benediktiner seit 1587 gebildet und geformt. Verschaffen wir uns mit Hilfe der Matrikel der Universität Dillingen⁶⁾ zunächst einen Überblick:

Jahr der Immatrikulation	Vorname, Name	Studienfach	Bemerkungen
1587	Georg Gülcher Martin Rötlin Martin Stark	? ? ?	
1590	Martin Stark	?	Abt 1606-1615, wurde abgesetzt
1609	Melchior Haug Georg Gaisser Laurentius Rottbach Johannes Stötter Georg Werlin	Alte Sprachen Grammatik Syntax Syntax Grammatik	Abt 1615-1627 „schickte die jungen Brüder zu theologischen Studien nach Dillingen“ ⁷⁾ Abt 1627-1655
1610	Rudolph Baumgartner	Rhetorik	
1617	Maurus Blau Matthäus Lecher	Alte Sprachen Alte Sprachen	
1620	Johannes Kress	Syntax	
1622	Jacob Stark Christophorus Humler	Syntax Syntax	
1625	Jacob Stark Christophorus Humler	Logik Logik	„Württemberg, haben sich oben schon zwei Jahre zuvor eingeschrieben“
1627	Ferdinand Bademer Willibald Setarius Laurentius Neidinger	Syntax Syntax Syntax	
1630	Laurentius Neidinger Willibald Pirster	Alte Sprachen Alte Sprachen	
1631	Ferdinand Bademer Michael Kederer Theoger Gestlin	Logik Rhetorik Rhetorik	„aus dem Benediktinerkloster St. Georgen, hat dort mit 21 Jahren die Profefs abgelegt und ist zum Studium der Logik zurückgekehrt“ Abt 1655-1661 „haben in demselben Kloster mit 18 Jahren ihre Profefs abgelegt“
1661	Theoger Seifried (Seiffart)	Theologie	

Die Zusammenstellung erlaubt, einige Regelmäßigkeiten zu erkennen. Eher die Ausnahme ist es, daß nur ein Novize bei den Jesuiten studiert; meist machen sich Gruppen von zwei bis fünf Brüdern auf den Weg nach Dillingen. Sie bleiben stets ein Jahr und besuchen zunächst das Gymnasium, nicht die eigentliche Universität. Fünf von ihnen kehren nach drei oder vier Jahren noch einmal zurück und absolvieren eine weitere Klasse oder studierten Logik an der Artistenfakultät. In jeder Hinsicht die Ausnahme ist Theoger Seifried 1661: Er geht nach Dillingen, als der regelmäßige Kontakt schon längst abgebrochen ist, und er ist

der einzige, der an der theologischen Fakultät studiert. Von Anfang an und für mehr als ein halbes Jahrhundert rekrutierten sich die St. Georgener Äbte aus den „Dillingern“. Dies war, wie anderswo auch, für die Erneuerung des Klosterlebens von entscheidender Bedeutung. Ein Bericht aus Dillingen aus dem Jahre 1600 beschreibt den Wirkungszusammenhang: Viele der dort erzogenen Religiösen seien in den Klöstern Lehrer der jüngeren Ordensmitglieder, „viele ... Novizenmeister geworden, ... viele auch Äbte und Prälaten. Durch diese wurden dann manche Übel abgestellt, ... eine neue Disziplin eingeführt, besonders in

Bezug auf Klausur, gemeinsames Leben und Armut; ... viele weltliche Bücher wurden entfernt, viele gute angeschafft; ... allenthalben wurde bei den Prälaten eine große Liebe zu der Gesellschaft [Jesu] hervorgerufen und das Ansehen des Ordensstandes, sowohl was die Wissenschaft als was die Sitten betrifft, unter dem Segen Gottes wiederhergestellt.“⁸⁾

Wege der Erneuerung

Jenem Bericht können wir einige Stichworte entnehmen, um nach Sachgebieten darzustellen, wie die Saat, die von den Jesuiten gesät wurde, auch im Umkreis des Klosters St. Georgen in Villingen aufging. Dabei müssen wir uns freilich vor der Vorstellung hüten, als sei alles, was seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in Villingen aufbrach, stets die unmittelbare Folge des Studiums der Benediktinermönche in Dillingen gewesen. Man würde so das Gewicht von ein oder zwei Studienjahren doch überschätzen. Vieles von dem, was sich im Kloster St. Georgen allmählich entwickelte, ergab sich aus der allgemeinen und umfassenden Rezeption der katholischen Reform, hatte also auch andere als Dillinger Wurzeln. Allerdings war das neue religiöse und geistige Klima zumindest auf der Ebene der offiziellen Kirche durch und durch jesuitisch inspiriert, woher auch immer die Impulse kamen. Erst in diesem größeren Rahmen erhält ein engerer Zusammenhang wie die beschriebene Beziehung zwischen dem Kloster und der Universität seinen angemessenen Stellenwert. – Jesuitischer Einfluß läßt sich auf vier Gebieten belegen:

Ordensleben. Wie sich das religiöse und geistige Niveau allmählich hob, sieht man am Beispiel der Äbte, die in Dillingen studiert hatten. Von diesen war Martin Stark (1606-1615) noch ganz in die alten Mißstände verstrickt und mußte schließlich wegen Mißwirtschaft, Mißachtung der Gelübde und Trunksucht abgesetzt werden. Melchior Haug (1615-1627) gilt als der erste Reformabt, der Gottesdienst und Stundengebet neu begründete. Mit Georg II. Gaisser (1627-1655) schließlich gelangte die Erneuerung zu einem ersten Höhepunkt. Er achtete die Jesuiten wegen ihres Reform-

eifers und bezeichnete sich als ihren „Freund“. In seinen Tagebüchern vermerkte er, wenn Brüder nach Dillingen abreisten oder von dort zurückkamen. Unermüdlich ging er mit gutem Beispiel, aber auch mit Strenge gegen die immer noch vorhandene Nachlässigkeit vor und erreichte, daß um die Mitte des Jahrhunderts das Klosterleben wieder durch Gottesdienst, Gebet, Schweigen, gemeinsame Mahlzeiten und erbauliche Lesungen geordnet war. Wir müssen annehmen, daß Melchior Haug und Georg Gaisser als Novizen unter Abt Martin Stark mit der Regel des hl. Benedikt nicht gerade vertraut gemacht wurden; vielleicht haben sie erst als Studenten bei den Jesuiten ein strenges und feierliches Klosterleben kennengelernt und dadurch die Bereitschaft und den Wunsch entwickelt, auch zu Hause in Villingen ihr Leben an den alten und lange vergessenen Mönchsidealien auszurichten.

Frömmigkeit. Das benediktinische Mönchtum war traditionell wenig darauf ausgerichtet, in religiöser Hinsicht auf seine Umwelt einzuwirken. Seine Ziele waren Gebet und Arbeit, das gottgefällige Leben des einzelnen innerhalb der Gemeinschaft. Die Jesuiten jedoch wirkten aus ihrem Selbstverständnis heraus darauf hin, daß sich die Mönche, die bei ihnen studierten, auch nach außen, in der Seelsorge und der Gestaltung des religiösen Lebens engagierten. Dabei war ihnen, worauf oben am Dillinger Beispiel hingewiesen wurde, die Marienverehrung ein besonderes Anliegen. Die Villingener Benediktiner haben solche Anregungen früh aufgegriffen: Schon Abt Michael Gaisser (1595-1606) stiftete ein „Salve Regina“, das an jedem sechsten Feiertag im Münster gesungen werden sollte.⁹⁾ Georg II. Gaisser begründete die Villingener Rosenkranzbruderschaft; dabei handelte es sich um einen Zusammenschluß von Bürgern, die die Gegenreformation in betont kämpferischer Weise vertraten.¹⁰⁾ Daß die Benediktiner den gegenreformatorischen Marienkult, der sich auch in Villingen aus vielen Quellen speiste, im Anspruchsniveau deutlich hoben, bezeugt ein Thesenblatt des Gymnasiums, das aus Anlaß einer feierlichen Disputation 1695 in Augsburg gedruckt wurde.¹¹⁾



Thesenblatt aus Anlaß einer feierlichen Disputation am Gymnasium der Benediktiner 1695

Schule. Seit alters gab es in Benediktinerklöstern Schulen. In ihnen wurden der eigene Nachwuchs, aber auch die Söhne und Töchter des Adels der Umgebung herangebildet. Die moderneren städtischen Bettelorden betrieben oft öffentliche Schulen für eine breitere bürgerliche Klientel; auch die Villingener Lateinschule wurde ja 1498 von den Franziskanern übernommen und weitergeführt. Bei den Jesuiten wurde dann der Bildungsbereich zur tragenden Säule ihrer Tätigkeit: Sie gründeten eigene Schulen (Konstanz, Rottweil) oder übernahmen bestehende Einrichtungen und entwickelten sie in ihrem Sinn weiter (Universitäten Dillingen, Ingolstadt, Freiburg). Für unseren Zusammenhang ist wichtig, daß sie bei den Novizen der verschiedenen Orden, die bei ihnen studierten, ein Verständnis für den Sinn pädagogischer Tätigkeit gerade auch für die Festigung des katholischen Glaubens erwecken konnten. Die Benediktiner entwickelten sich so neben den Jesuiten zum führenden Schulorden, bald auch zu deren Konkurrenten.

In Villingen setzte die schulische Tätigkeit der Benediktiner ein, nachdem sich Kloster und Stadt von den Rückschlägen des Dreißigjährigen Krieges erholt hatten. 1653 wird St. Georgen als Mitglied einer großen, vom Schwarzwald bis nach Österreich reichenden Konföderation genannt, die die neugegründete Salzburger Universität stützte. Wenig später muß im Kloster selbst ein Gymnasium entstanden sein; jedenfalls erfahren wir 1670 von Spannungen mit den Franziskanern wegen der Abgrenzung der Studien in beiden Häusern.¹²⁾ 1673 trat dann St. Georgen mit einem Beitrag von 1000 Gulden einer Konföderation von acht schwäbischen und vorderösterreichischen Abteien bei, die das Lyzeum zu Rottweil von den Jesuiten übernahm und als Tochterakademie der Salzburger Benediktineruniversität weiterbetrieb. Allerdings stand dieses Unternehmen unter keinem glücklichen Stern: Die Zahlungen der Stadt Rottweil versiegten Ende der 80er Jahre, und es setzte sich die Fraktion durch, die die Schule wieder an die Jesuiten zurückgeben wollte, was 1691 auch geschah.¹³⁾

Abt Georg III. Gaisser, der ab 1688 als letzter Präses der Rottweiler Akademie fungierte, schuf in einem Vertrag mit der Stadt Villingen 1687 die Grundlagen für den weiteren Ausbau des Gymnasiums im Kloster selbst. Nachdem Konventsgebäude und Kirche vollendet waren, konnte 1747-1749 endlich auch der Schulbau errichtet werden. Dieses Gymnasium der Benediktiner entwickelte sich seit der Jahrhundertmitte zur führenden Bildungsanstalt der Stadt. Sie brachte eine Reihe von bedeutenden Gelehrten hervor – den Historiker Neugart, den Statistiker Grüninger, den Kirchenrechtler Riegger, um nur diese zu nennen. Und obgleich sich die Benediktiner längst von der geistlichen Führung der Jesuiten emanzipiert hatten, entsprach die Villingener Schule, wie alle des Ordens im 17. und 18. Jahrhundert, doch in vielen Einzelheiten dem Muster an Organisation und Didaktik, das die Jesuiten im 16. Jahrhundert an ihren Kollegien ausgebildet hatten. Jesuitisches Erbe waren die Klassen bzw. Jahreskurse, die Ferientermine, die Disputationen und die Komö-

dien am Ende des Schuljahres. Eine Schule, die entsprechende Vorbilder der Jesuiten nicht kopiert hätte, wäre kaum wettbewerbsfähig gewesen.¹⁴⁾ Noch kurz vor der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 konnten die Villingener Benediktiner bei der vorderösterreichischen Regierung für die Aufwertung ihres Gymnasiums zu Lasten desjenigen der Franziskaner mit dem Argument werben, „daß der größere Teil ihrer Studenten von Villingen fortzöge, da viele Väter, und zwar hauptsächlich die aus den fürstenbergischen Landen, ihre Kinder lieber dem nächstliegenden Jesuitenkollegium in Rottweil als den Franziskanern anvertrauen würden.“¹⁵⁾

Architektur. 1610-1617 errichtete der Graubündner Johann Alberthal die Dillinger Universitätskirche als Wandpfeilerhalle. In Dillingen studierte auch der Vorarlberger Klerus, und in den Martikeln finden sich viele Namen der berühmten Baumeisterfamilien. Auch in ihren Kreisen war also die Studienkirche aus längerer unmittelbarer Anschauung zeitlebens gegenwärtig. Wurde sie so zu dem „Urbild“, das die Raumauffassung der Meister aus dem Bregenzerwald grundlegend beeinflusste und bei aller eigenständigen Fortentwicklung ihres Stils in ihren Bauten stets erkennbar bleibt? Auch die Villingener Benediktinerkirche ist ein Wandpfeilerbau, entworfen von dem Vorarlberger Michael Thumb. In der Tat weist sie Bezüge zu Dillingen auf, auch wenn diese, wie Dieter Ehnes im folgenden Beitrag darlegt, eher in Einzelheiten liegen, die in eine individuelle Konzeption eingegangen sind. Ähnlich verhält es sich mit dem übrigen jesuitischen Erbe, das den Villingener Benediktinern zuerst über Dillingen vermittelt wurde und das sie später aus eigenem Antrieb lebendig gehalten und weiterentwickelt haben, ohne daß sie sich seines Ursprungs immer bewußt waren. Daher wird die Benediktinerkirche auch in ihren nur indirekten Anklängen an die Architektur der Jesuiten zum steinernen Zeugnis eines weitgespannten geistigen

und geistlichen Wirkungszusammenhangs: Das Bauwerk, das seit kurzem in neuem Glanz erstrahlt, kann auch gesehen werden als Monument des Reformwillens, der um 1600 von der Dillinger Hieronymus-Universität ausstrahlte und der dazu beigetragen hat, das brüchig gewordene Gebäude der alten Kirche in den katholischen Gebieten Vorderösterreichs, Schwabens und der Schweiz neu zu festigen.¹⁶⁾

1) Zit. n. J. Ruhrmann: Das Benediktiner-Kloster St. Georgen auf dem Schwarzwald im Zeitalter von Reformation und Gegenreformation (1500-1655), Diss. Freiburg 1961/62, S. 210

2) Vgl. Peter Rummel: Dillingen, eine Stadt der Schulen und Internate, in: Dillingen, ein schwäbisches Zentrum geistiger und geistlicher Bildung. Hrsg. v. d. Diözese Augsburg, 1979, S. 32 f.

3) Zit. n. Richard van Dülmen: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Religion, Magie und Aufklärung. München 1994, S. 126

4) Vgl. Thomas Specht: Geschichte der ehemaligen Universität Dillingen (1549-1804), Freiburg 1902, S. 420 f.

5) Ebd., S. 293

6) Hrsg. v. Thomas Specht. 1-2 (= Archiv für die Geschichte des Hochstifts Augsburg 2-3.1), 1909-1913

7) Series Abbatum Monasterii ad S. Georgium p.j. Villingae in Hercynia Silva, XLI, in: Kurze Geschichte des ehemaligen Benediktiner-Stiftes St. Georgen, hrsg. v. J. Fuchs, Villingen-Schwenningen 1988, o. Pag.

8) Specht, Geschichte, S. 423 f.

9) Vgl. Series Abbatum, XXXIX

10) Vgl. Ronnie Po-chia Hsia: Gegenreformation. Die Welt der katholischen Erneuerung 1540-1770. Frankfurt am Main 1998, S. 220

11) Vgl. Michael Hütt: „Wie ein beschlossener Garten.“ Villingen Stadtansichten vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in: Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur. Villingen-Schwenningen 1998, S. 248 f.

12) Vgl. Chr. Roder: Die Franziskaner in Villingen, in: FDA N.F. 5, 1904, S. 267

13) Vgl. Magnus Sattler: Collectaneen-Blätter zur Geschichte der ehemaligen Benedictiner-Universität Salzburg, Kempten 1890, S. 116 ff.

14) Vgl. Georg Wieland: Benediktinerschulen und Ikonographie ihrer Kollegienkirchen im Zeitalter des Barock, in: Barock in Baden-Württemberg. Katalog der Ausstellung in Bruchsal, hrsg. v. Badischen Landesmuseum, Karlsruhe 1981, Bd. 2, S. 370

15) Roder: Franziskaner, S. 280

16) Vgl. Anton Schindling: Katholische Bildungsreform zwischen Humanismus und Barock. Dillingen, Freiburg, Molsheim und Salzburg. Die Vorlande und die benachbarten Universitäten, in: H. Maier, V.Press (Hrsg.): Vorderösterreich in der frühen Neuzeit, Sigmariningen 1989, S. 175 f.

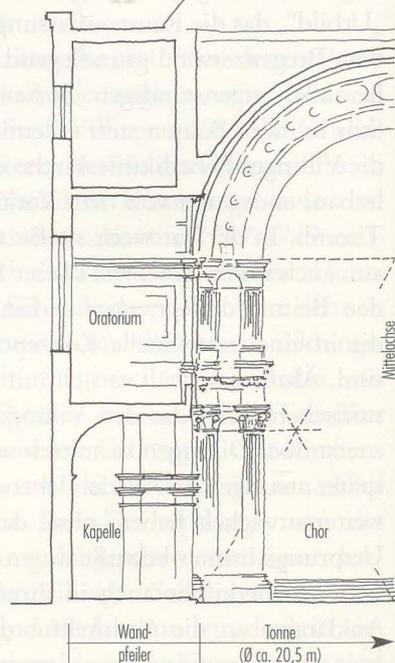
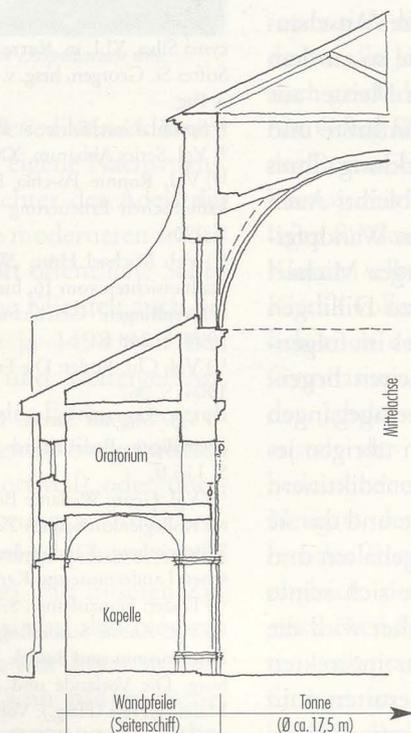
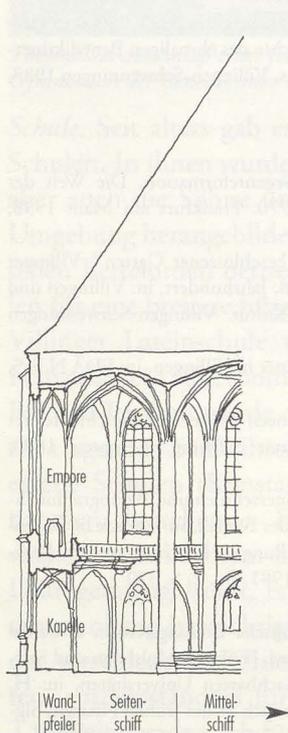
Die Benediktinerkirche in Villingen und die Studienkirche in Dillingen

Dieter Ehnes

Gemeinsame baugeschichtliche Wurzeln und konstruktiv-architektonische Zusammenhänge

Ende des 16. Jahrhunderts begannen intensive und bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts dauernde Beziehungen der Villingener Benediktiner zu der Jesuitenuniversität in Dillingen an der Donau. Der bis dahin ziemlich heruntergekommene Villingener Konvent entwickelte sich nun stetig im Sinne der gegenreformatorischen Erneuerung mit strengen Regeln zu einer starken Ordensgemeinschaft, die sich bald erfolgreich mit Seelsorge, Lehrtätigkeit und Einflußnahme in das politisch-bürgerliche Leben nach außen öffnete. Michael Tocha hat in

seinem Beitrag die Beziehungen der Villingener Benediktiner zu den Jesuiten in Dillingen geschildert. Gebauter Höhepunkt der erfolgreichen Entwicklung ist „Der Benediktiner“. Im Jahre 1688 legte Abt Georg III Gaisser den Grundstein zur neuen Kirche als geweihten Ort des unmittelbaren Kontaktes zwischen Klausur und Stadt und beauftragte Baumeister Michael Thumb, Leiter der Zunft von Au in Vorarlberg, mit der Planung. Mußte sich Michael Thumb konzeptionell an die Dillinger Studienkir-



Skizze 1
Amberg/Oberpfalz,
Pfarrkirche St. Martin,
Querschnitt Langhaus
gegen Osten (Chor)

Skizze 2
Rom, Il Gesù,
Jesuitenkirche,
Querschnitt Langhaus

Skizze 3
München, St. Michael,
ehem. Jesuitenkirche,
Querschnitt Langhaus
gegen Osten (Chor)

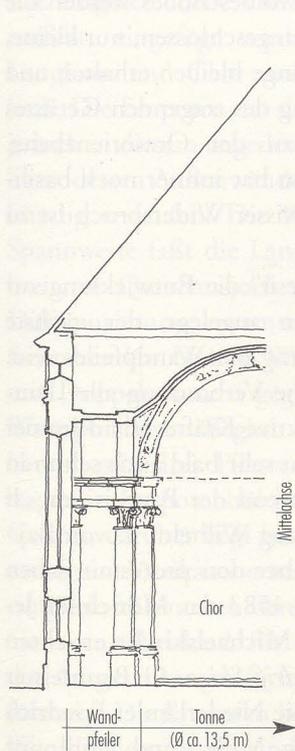
che – ehemalige Jesuiten- und Universitätskirche – anlehnen, obwohl die gegenseitigen Beziehungen zwischenzeitlich schon wieder erloschen waren, oder hat er vorrangig Regeln seiner Vorarlberger Zunft realisiert? Sind diese Vorarlberger Bauprinzipien möglicherweise als Übernahme oder Weiterentwicklung der Dillinger Studienkirche zu verstehen? Könnte es sein, daß der Villingener Bau des Vorarlbergers Michael Thumb vom Ende des 17. Jahrhunderts die gleichen baugeschichtlichen Wurzeln hat wie der Dillinger Bau des Graubündners Hans Alberthal vom Anfang des 17. Jahrhunderts? Diese Fragen lassen sich nicht zweifelsfrei mit einem noch so ausführlichen Vergleich nur dieser beiden Bauten etwa nach Konstruktion, Raumcharakter und Lichtführung beantworten.

Wegweisende Vorgängerbauten

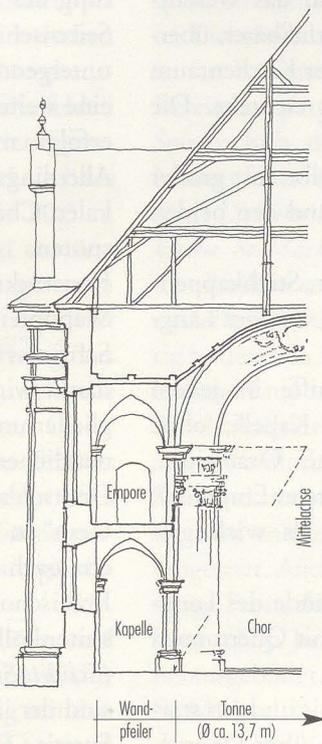
Zur Klärung baugeschichtlicher Zusammenhänge

wird es erforderlich, beide Bauten in einer Reihe mit weiteren wichtigen Bauten zu vergleichen. Letztendlich ist jedes Bauwerk der Baugeschichte Glied einer kontinuierlichen Entwicklungskette, wenn es dabei in wesentlichen Elementen wichtige Fortschritte und Weiterentwicklungen zeigt, wird es zum Schlüsselbau. Typenbildend, stilbildend werden diese Bauten um so mehr, wenn sie dann von einer mächtigen Organisation verbreitet werden.

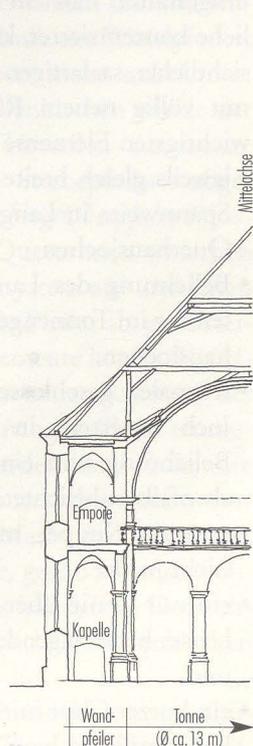
Genau diese Situation trat ein, als nach Gründung des Jesuitenordens (1534) Giacomo Vignola ab 1568 die Kirche „Il Gesù“ in Rom als Mutterkirche der Jesuiten errichtete (*Schnitt Skizze 2 – Grundriß Skizze 7 – Fassade und Schnitt Skizze 8*). Dieser Bau gehört zu dem kleinen Kreis der typenbildenden, wegweisenden Bauten der abendländischen Architektur an der Schwelle von der Renais-



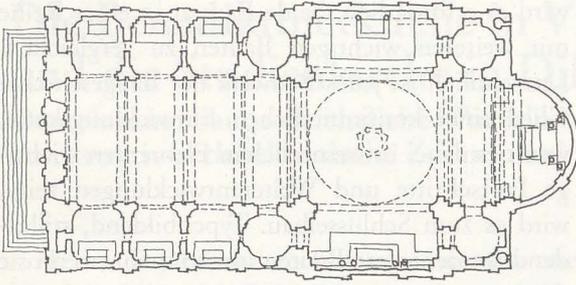
Skizze 4
Dillingen an der Donau,
Studienkirche,
ehem. Jesuiten- und Universitäts-
kirche, Querschnitt Langhaus



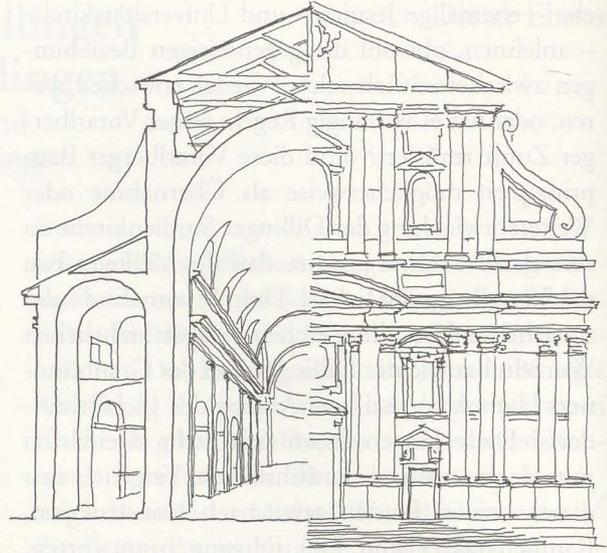
Skizze 5
Obermarchtal an der Donau,
ehem. Prämonstratenserabteikirche
Querschnitt Langhaus
gegen Osten (Chor)



Skizze 6
Villingen, St. Georgen,
ehem. Benediktinerkirche,
Querschnitt Langhaus
gegen Osten (Eingang)



Skizze 7
Rom, Il Gesù,
Jesuitenkirche,
Grundriß (ohne Maßstab/0.M.)



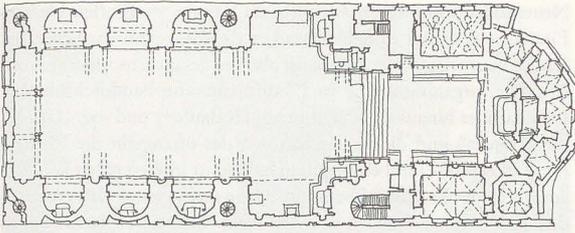
Skizze 8
Rom, Il Gesù,
Jesuitenkirche,
Schnittperspektive mit
Fassadenhälfte (o.M.)

sance zum Barock. Vignola hatte die Aufgabe, eine repräsentative Mutterkirche für Messe und Volkspredigt als Musterbau für alle Kirchen der jesuitischen Gegenreformation zu errichten. Die verwendeten, durchaus traditionellen und vielfach erprobten Bauglieder werden so kombiniert und umgestaltet, daß ein gestraffter, auf das Wesentliche konzentrierter, klarer, sofort erfassbarer, übersichtlicher, saalartiger, monumentaler Kirchenraum mit völlig neuem Raumcharakter entsteht. Die wichtigsten Elemente sind:

- jeweils gleich breite Tonnengewölbe mit großer Spannweite in Langhaus, Chor und den beiden Querhausjochen,
 - Belichtung des Langhauses über Stichkappenfenster im Tonnengewölbe in drei von vier Langhausjochen,
 - schmale, geschlossene Seitenschiffe in jedem Joch unterteilt in eine untere Kapelle ohne Belichtung und ein oberes kleines Oratorium, ebenfalls unbelichtet (Vorstufe späterer Emporen),
 - zentrale Kuppel mit Tambour als wichtigste Lichtquelle,
 - ein nur wenig über die Außenwände des Langhauses herausragendes Querhaus mit Quertonnen und
 - ein kurzer Chor mit Halbkreisapsis und ein starkes, straff durchgeführtes Gesims über Doppelpilastern mit darüberliegender, ebenso mächtiger Attikazone bis zum Ansatz des Tonnengewölbes.
- Mit der technischen Aufgabe, ein möglichst weit gespanntes Tonnengewölbe für einen saalartigen

Großraum zu realisieren, haben sich wichtige konstruktive Konsequenzen ergeben: Zur Ableitung des gewaltigen Gewölbeschubes werden die Seitenschiffe mit Kapellen geschlossen, nur kleine, untergeordnete Durchgänge bleiben erhalten und eine weitere Verspannung des tragenden Gerüsts erfolgt mit dem Einbau der Oratorienebene. Allerdings, der Außenbau hat immer noch basilikalischen Charakter, ein gewisser Widerspruch ist zu spüren.

Konstruktiv ist in „Il Gesù“ die Entwicklung zur Wandpfeilerkirche schon angelegt, der nächste Schritt wird die Freilegung der Wandpfeiler sein, damit wird die räumliche Verbindung aller Bauglieder und der konstruktive Kräfteverlauf immer deutlicher. Dies geschieht sehr bald auch schon in Deutschland. Noch während der Bauzeit von „Il Gesù“ in Rom läßt Herzog Wilhelm V. von Bayern nach seinem Sieg über den protestantischen Erzbischof von Köln ab 1583 das **Münchener Jesuitenkolleg mit der St. Michaelskirche** errichten (Schnitt Skizze 3 – Grundriß Skizze 9). Baumeister sind der in Rom geschulte Niederländer Friedrich Sustris, ferner Wolfgang Miller und wohl nur für die Fassade Wendel Dietrich als sogenannter „Schreiner-Architekt“. Nachgewiesen sind auch die starke Mitwirkung des Herzogs, der Kollegrektoren und des römischen Generalats, der ober-



Skizze 9 München, St. Michael,
ehem. Jesuitenkirche, Grundriß (o.M.)

sten Leitung der Jesuiten. Man könnte meinen, viele Köche verderben den Brei, keineswegs:

St. Michael ist die großartige Verschmelzung des römischen „Il Gesù“ mit Nachklängen früherer deutscher Raumideen. Entstanden ist ein erstaunlich eigenständiges Bauwerk, ohne das beispielsweise auch – soviel sei vorweggenommen – das Konzept der Dillinger Studienkirche nicht zu fassen wäre. Was ist geschehen?

Die ausgeschiedene Vierung mit Tambourkuppel entfällt, eingefügt wird statt dessen zwischen Langhaus und Chor ein verbreitertes Langhausjoch. Die Emporen der drei Langhausjoch fehlen jedoch in diesem angedeuteten, reduzierten Querhaus, dessen Außenwände jetzt mit dem Langhaus bündig verlaufen. Die Riesentonne mit 20,5 m Spannweite faßt die Langhausjoch und das verbreiterte Querhausjoch nur mit einer geringen Differenzierung zusammen: Während die jetzt freistehenden breiten **Wandpfeiler** im Langhaus mit Doppelpilastern gegliedert werden, sind die Wandpfeiler am Beginn des angedeuteten Querhauses mit drei Pilastern besetzt. Die Pilaster tragen in Emporenhöhe ein kräftiges, verkröpftes Gesims, darüber liegt bis in Höhe des Tonnenansatzes eine Attikazone mit gleicher Pilastergliederung wie im unteren Bereich.

Ganz entscheidend für die Raumwirkung sind die Ausgestaltung der Emporen und die Lichtführung. Die Emporen liegen fast bündig mit den Wandpfeilerpilastern und werden durch Quertonnen unten und oben verspannt. Durchgänge zwischen den Wandpfeilern gibt es nur im Emporenbereich. Das Langhaus wird allein über die Emporen belichtet. Diese wirken als helle, große

Lichtkammern. Alle Bereiche ohne direktes Licht, vor allem die gesamte Tonne, bleiben flächig, ruhig. Die unbelichteten unteren Kapellen zwischen den Wandpfeilern wirken entsprechend dunkel und bilden einen harten Kontrast zu den hellen Emporen. Ebenfalls im starken Kontrast zum Langhaus steht der deutlich eingeschnürte Chor mit 5/12-Schluß. Dieser Chor erinnert zwar noch an gotische Umgangschöre, die Stukkierung hält sich jedoch konsequent an die italienische Struktur des Langhauses. Im Gegensatz zum Langhaus wird der Chor und die Apsis mit dem Altar direkt über Obergadenfenster hell erleuchtet, die Raumdifferenzierungen mit indirekt belichtetem Langhaus und hellem, engeren Chor wird gesteigert.

Die wohl wichtigste Veränderung gegenüber „Il Gesù“ ist die Wandlung von der basilikalischen Form mit direkter Belichtung des Tonnengewölbes zur konstruktiv offenen Wandpfeileranlage mit eingespannten Emporen und Quertonnen und indirekter Lichtführung. Diese Technik des Wandpfeilers ist in Bayern und Schwaben nicht unbekannt: Bereits in spätgotischen Hallenkirchen wurde der Seitenschub der Gewölbe bisweilen auf innere Mauerpfeiler statt äußeren Strebepfeilern abgeführt (*Schnitt Skizze 1 – Amberg/Oberpfalz, Pfarrkirche St. Martin*). Flache Quertonnen zwischen den Pfeilern steifen das Tragsystem aus und leiten zusätzlich Schubkräfte auf die Pfeiler ab, gleichzeitig bilden sich neue Raumelemente heraus, Kapellen und Emporen. Für diesen neuen Raumtyp der St. Michaelskirche, die tonnengewölbte, einräumige Wandpfeilerkirche, wurden längst bekannte Konstruktionstechniken genutzt, aber höchst mutig und mit erheblichem Materialmehraufwand umgesetzt. Auch die kubische, geschlossene, kastenartige Form des Außenbaues hat sich in Deutschland schon bei den spätgotischen Hallenkirchen herausgebildet.

St. Michael in München gilt als der erste monumentale Renaissance-Kirchenbau in Deutschland, bei dem sich neue italienische Elemente mit traditionellen deutschen zu einer großartigen gestalterischen Einheit verbinden. Trotzdem: Die immense Spannweite und der dazu erforderliche große

konstruktive Aufwand wurden in den folgenden Jahrzehnten andernorts nicht wiederholt, St. Michael bleibt ein in dieser Zeit einmaliger Bau, verständlich, denn er erfüllt auch gleichzeitig die Repräsentationsbedürfnisse des machtbewußten Herzogs von Bayern. Zukünftig sind für Zentren der Jesuiten und auch anderer Orden Kirchen mit praktikablen Größen in klarer, einfacher Konstruktion und flexibler Kombination von Raumelementen erforderlich, diese Bauaufgabe wurde schon bald vorzüglich gelöst.

Die Studienkirche in Dillingen Vorbild und Wirkungen

Noch kurz vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges wurde die Studienkirche in Dillingen an der Donau – ehemalige Jesuiten- und Universitätskirche – als ein in jeder Beziehung richtungsweisender, maß- und maßstabgebender Bau mit Wirkung bis fast in die Mitte des 18. Jahrhunderts gebaut!

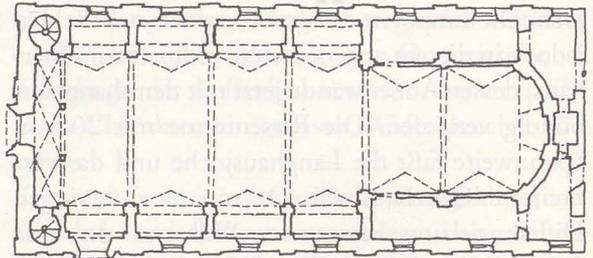
Zunächst einige Angaben zur Entstehungsgeschichte und zur Baumeisterfrage: 1549 gründet der Fürstbischof von Augsburg Kardinal Otto Truchseß von Waldburg eine Klerikerschule, 1551 wird diese von Papst Julius III. zur Universität erhoben, 1563 übernehmen die Jesuiten die Leitung. Die Bedeutung der Universität wächst, neue Kollegien-, Konvikts- und Schulgebäude werden errichtet, auch die bürgerliche Stadt und die Dillinger Residenz des Augsburger Fürstbischofs werden erweitert. Im Jahre 1609 werden 130 sogenannte Religiosen aus 46 Klöstern in Süddeutschland, Tirol und der Schweiz, darunter eben auch Villingener Benediktinermönche, in Dillingen ausgebildet. Ein Kirchenneubau ist dringend erforderlich, 1608 wird bereits geplant und 1610 mit dem Bau begonnen. Die Weihe erfolgt 1617. Leitender, verantwortlicher Baumeister für die Ausführung der Kirche ist erst ab 1610 Hans Alberthal (Giovanni Albertalli 1575/80 bis ca. 1657). Er stammt aus Roveredo im Misoxtal und zählt wie hunderte seiner Landsleute zu den Graubündner Baumeistern, die ab der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Ende der Barockzeit das Baugeschehen vorwiegend nördlich der Alpen und da besonders im süddeutschen Raum wesentlich beeinflußt haben. Hans Alberthal wird im Jahre 1600 Bürger der Stadt Dillingen, 1610 „Architectus“ und Hofarchitekt, und lebt bis 1628 mit seiner Familie in Dillingen, wo er mit vielen Bauten das historische Stadtbild wesentlich mitgestaltet.

Der schon erwähnte Umstand, daß die Planung der Studienkirche bereits zwei Jahre vor Alberthals Berufung begann, spricht für das seinerzeit oft praktizierte Verfahren, viele Vorplanungen und Fassadenentwürfe für speziell gebildeten Fachleuten ausführen zu lassen. Genannt werden die Augsburger Meister Elias Holl, Josef Heinz und Matthias Kager.

Bislang ist eine eindeutige Zuschreibung der Planungen vor der Ausführung von Hans Alberthal nicht gelungen. Ob Alberthal die großartige Raumkonzeption und die damit verbundenen vielen

Neuerungen unmittelbar beeinflussen konnte, muß offen bleiben. Eindeutig gesichert ist jedoch, daß er ab 1610 verantwortlicher, leitender Baumeister war, ihm oblag also die gesamte technische, konstruktive, organisatorische und kaufmännische Baudurchführung. Daß darüber hinaus der Fürstbischof als Bauherr und sog. „Gelehrtenarchitekt“ und die Kollegrektoren des öfteren in die Planung mit Zirkel und Lineal eingegriffen haben, ist in dieser Zeit kein ungewöhnlicher Vorgang. Ebenso ist davon auszugehen, daß zwischen den Jesuiten in München und Dillingen intensiv Bauerfahrungen ausgetauscht wurden. Inwieweit diese den Entwurf der Dillinger Studienkirche beeinflußt haben könnten, soll im Folgenden untersucht werden.

Wie in der St. Michaelskirche in München und ähnlich der römischen „Il Gesù“-Kirche liegt hinter der Fassade ein Schmaljoch mit beidseitigen „Schneckenstiegen“, die die Orgelempore erschließen, in Dillingen ist als Neuerung noch eine zweite Empore, eine Sängerempore, hinzugefügt (*Schnitt Skizze 4 – Grundriß Skizze 10*). Das in St. Michael angedeutete Querhausjoch schrumpft zu einem Normaljoch, das Langhaus wird also einheitlich in vier Joche unterteilt. Die Wandpfeiler werden so schlank, daß stirnseitig nur für jeweils einen Pilaster Platz bleibt.



Skizze 10 Studienkirche Dillingen an der Donau,
Grundriß (o.M.)

Auf untere Quertonnen mit Emporen wird gänzlich verzichtet, die eleganten, freistehenden Wandpfeiler wirken wie „vorgeschobene Kulissen, die den Raum in die Tiefe gliedern und nach der Seite hin weiten“ (Daniel Keßler). Die an den Wandpfeilerlängsseiten in Blickrichtung zum Chorraum aufgestellten Altäre steigern diese kulissenartige Architektur. Durch den Verzicht auf Emporen entfallen auch die apsidialen Kapellen als trennende Einzelräume, gerade Wandpfeiler stoßen konsequent und konstruktiv logisch auf gerade Außenwandflächen (*Fotos 1, 2*).

Ein Attikageschoß wie in St. Michael entfällt



Foto 1 Studienkirche Dillingen
Langhaus gegen Chor

ebenfalls, das Gebälk der Wandpfeiler wird bis zum Kämpfer der Mitteltonne hochgehoben. Die Quertonnen zwischen den Wandpfeilern haben die gleiche Kämpferhöhe wie die Mitteltonne, folglich werden die Quertonnen mit Stichkappen – durch einen Gurtbogen zart unterteilt – in die Mitteltonne eingeführt, die Gewölberäume schwingen himmelartig miteinander. Die etwa 140 Jahre jüngere Rokokostukkierung und gesamtflächige Ausmalung läßt zwar die Großform der Gewölbeile etwas verschwimmen, die großartige räumliche Geschlossenheit wird jedoch keineswegs beeinträchtigt.

Gegenüber St. Michael ist die Belichtung völlig verändert: Die Fenster – je Jochseite zwei übereinander – können über die Kämpferlinie hinaufgeführt werden. Die große Lichtfülle durchflutet den gesamten Raum bis in die Gewölbe hinauf, die Einheitlichkeit der Lichtführung versetzt den Raum in Schwingungen und läßt die Gewölbe schweben. Die starken Kontraste zwischen hell und dunkel von St. Michael sind vollständig aufgehoben.

Im Vergleich zu St. Michael wird die Studienkirche in den Baugliedern vereinfacht, die Dimensionen sind deutlich verkleinert und das Raumbild erfährt dabei überraschend eine klärende, dynamische Konzentration. Ein elementarer wegweisender Langhaustyp mit praktikabler Größe ist als Muster für viele Nachfolgebauten entstanden. In diesem Zusammenhang sind die Größenvergleiche bemerkenswert:



Foto 2 Studienkirche Dillingen
Langhaus gegen Westen



Foto 3 Studienkirche Dillingen
Chor mit Empore und Freipfeiler

Das Langhaus der Studienkirche ist 29,5 m lang, die Haupttonne hat eine Spannweite von 13,5 m und die Seitennischen sind 3,3 m tief.

Das Langhaus von St. Michael erstreckt sich über 55,0 m, die Haupttonne überspannt 20,5 m (!) und die Kapellentiefen betragen 5,2 m.



Foto 4 Studienkirche Dillingen, Fassaden von Südwesten

Ebenfalls überraschend, erstmalig und ohne jede Beziehung zu St. Michael ist die Choranlage der Studienkirche (Foto 3). Leicht eingeschnürt gegenüber dem Langhaus entfaltet sich eine zwei-jochige, dreischiffige Halle, wobei die Seitenschiffe im Untergeschoß zu Sakristeiräumen abgetrennt sind und im Obergeschoß sich helle Emporen öffnen, die nur durch jeweils einen Freipfeiler zum Mittelraum unterteilt werden. In das Mittelschiff ist der Chorraum eingebettet, dieser wird im Osten durch eine Kreissegmentapsis geschlossen. Die Gewölbhaupttonne und die insgesamt vier Quertonnen entsprechen in Konstruktion und Form der Langhauswölbung, durch die Freipfeiler wirkt die gesamte Choreinwölbung noch elastischer, noch dynamischer.

Ein eigentlich traditionelles Raumkonzept, der mittelalterliche Hallenchor, wird mit einer muti-

gen Gewölbekonstruktion weiterentwickelt und erfüllt ideal neue liturgische Forderungen der Jesuiten für Gottesdienst in Verbindung mit szenischen Aufführungen. Der kulissenartig, bühnenhaft eingeschnürte Chor mit Triumphbogen, die Sakristei und Vorbereitungsräume unmittelbar neben dem Altarraum und die offenen Emporen, oratoriengleich, mit direktem Zugang vom Kolleg aus, schaffen diese funktionelle und architektonische Einheit.

Es deutet einiges darauf hin, daß Hans Alberthal diese besondere Chorlösung eigenständig entwickelt hat, wichtig und richtungweisend erschien sie ihm auf jeden Fall, denn bei einem weiteren Großbau, der Stadtpfarrkirche in Dillingen, hat er das Freipfeilersystem des Chores auch auf das gesamte Langhaus ausgedehnt. Zu kühn war dieser Versuch, wie sich nur wenige Jahre später herausstellen sollte. Der gewaltige Gewölbeschub führte zu unkontrollierbaren Veränderungen des gesamten statischen Gefüges, die Freipfeiler mußten mit Mauerscheiben bis zur Außenwand geschlossen werden, die Gesamtanlage wurde gewissermaßen zu einer Wandpfeilerkonstruktion zurückgebaut. Dieser Vorgang und eine ähnliche Erfahrung in Innsbruck hatte bedrückende persönliche Konsequenzen, Alberthalers bürgerliche Existenz war zerstört, er mußte Dillingen verlassen und wirkte anschließend weit weg in Preßburg bis zu seinem Lebensende.

Zur Außengestaltung der Studienkirche (Foto 4): Aus Platzgründen setzte Alberthal den Turm in Art und Form eines großen Dachreiters auf den östlichsten Abschnitt des Chores als Gelenk zu anschließenden Kolleg, die Kräfte leitete er geschickt auf die Halbkreissegmentapsis mit nicht sichtbaren, inneren, kräftigen Mauerspitzbogen ab. Dem klaren Konstruktionssystem des Innenraumes entspricht auch der kubische, blockhafte Baukörper mit steilem Dach und insgesamt einfacher, übersichtlicher Gestaltung. Ein kräftiges Gebälk als massives Dachauflager umspannt unterhalb der Traufe die Längsfassaden und wird auch über die Giebelfassade geführt. In den Fries des Gebälks sind Triglyphen und Metopen eingesetzt, dazwischen liegen kleine Ovalfenster, die die Dachräume über den Quertonnen belichten.

Die Giebelfassade wirkt einfach, holzschnittartig, flächig und hatte ursprünglich nicht einmal ein Portal. Sie korrespondiert auch nicht mit den inneren Emporen. Ihre gestaffelten toskanischen Pilaster wirken mit ebenfalls gestaffelten Quersimsen bandartig und jeweils flächenbündig aufgesetzt. Im Gegensatz zur Giebelfassade wirkt die Straßenfassade kräftiger, plastischer und läßt den Innenraum mit hohen, hellen Wandpfeilern deutlich spüren. Gründe für die unterschiedliche Gestaltung beider Fassaden sind nicht faßbar.

In der westlichsten Achse der Straßenfassade liegt das ursprüngliche Hauptportal mit einem Dreieckgiebel. Dicht über der Traufe, das umlaufende steinerne Gebälk fast berührend, recken sich drei hohe, mit dem Turm die ganze Dachfläche und den Baukörper beherrschende Zwerchhäuser empor, mit Gesimsen, Dreieckgiebeln und toskanischen Profilierungen gegliedert. Die kleinen fast quadratischen unteren Fenster und die darüberliegenden hohen Rundbogenfenster mit lebendiger Giebelbekrönung sind jeweils mit tiefen, schattenwerfenden Leibungen mit Putzrahmen eingefasst. Ein interessantes Detail entdeckt man in den Rundbögen der oberen Fenster: Es sind relativ grobe Maßwerke eingesetzt, die die Gotik nachklingen lassen. Dies ist keineswegs außergewöhnlich, wenn man bedenkt, daß zur gleichen Zeit beispielsweise in Freudenstadt, Bückeburg und Wolfenbüttel repräsentative Stadt- oder Hofkirchen in gotisch-schweizerischem Manierismus gestaltet werden. Selbst die Jesuiten bauen beispielsweise in Köln und Paderborn im System gotischer Hallenkirchen. Um so bedeutender ist für Süddeutschland die fortschrittliche Entwicklung der Renaissance und ihr Weg zum Barock.

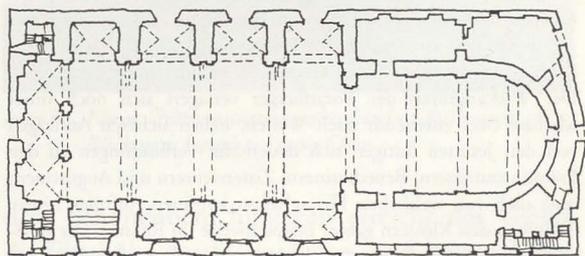
Zusammenfassend seien nochmals die richtungsweisenden Elemente der Studienkirche genannt: Relativ kurzes Langhaus (vier schmale Joche) mit hohen Wandpfeilern ohne Emporen, mittlere Haupttonne mit Stichkappen zu den Quertonnen zwischen den Wandpfeilern, gleiche Kämpferhöhe von Haupt- und Quertonnen, schmales Vorjoch mit „Schneckenstiegen“ zu zwei Emporen, kein Querhaus, leichte Choreinschnürung mit ansteigenden Treppen in den Chor hinein, zweijochiger Chor mit Emporen – unten geschlossen mit Sakristeiräumen, oben offene Seitenräume mit Freipfeilern statt Wandpfeilern, und Chorabschluß mit Segmentapsis.

In der Baugeschichtsforschung ist der Vorbildcharakter der Studienkirche unwidersprochen, die Grundzüge dieses Bauwerkes wirken weit in das 18. Jahrhundert hinein, so hat der Graubündner Giov. Ant. Viscardi nach 1713 – also hundert Jahre später – die ehemalige Zisterzienserabteikirche Fürstenfeld bei München mit fast gleichem Raumkonzept geplant. Die Studienkirche wird neben der Michaelskirche in München oft als zweite deutsche Mutterkirche der Jesuiten bezeichnet, gelegentlich wird gar vom sog. „Dillinger Schema“ gesprochen, wobei vor dieser Vereinfachung und vor dem Versuch, einer allzeit verwertbaren Definition gewarnt werden muß. Eben gerade unschematisch haben Alberthal selbst und andere Baumeister die Raumkonzeption der Stu-

dienkirche individuell übernommen, variiert und weiterentwickelt.

Viel Ähnlichkeit mit der Studienkirche hat Alberthalers Jesuitenkirche in Innsbruck (1619-21). Er übernimmt den eingeschnürten Freipfeilerchor mit geschlossenen unteren Seitenräumen. Ebenfalls wird das Halbjoche für die Orgelempore entsprechend Dillingen gebaut. Wesentlich verändert werden die Maßverhältnisse des hier dreijochigen Langhauses: Die Wandpfeilerjoche sind 9,9 m breit (in Dillingen 5,8 m), die Haupttonne erhält eine Spannweite von 16,0 m (in Dillingen 13,5 m). Die Statik ist wohl ausgereizt, denn es kommt zur Katastrophe, die Kirche stürzt ein. Über die Schuldfrage wird viel spekuliert, mit Sicherheit war Alberthal nicht der allein Verantwortliche. 1627 wurde ein Neubau mit anderen Planern und einem unmittelbar von Italien beeinflussten Konzept aufgeführt. Für Alberthal war dies die zweite schreckliche Berufserfahrung.

Der Studienkirche in Dillingen sehr nahe ist die ehemalige Jesuitenkirche St. Ignatius in Landshut mit Vorjoch, vierjochigem Langhaus, Haupttonne, eingeschnürtem Chor, Halbrundapsis, jedoch ohne Freipfeilerchor und – das ist das Besondere – mit Langhausemporen und hoher Attikazone – ein direkter Bezug zur St. Michaelskirche in München. St. Ignatius, erbaut ab 1629, verbindet somit die sich abzeichnenden beiden Wege der Wandpfeilerkirchen: Einmal gestreckt und additiv mit Emporen und zum anderen mehr konzentrierend und vereinheitlichend ohne Emporen (*Grundriß Skizze 11*).



Skizze 11 Landshut, St. Ignatius, ehem. Jesuitenkirche, Grundriß (o.M.)

Die Graubündner und die Vorarlberger Baumeister als Wegbereiter des Barock

Die Mitte des 17. Jahrhunderts ist erreicht, und man wundert sich rückblickend, daß die zuletzt genannten Bauten einschließlich der Studienkirche in Dillingen und andere mehr trotz der entsetzlichen Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges gebaut werden konnten. Nach Kriegsende und zu Zeiten ungebrochener Gegenreformation entwickelt sich nun ein wahrer Boom im Sakralbau.

Zunächst wurde das Baugeschehen in Bayern, Schwaben und in der Schweiz stark beeinflusst von den Graubündner Baumeistern, die mit ganzen Bautrupps über die Alpen kamen. Sie stammen vorwiegend aus dem Misoxtal und seinen Seitentälern mit dem Zentrum Roveredo. Diese Landschaft liegt südlich des Bernhardinerpasses, kurz vor dem Lago Maggiore. Die Bauleute sind traditionell mit dem Steinbau vertraut, haben sich in italienischen Zentren mit der Architektur der Zeit vertraut gemacht, diese zu einem relativ ein-

heitlichen, regionalen Ausdruck geformt und dann systematisch und intensiv über die Alpen, nach Norden „exportiert“. Auf ihren beschwerlichen Reisen – im Frühjahr zur Wiederaufnahme der Bauarbeiten nach Norden und im Herbst zur Planungsarbeit und Pflege der familiären Kontakte nach Süden – führten ihre Wege über die Pässe Bernhardino, Splügen und Septimer zum Rheintal nach Vorarlberg und den Bodenseeraum. Es liegt nahe, daß dabei hier beheimatete Bauleute, also auch solche aus Vorarlberg, mit Graubündnern in Kontakt kamen, saisonal Arbeit fanden und sich zusätzliche Kenntnisse aneignen konnten, um diese mit dem bereits regional und im bayerischen Raum erworbenen zu verschmelzen. Michael Beer (1605-66) ist der erste bedeutende Vorarlberger Baumeister, gewissermaßen Stammvater mehrerer Baumeistergenerationen. Ein gut erhaltenes frühes Beispiel seiner Meisterschaft ist die basilikale Pfarrkirche in Poysdorf (1629-35) mit Wandpfeilern und noch deutlicher Verwandtschaft zu „Il Gesù“ in Rom, was beweist, daß er genaue Kenntnisse zumindest Graubündner Bauten hatte. Eine wichtige Leistung Michael Beers ist organisatorischer Art: 1657 gründet er die Auer Zunft, die auch kirchliche Bruderschaft wird. Es entsteht eine bedeutende, auf ganz Süddeutschland wirkende Gemeinschaft von Bauleuten mit künstlerischen, handwerklichen und organisatorischen Spitzenleistungen, die außerdem in Vorarlberg zur wichtigsten Wirtschaftskraft wird. Bisweilen leben um Au bis zu 90% der männlichen Bevölkerung von der Zunft, zwischen 1657 und 1787 werden ca. 1800 Personen ausgebildet, etwa 50 zum Teil verwandte Familien werden genannt, mit den Namen Moosbrugger, Beer, Thumb und Kuen sind um die 100 Meister verbunden.

Die Zunft tritt rasch in Konkurrenz zu den bislang nur locker organisierten Graubündnern. Folge sind des öfteren Baumeisterwechsel verbunden mit entsprechenden Planänderungen, ein Vorarlberger Baumeister verdrängt einen Graubündner oder auch umgekehrt. Der Wirkungskreis der Vorarlberger verlagert sich noch unter Michael Beer zusehends nach Westen, neben sicheren Aufträgen von den Jesuiten festigen sich dauerhafte Verbindungen zu den Prämonstratensern, Benediktinern, Zisterziensern und Augustinern und auch von weltlichen Herrschaften kommen Aufträge hinzu. Zwischen den Klöstern gab es beispielsweise im Rahmen der Bursfelder Kongregation regen Gedanken- und gelegentlich Personalaustausch, mit entsprechenden Empfehlungen war dies für die Bauleute durchaus von akquisitorischem Vorteil.

Michael Beer baute in Friedrichshafen, Haigerloch, Inzighofen, Sigmaringen und Rottenmünster, hier – wie schon erwähnt – zusammen mit Michael Thumb, dieser übernimmt nach Beers Tod im Jahre 1666 die Leitung der Auer Zunft.

Michael Thumb's Meisterwerke

Michael Thumb (ca. 1640-1690) ist der Vorarlberger Baumeister, der eine Vielfalt von Überliefertem zu einem einheitlichen Neuen fügte. Nach Aufträgen in Rottenmünster 1662, Zwiefalten 1668, Wettenhausen 1670/78 und Kooperationen mit anderen Baumeistern in Luzern, Solothurn und Weingarten gelang ihm der überragende Durchbruch mit zwei Bauten:

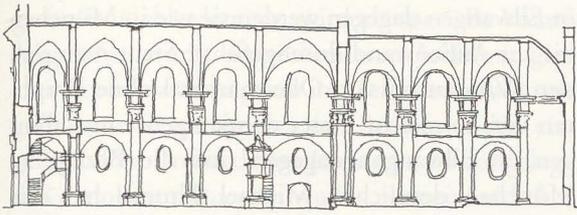
die Wallfahrtskirche Unsere Liebe Frau auf dem Schönenberg/Ellwangen, Baubeginn 1681, Auftraggeber Fürstpropstei Ellwangen (*Fotos 5 und 6*) und



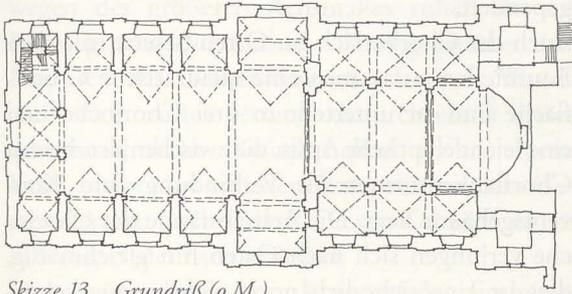
Foto 5 Wallfahrtskirche Unsere Liebe Frau auf dem Schönenberg/Ellwangen Außenansicht



Foto 6 Wallfahrtskirche Unsere Liebe Frau auf dem Schönenberg/Ellwangen Blick vom Langhaus zum Chor



Skizze 12 Ehem. Prämonstratenserabteikirche Obermarchtal, Längsschnitt (o.M.)



Skizze 13 Grundriß (o.M.)

die ehemalige Prämonstratenserabteikirche Obermarchtal, Baubeginn 1686 (Querschnitt Skizze 5 – Längsschnitt Skizze 12 – Grundriß Skizze 13 und Fotos 7 und 8).

Nach Michael Thumb's Tod im Jahre 1690 übernahm sein Bruder Christian Thumb für beide Bauten die Bauleitung, in Obermarchtal trat noch Franz Beer hinzu, er ist der Sohn von Michael Beer und späterer Schwiegervater von Michael Thumb's Sohn Peter, der wiederum, soviel sei schon hier vorweggenommen, bis in die dreißiger Jahre des nächsten Jahrhunderts die Obermarchtaler Konzeption variantenreich bewahrt hat.

Die Programme beider Kirchen sind ähnlich, ihre topographischen und städtebaulichen Vorgaben dagegen weichen voneinander ab. Auf der markanten Kuppe des Schönenbergs steht die landschaftsbeherrschende Wallfahrtskirche, in Obermarchtal ist die Klosterkirche als liturgische Verbindung zwischen Außenwelt und Klausur unmittelbar an einen großen Konventskomplex angebaut. Die fast zeitgleiche Bauausführung, der gleiche Baumeister und das ähnliche Programm führen zu sehr verwandten Entwürfen. Beschrieben werden die wesentlichen Merkmale der Obermarchtaler Kirche, zusätzlich wird auf die jeweiligen wichtigen Abweichungen der Schönenberger Wallfahrtskirche hingewiesen.

Das Äußere der Obermarchtaler Kirche beeindruckt als kubischer, massiger Langbau mit einem hohen Dach (fast gleich hoch wie die Längsfassaden). In Gebäudemitte tritt mit nur geringem Vorsprung und nur eine Fensterachse breit ein Querarm hervor, der von einem noch renaissancehaften Ziergiebel bekrönt wird, dieser wiederum hat nur die halbe Höhe des Hauptdaches. Auf



Foto 7 Ehem. Prämonstratenserabteikirche Obermarchtal Außenansicht von Südwesten



Foto 8 Ehem. Prämonstratenserabteikirche Obermarchtal Blick vom Langhaus zum Chor

dem Schönenberg hingegen erreicht der Giebel die Firsthöhe des Hauptdaches und betont daher den Querhauscharakter mit seiner kräftigen Fassadenwirkung in die Landschaft hinein.

Zwei Chorflankentürme mit achteckigen Glockengeschossen und dunklen Doppelzwiebelhauben von 1790 überragen den Gesamtkomplex und bilden das Gelenk zwischen Kirche und Konvent, eine durchaus schwäbische Tradition der Chorflankentürme wird hier funktionell sinnvoll verwendet. Auf dem Schönenberg dagegen beherrscht eine geradezu klassische Doppelturm-Westfassade majestätisch die ganze Umgebung. Alle Fassaden sind – ähnlich wie bei der Studienkirche in Dillingen – durch ein kräftiges Gebälk mit doppelten Gesimsen zusammengespannt, in der Westfassade wird diese Gebälkzone sogar noch von einem Dachstreifen überdeckt.

Die gesamte Innenraumkonzeption ist bereits außen ablesbar: Pilaster mit toskanischen Kapitellen markieren die Raumachsen, kleine untere Ovalfenster – auf dem Schönenberg sind es quadratische Fenster – und hohe obere Rundbogenfenster definieren die Emporen, das querhausähnliche, verbreiterte mittlere Joch zeigt sich in den seitlichen Vorsprüngen mit Giebeln. Der Chorabschluss ist in Obermarchtal nicht ablesbar, die innere, leicht elliptische Apsis ist außen zwischen den Türmen flach geschlossen. Dagegen schließt die Kirche auf dem Schönenberg mit einer wunderbaren Halbrundapsis einschließlich Halbkuppeldach.

Zum Grundriß (*Skizze 13*): Der westliche Gemeinderaum mit einer insgesamt quadratischen Grundfläche wird in vier Abschnitte unterteilt, in drei gleich große Wandpfeilerjochs, jeweils mit unteren Kapellen und darüberliegenden Emporen und einem westlichen, etwas engeren Eingangsbzw. Emporenjoch mit zusätzlichen Emporenpfeilern in der ersten Wandpfeilerachse. Dieses Emporenjoch ist die konsequente räumliche Weiterentwicklung der Schmaljochs von Dillingen und München mit den dortigen „Schneckenstiegen“. In Ellwangen gibt dieses Vorjoch gleichzeitig das Maß für die über die Seitenfluchten hinausragende Doppelturmfassade. Das Mittelschiff überspannt eine ca. 13,7 m breite, massive Tonne (*Skizzen 5 und 12*), über den Kapellen steifen leicht elliptische Quertonnen die Wandpfeiler aus, die halbkreisförmigen Quertonnen über den Emporen setzen mit deutlicher Stelzung auf der Kämpferhöhe der Mitteltonne auf. Alle Quertonnen sind durch kleine Stichkappen in Richtung Wandpfeiler aufgelockert. In Ellwangen dagegen ist wie in München in Emporenhöhe eine optisch trennende, den Raum deutlich erhöhende Attikazone eingefügt. Mit dem Wegfall dieser Attikazone wird in Obermarchtal der Raum gestrafft und konstruktiv konsequent vereinheitlicht.

Die schlanken Wandpfeiler tragen stirnseitig nur einen Pilaster, in Ellwangen sind es noch zwei auf viel stärkeren Pfeilern. Die Kämpfergesimse greifen nur in Pilasterstärke in die Pfeilerwände ein,

in Ellwangen dagegen werden sie wie in München bis zur Außenwand durchgeführt. Stellt man sich den Wandaufriß von Obermarchtal ohne Emporen vor, so gleicht dieser demjenigen von Dillingen, in Ellwangen dagegen sind die Bezüge zu München deutlicher. Michael Thumb hat also bei seinen nur fünf Jahre auseinanderliegenden Entwürfen zwischen dem bereits traditionellen Konzepten, München und Dillingen, interessant gependelt.

Auch der Chorbereich im Osten besetzt mit allen Raumteilen zusammen eine quadratische Grundfläche und ist unterteilt in drei Chorjochs und eine leicht elliptische Apsis, die zwischen den beiden Chorflankentürmen als Verbindung zum Konventsgebäude liegt. Die Achsabstände der Chorjochs verjüngen sich nach Osten hin gleichmäßig, dies ist eine sicherlich noch nicht genügend ergründete Besonderheit in Obermarchtal.

Der ebenfalls tonnenüberwölbte Teil des Chorraumes ist gegenüber dem Gemeinderaum eingeschnürt, bei gleichbleibender Kämpferhöhe reduziert sich somit die Scheitelhöhe der Tonne, triumphbogenartig durch zusätzliche Pilaster betont wird der Blick zum Chor- und Altarraum gezogen. Da die Außenwände von Gemeinde- und Chorraum in gleicher Flucht verbleiben, vertiefen sich alle Seitenräume des Chorbereiches. Die verkleinerte Mitteltonne reduziert auch den Seitenschub, es bietet die großartige Möglichkeit, wie in Dillingen, die Gewölbekräfte auf Freipfeiler abzuführen. Die Dillinger Lösung wird konsequent weiterentwickelt, durch ein zusätzliches Joch und die vollständige Öffnung der unteren Ebene wird der hallenartige, offene und transparente Charakter gesteigert.

In Ellwangen ist das konstruktive Prinzip identisch mit Obermarchtal, jedoch, die Wirkung des Chorraumes entspricht viel mehr der Studienkirche in Dillingen, denn die unteren Seitenräume bleiben geschlossen, vor dem letzten Joch steht bereits der Hochaltar, dahinter befindet sich die aus dem Vorgängerbau integrierte Kapelle mit dem Heiligtum der Wallfahrt.

Zwischen Gemeinderaum und Chorraum, also

genau in Gebäudemitte, wird als spezielle Vorarlberger Neuerung ein verbreitertes Joch mit gleicher Tonnenwölbung wie im Gemeinderaum und geringem Vorsprung aus den Außenwänden eingefügt. Die Breite dieses Joches ist so festgelegt, daß die oberen Quertonnen bis zum einheitlichen Kämpfer genau einen Halbkreis bilden, also die Stelzungen der anderen Quertonnen entfallen. Die beiden schmalen, brückenartigen Emporen – wegen des größeren Achsmaßes ruhen sie auf Kreissegment-Quertonnen – sind gegenüber den Emporen des Gemeinderaumes fast um Wandpfeilertiefe zurück versetzt, dadurch erhält dieses querhausähnliche Zwischenglied mehr eigene Kraft, bleibt aber trotzdem kompakt mit dem Gemeinderaum verbunden. Dieses Konzept ist in Ellwangen identisch realisiert.

Der gesamte Innenraum kann auf den Emporen umgangen werden, allerdings in unterschiedlicher Art: Die Choremporen sind offen und nur durch Freipfeiler unterbrochen, die Wandpfeiler des Gemeinderaumes haben kleine Torbogen nahe an den Außenwänden und die Verbindung der schmalen Querhausermporen zu den Nachbaremporen erfolgt durch enge Schlupfgänge, die in die Wandpfeiler bzw. Außenwände eingeschnitten sind.

Bertold Pfeiffer spricht 1904 in dem Artikel „Die Vorarlberger Bauschule“ zum ersten Mal vom sog. „Vorarlberger Münsterbauschema“. Dieser Begriff wird fortan geradezu schlagwortartig und mehr oder weniger berechtigt benutzt. Selbst die Studienkirche in Dillingen wird gelegentlich mit diesem Begriff in Verbindung gebracht, obwohl diese viel früher von einem Graubündner errichtet wurde und mit dem Freipfeilerchor und der Gewölbe-konstruktion den Vorarlbergern die neuen Konzepte für eine eigene Entwicklung bot. Konstruktiv-architektonische Einzelelemente wie Emporen, Wandpfeiler und Tonnengewölbe sind für sich genommen noch nicht begriffsbestimmend, erst deren ganz spezifische Zusammenfügung und Proportionierung schafft einen neuen einheitlichen Gesamtbau. Michael Thumb's Kirchen in Ellwangen und Obermarchtal mögen wohl in er-

ster Linie bei der Definition des Begriffes „Vorarlberger Münsterbauschema“ Pate gestanden haben und deswegen sollen an dieser Stelle noch einmal die wesentlichsten Einzelelemente genannt werden: Doppeltürme (entweder in Verbindung mit der Westfassade oder als Chorflankentürme), Wandpfeiler in allen Raumabschnitten (im Chor zu Freipfeilern weiterentwickelt), Haupttonnen mit Stichkappen zu den Quertonnen zwischen den Wandpfeilern, Emporen in allen Raumteilen (zunächst fast bündig mit den Stirnseiten der Wandpfeiler, später deutlich zurückspringend, sogar konkav oder konvex schwingend), erweitertes Querhausjoch (in der Regel mit gleicher Tonne wie das Langhaus, später zunehmende Tendenz zu Flachkuppeln oder Stutzkuppeln), eingeschnürter Chor (meist in Freipfeilerkonzeption und Halbkreischorabschluß).

Mit wenigen Hinweisen soll die weitere Entwicklung der Vorarlberger Kirchenbauten angedeutet werden. Peter Thumb (1681-1766, Sohn von Michael Thumb) hat das Grundkonzept von Obermarchtal noch vierzig Jahre später nur gering modifiziert – man möchte sagen, ohne Reflexion des inzwischen erfolgten Wandels – in St. Peter/Schwarzwald gebaut. Der Raum ist zwar kürzer, weiter, konzentrierter, aber die Kombination der Einzelelemente bleibt unverändert, der Bau ist sehr konservativ. Erst in Ebersmünster/Elsaß entwickelt Peter Thumb ein echtes Querhaus mit einer Flachkuppel auf quadratischem Grundriß mit Pendentifs. Die drei breiten, sehr tiefen Langhausjoche überwölbt er mit Stutz- bzw. Hängekuppeln. Der bedeutendste Vorarlberger Baumeister, Franz Beer, Schwiegervater und Lehrer von Peter Thumb, hat schon früher neue wegweisende Schritte zur Dynamisierung des Gesamttraumes eingeschlagen und überwindet dabei bald die eigentliche Grundkonzeption des sog. „Vorarlberger Münsterbauschemas“, so geschehen als Höhepunkt in der Klosterkirche Weingarten, die er zusammen mit anderen bedeutenden Baumeistern errichtete.

„Der Benediktiner“ in Villingen

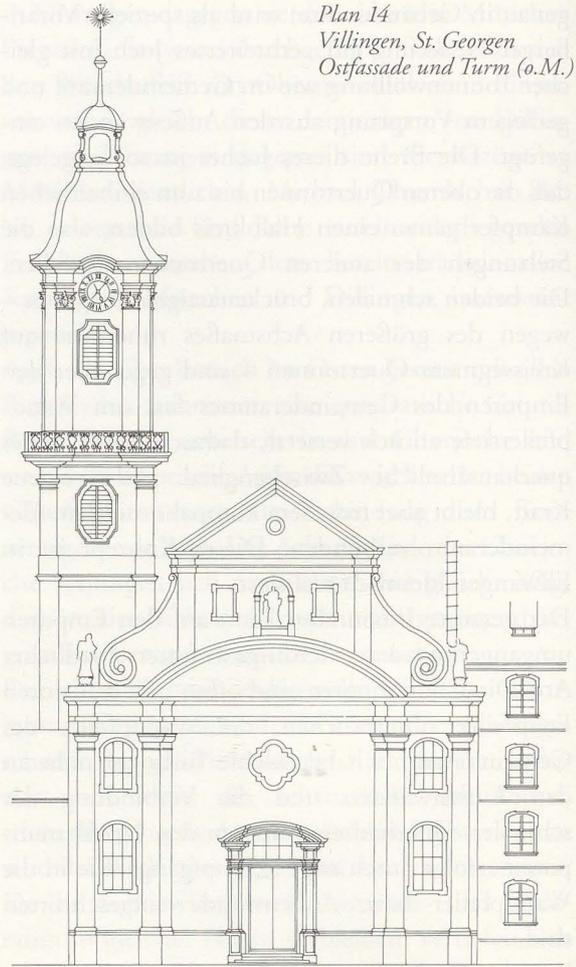
Zurück in die letzten zwei Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts und jetzt nach Villingen: Michael Thumb hat nur ein oder zwei Jahre nach der Planung seiner bedeutenden Obermarchtaler Kirche die **Villinger Benediktinerkirche** entworfen. Der anschließende Abschnitt enthält zunächst einmal gerafft die Geschichte der Kirche, es schließt sich eine genauere Beschreibung der Kirche an, um sie dann mit den beschriebenen Musterbauten zu vergleichen, zu werten und ihre gemeinsamen baugeschichtlichen Wurzeln zu analysieren.

1687 schloß Abt Georg III Gaisser mit der Stadt Villingen einen Vertrag, der im Zusammenhang mit dem geplanten Kirchenbau viele Details über Grundstücksumlegungen, Kostenregelungen und das zukünftige Verhältnis beider Partner regelte. Der Abt nahm Kontakt mit Baumeistern auf und beauftragte schließlich Mitte 1687 Michael Thumb und, wie schon gesagt, im Mai 1688 war Grundsteinlegung. Mitte 1690 ließ Abt Georg wegen Geld- und Materialmangels den Bau einstellen, im gleichen Jahr verstarb Michael Thumb. Auch unter dem neuen Abt Michael III Glückherr ging der Bau nur schleppend weiter, erst 1714 wurden die Gewölbe begonnen, Rechnungen weisen dabei mehrere Voralberger Bauleute aus. 1719 war der Rohbau des Schiffes (ohne Chor und Turm) fertig, provisorischer Gottesdienst konnte gehalten werden, bis dann 1725 die feierliche Weihe erfolgte. Ab 1728 wurde der Chor erweitert (ein Joch mit Segmentapsis) und 1730 Gaspare Mola aus Como mit Stuckarbeiten beauftragt. Ob dieser der Schöpfer der schönen Pilasterkapitelle war, muß bislang Vermutung bleiben. Unter Abt Hieronymus Schuh wurde 1756 der Turmbau vollendet, dessen Standort gelegentlich wenig plausibel mit den Fundamenten eines früheren Stadtmauerturmes begründet wird. Der Villinger Kunstschreiner Martin Hermann (1688-1782) hat die herrliche Turmbekrönung entworfen, im Verlauf seiner Tätigkeit in Oberschwaben hat er sich – wie erhaltene Skizzen belegen – von den Turmlösungen in Ochsenhausen und Ottobeuren inspirieren lassen, auch Peter Thumb's Türme mit Galerie (St. Peter, Ebersmünster und Frauenalb) klingen noch deutlich mit. Dieser ca. 50 m hohe Turm kann ohne Vorbehalte zu den schönsten spätbarocken Türmen gezählt werden, er bestimmt zusammen mit den beiden Münstertürmen die gesamte Villinger Stadtsilhouette. Einzelheiten des Turmes werden nicht beschrieben, da er mit der Kirche selbst nicht mehr im unmittelbaren zeitlichen Zusammenhang steht, allenfalls seine Lage und Integration in den Baukörper wird noch zu erörtern sein.

In den Jahren 1758-60 errichtete Johann Andreas Silbermann seine berühmte Orgel und Johann Michael Schmadel schuf eine neue farbliche Raumfassung. Diese ist auch Grundlage der gerade abgeschlossenen Renovierung. Im Jahre 1768 wurden die Glocken geweiht, beschwerliche 80 Jahre vergingen von der Grundsteinlegung bis zur endgültigen Fertigstellung des Benediktiners.

Der majestätische, gestreckte Baukörper des Benediktiners mit steilem, die ganze Breite überspannendem, im Chorbereich nur gering abgesetztem

Plan 14
Villingen, St. Georgen
Ostfassade und Turm (o.M.)



Satteldach, ursprünglich eingezwängt zwischen Stadtmauer und Schulgasse, jetzt mit beherrschender Choransicht zu den geöffneten Ringanlagen, bestimmt auch heute noch unverändert das Stadtbild. Wegen der örtlich beengten Lage war für den Neubau ein Regelverstoß notwendig: Der Altarraum mußte in den Westen verlegt werden, folglich ist die Hauptfassade mit Haupteingang im Osten. Alle gliedernden Elemente der Hauptfassade (*Plan 14*) sind in Buntsandstein präzise gehauen, ihre Profilierungen treten wenig aus den verputzten Flächen heraus. Über einem hohen, gering verkröpften Sockel teilen bis zum Dachansatz vier Kolossalpilaster in toskanischer Ordnung die gesamte Breite der Fassade in zwei schmale Seitenfelder und ein großes, quadratisches Mittelfeld auf. Die inneren Pilaster sind jeweils zum Portal hin

zusätzlich gestuft und sollen die Wandpfeilerachsen des Innenraumes markieren. Die äußeren, einfachen Pilaster sind von der Gebäudeaußenkante zurückgesetzt, die verputzten Längsfassaden werden plastisch um die Ecke geführt. Über den Pilastern spannt ein verkröpftes Doppelgebälk, einfach gegliedert doch kraftvoll geführt, die gesamte Fassade zusammen. Das über das Gebälk auskragende Kranzgesims teilt sich über den inneren Pilastern zu einem Segmentbogen, der dem Verlauf des Tonnengewölbes im Inneren und seinen ansteigenden Stichkappen folgt. Auf den Segmentbogen setzen ohne unmittelbaren Bezug zu den unteren Gliederungen zwei flache Pilaster direkt auf, diese wiederum tragen ein maßstäblich kleineres, verkröpftes Doppelgesims mit abschließendem Dreiecksgiebel. Über dem Hauptgesims und in den Mittelachsen der unteren Seitenfelder winden sich Voluten bis unter das Giebelgebälk. In den Achsen der äußeren Hauptpilaster stehen jeweils auf einem unter die Voluten geführten Podest Freiplastiken: Links St. Georg, rechts St. Michael. Jeweils in den Seitenfeldern der Hauptzone markieren zwei übereinanderliegende Fenster mit Sandsteingewänden die innere Emporengliederung. Oberhalb des Segmentbogens belichten zwei Fenster den Dachraum, in der Mitte ist eine Figurennische mit Halbkreisbogen ädikulaartig eingesetzt. Das Hauptportal bildet einen deutlichen Kontrast innerhalb der Fassade. Es tritt mit zwei monolithen Vollsäulen in ionischer Ordnung auf sockelhohen Postamenten, mit durchgehendem Architrav und gesprengten und verkröpften Segmentgiebel vollplastisch aus der Fassade heraus. Über dem Portal wird die Empore durch ein Vierpaßfenster zusätzlich belichtet.

Nach dieser ausführlichen Beschreibung der Hauptfassade sucht man vergeblich nach Übereinstimmungen mit den Fassaden von Obermarchtal und Dillingen, diese beiden gleichen sich trotz großem zeitlichen Abstand viel mehr, beispielsweise bezogen auf die Einheitlichkeit der Achsabstände zwischen den Pilastern oder die sehr verwandte Proportionierung des Hauptgebälks. Die geneigten Giebelkanten sind in Dillingen noch



Foto 9 Ehem. Benediktinerkirche Villingen
Ausschnitt Dachstuhl und Gewölbeaufsicht
(Gurtbogen zwischen Langhaus und Chor)

identisch mit der Dachhaut, in Obermarchtal setzt allenfalls ein leichtes Ausschwingen ein mit vorgeblendetem oberem Dreiecksgiebel als Abschluß.

In Villingen dagegen vereint Michael Thumb mehrere Motive: Kontrastierende Pilasterabstände, der große übergreifende Segmentbogen, die Voluten, das Ädikulamotiv und die über die Dachschrägen hinausragenden Fassadenkanten. Einiges davon entwickelte Michael Thumb bereits bei Seitengiebeln von Querhausjochen: Auf dem Schönenberg liegt über dem Hauptgebälk ein kräftiger Segmentbogen, darüber ist dem anschließenden Dachraum schild- oder scheinbar eine hohe Ädikula vorgeblendet, in Obermarchtal wird der Giebel von kräftigen Voluten eingefasst.

Die Villingener Fassade wirkt etwas behäbig, breit, lagerhaft, der Kontrast zwischen der großen Mittelfläche und den Seitenflächen ist sehr deutlich und betont dabei das plastisch gegliederte Portal, die Kombinationen mit Voluten und Segmentbogen dynamisiert die Gesamtfläche. Die Fassade ist eine sehr individuelle Eigenleistung und läßt nur wenig Einfluß der Jesuiten aus Dillingen spüren. Anhand des Querschnittes (*Skizze 6 und Plan 15*) läßt sich eine besondere Ursache für die sehr lagerhafte, breite Wirkung der Fassade begründen. Im Gegensatz zu allen bisher beschriebenen Kirchen liegt der Traufpunkt des Daches um ca. 3,0 m tiefer als der Scheitel der Haupttonne, durch eine meisterhafte Dachstuhlkonstruktion kann das Ge-

wölbe in den Dachraum reichen, die Gesamthöhe der Kirche wird erheblich reduziert. Damit wurden Kosten gespart und der Baukörper wesentlich behutsamer in das Stadtbild integriert.

Hat man die Kirche durch das Hauptportal betreten, ist man sogleich überrascht vom hellen, lichtdurchfluteten, kontrastreichen, ca. 50 m langen und ca. 16 m hohen, mit einer mächtigen Tonne einheitlich überwölbten Raum (Foto 9 – Querschnitt Skizze 6 – Querschnitt Plan 15 – Längsschnitt Plan 16 – Grundriß Plan 17). Das große Gewicht und der kräftige Gewölbeschub der Halbkreistonne – aus Ziegelstein massiv gemauert (Foto 9) – wird über senkrecht zu den Außenwän-

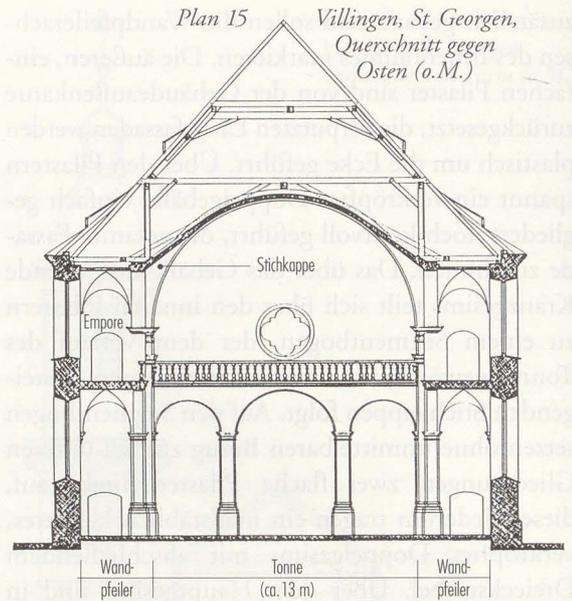
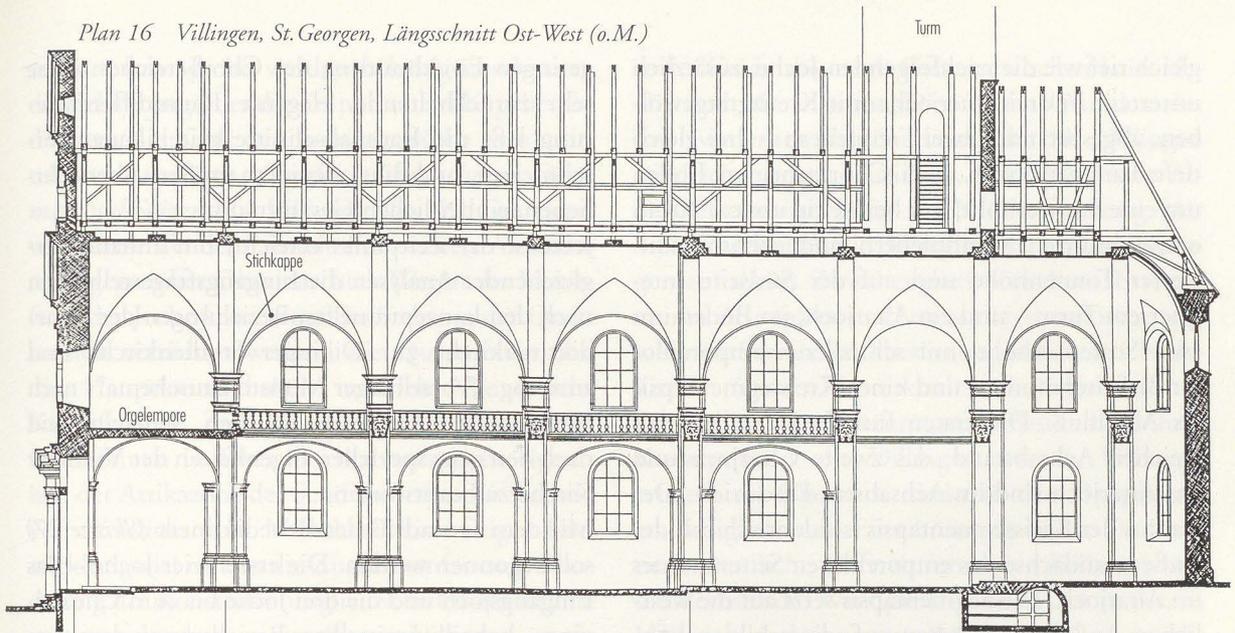


Foto 10 Ehem. Benediktinerkirche Villingen Langhaus gegen Chor



Plan 16 Villingen, St. Georgen, Längsschnitt Ost-West (o.M.)

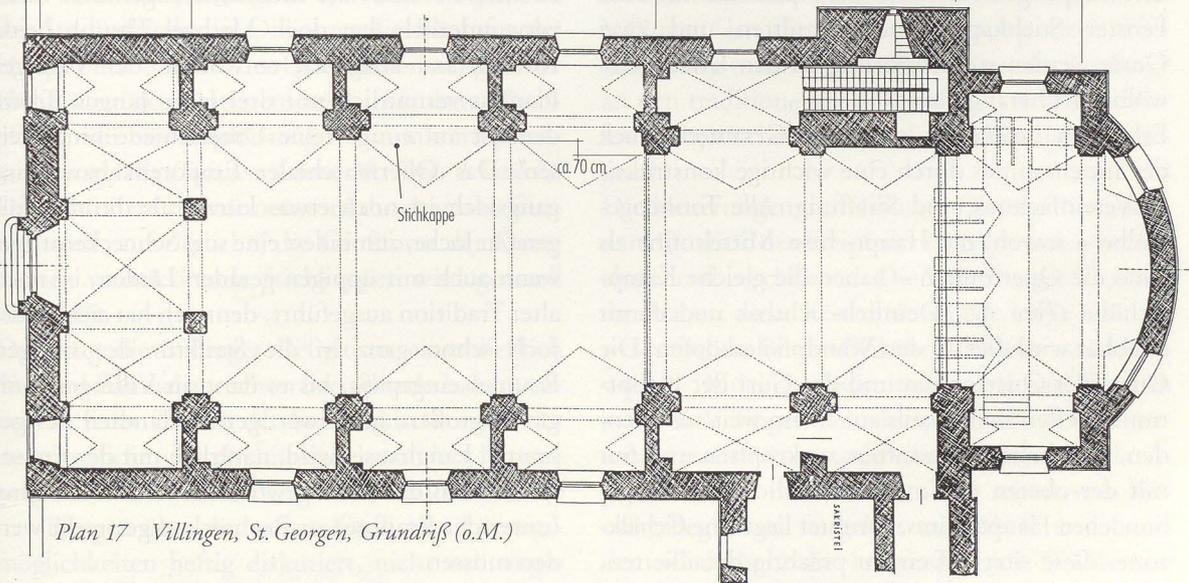


Eingangs- oder
Emporenjoch

Drei Langhausjoch

Zwei Chorjoch mit Turm

Altarjoch
(West)



Plan 17 Villingen, St. Georgen, Grundriß (o.M.)

den stehende Wandpfeiler bis zu den Fundamenten abgeleitet. Diese Wandpfeiler wiederum sind in zwei Geschossen mit Quertonnen verspannt. Die unteren elliptischen Quertonnen überdecken Kapellenräume und tragen Emporen, die oberen halbkreisförmigen Quertonnen, gehen, durch einen Gurtbogen begrenzt, in Stichkappen mit an-

steigenden Scheiteln in die Haupttonne über. Die Quertonnen werden ebenfalls mit Stichkappen zu den Wandpfeilern hin aufgelockert, im Chorbereich treffen sich die Grate im Scheitel der Quertonnen (Kreuzgewölbe).

Der Grundriß (Plan 17 und Foto 10) ist in sieben Abschnitte, Joche unterteilt: Ein Eingangsjo-

gleich tief wie die nachfolgenden Joche, zusätzlich unterteilt in drei Querjoche mit Kreuzgratgewölben, abgestützt auf zwei Freipfeilern – drei gleich tiefe Langhausjoche, zwei Chorjoche, im Boden um eine Stufe erhöht, mit beidseitig um ca. 70 cm eingeschnürten Wandpfeilern und ebenso reduzierter Tonnenhöhe und auf der Südseite integriertem Turm – und ein Altarjoch, im Boden um zwei Stufen erhöht, mit schmalen emporenlosen(!) Seitenräumen und einer Kreissegmentapsis als Abschluß. Die ersten fünf Joche haben den gleichen Achsabstand, das zweite Chorjoch und das Altarjoch sind im Achsabstand reduziert. Der Radius der Kreissegmentapsis ist identisch mit der Außenwandachse des emporenlosen Seitenraumes im Altarjoch. Die Segmentapsis setzt auf die westlichen Außenwandflächen auf, diese bilden konstruktiv das abschließende Wandpfeilerpaar. In den kuppeligen Abschluß der Apsis sind für zwei Fenster Stichkappen eingeschnitten und zwei Gurte werden strahlenförmig an den letzten Gewölbegurt herangeführt.

Erheblich beeinflußt wird der Gesamteindruck des Innenraumes durch eine wichtige konstruktive Vereinfachung und Straffung: Alle Tonnengewölbe – sowohl die Haupt- bzw. Mitteltonne als auch die Quertonnen – haben die gleiche Kämpferhöhe (*Foto 10*). Deutlich sichtbar und damit erlebbar wird dies an den Wandpfeilerköpfen: Die Gurte der Quertonnen und der Gurt der Haupttonne treffen sich jeweils auf einem weit ausladenden, reichhaltig abgestuften, verkröpften und nur mit der oberen Gesimsplatte seitlich kurz eingebundenen Hauptgesims, darunter liegt eine Gebälkzone, diese sitzt auf einem prächtig detaillierten, kompositartigen Kapitell mit Bandelwerkgestaltung. Schließlich führt ein glatter, kräftiger Pilaster nach unten und mündet gemeinsam mit den seitlichen Pilastern der unteren elliptischen Quertonnen auf eine vielfach gegliederte Basis mit hohem Sockel. Die Wandpfeilerkapitelle liegen auf gleicher Höhe wie die stark profilierten Holzbalustraden der Emporen, damit wird eine zusätzliche Straffung und räumliche Vereinheitlichung erzielt. Das gleiche gilt auch bezüglich der nur

geringen Einschnürung des Chorbereiches: diese sehr zurückhaltende, elegante Raumdifferenzierung läßt die Raumabschnitte miteinander verschmelzen, und führt zu einem großen, übersichtlichen, einheitlichen Gesamttraum.

Jetzt ist der Zeitpunkt erreicht, um anhand vergleichender Analysen die Eingangsfragestellungen nach den konzeptionellen Beziehungen der Benediktinerkirche zur Dillinger Studienkirche und zum sog. „Vorarlberger Münsterbauschema“, nach gemeinsamen baugeschichtlichen Wurzeln und nach den ganz speziellen Eigenheiten der Villingener Kirche zu beantworten.

Mit dem Grundriß des Benediktiners (*Skizze 17*) soll begonnen werden. Die ersten vier Joche – das Eingangsjoch und die drei Joche bis zum Chorbeginn – haben unmittelbare Beziehung zu dem entsprechenden Raumabschnitt der Obermarchtaler Kirche, sie sind fast identisch. Eigentlich nicht verwunderlich, hat doch Michael Thumb beide Kirchen fast zeitgleich entworfen, der Villingener Plan ist vermutlich nur drei Jahre jünger. Trotzdem ist auf einige feine Unterschiede hinzuweisen. Das Obermarchtaler Emporen- bzw. Eingangsjoch ist noch etwas kürzer als die nachfolgenden Joche, zumindest eine sog. Schneckenstiege, wenn auch mit üppigen geraden Läufen, ist nach alter Tradition ausgeführt, dennoch hat sich dieses Joch schon ganz in die Struktur des übrigen Raumes eingepaßt, bis es dann in Villingen zum gleich großen, gleichwertigen Bestandteil des gesamten Langhauses wird, natürlich mit der Konsequenz, daß die Kreuzgewölbe über dem Eingang (unter der Empore) zu Rechtecken gestreckt werden müssen.

Ganz beachtlich sind die Veränderungen von wichtigen Raummaßen (*Querschnitt Skizze 6*). Die Villingener Wandpfeiler werden im Vergleich zu Obermarchtal kürzer (von ca. 4,05 m auf ca. 3,0 m reduziert), gleichzeitig vergrößert sich die Jochtiefe von ca. 6,3 m auf ca. 7,2 m, wobei die lichte Weite der Haupttonne in Villingen mit 13,0 m nur um ca. 0,7 m geringer ist als die in Obermarchtal. Für die Raumwirkung hat dies nicht zu unterschätzende Folgen: Die einzelnen Raum-

schritte bzw. Joche werden behäbiger, schwerer, die Belichtung über die Emporen und Kapellen ist direkter, die Kraft der Tonnengewölbe ist unmittelbarer zu spüren. (*Vergleich Längsschnitte Obermarchtal Skizze 12 – Villingen Plan 16*). Gesteigert wird diese Tendenz durch eine weitere Veränderung gegenüber Obermarchtal: Wegen der Vertiefung der Joche konnte auf die Stelzung der Quertonnen verzichtet werden, die Quertonnen und die Haupttonne haben nunmehr die gleiche Kämpferhöhe. Zur Erinnerung: Die Stelzung der Quertonnen in Obermarchtal entspricht eigentlich der Attikazone der Schönenberger Kirche und von St. Michael in München. Eindeutiges Entwicklungsziel ist also die Zusammenfassung, Bündelung der Konstruktionsglieder, in Obermarchtal wird sie deutlich angestrebt, in Villingen ist sie realisiert. Jedoch keineswegs zum ersten Mal, denn bereits 80 Jahre früher hat Hans Alberthal in der Studienkirche in Dillingen die Kämpfer der Haupttonne und die der Quertonnen auf gleicher Höhe über den emporenlosen, schlanken Wandpfeilern zu einem großartigen Raumkonzept zusammengefaßt (*Skizzen 4 und 10, Fotos 1 und 2*). Die Kraft der Quertonnen wird durch starke Gurte betont, auf zierliche, die Großform der Quertonnen verunklärende Stichkappen wird generell verzichtet.

Das mag die Villingener Religiösen einschließlich Abt und Baumeister schon beeindruckt haben, zumal zu jener Zeit in der Studienkirche noch der ursprüngliche, die Architektur besonders hervorhebende Stuck vorhanden war. Vermutlich wurde in Villingen über die unterschiedlichen Lösungsmöglichkeiten heftig diskutiert, nicht von ungefähr hat sich der Abt mehrerer Berater bedient. Letztendlich wurde der Vorarlberger Michael Thumb beauftragt und man spürt, wie er frühere Leistungen konkurrierender Bauleute mit Konzeptionen seiner Zunft verband.

In Villingen mußte wegen des beengten Bauplatzes zwischen Schulgasse und Stadtmauer ein bei den Vorarlbergern eigentlich wichtiges Bauglied entfallen: Das vertiefte, über die Außenwände heraustretende, querhausähnliche Joch in der Mit-

te des Gesamtbaues als Gelenk zwischen Laienkirche und Mönchschor. Dies ist ein Grund mehr, um wiederum die Studienkirche in Dillingen vergleichend heranzuziehen, hat doch Hans Alberthal wenige Jahre nach Fertigstellung der St. Michaelskirche in München bereits in Dillingen auf dieses Zwischenglied verzichtet. Erst geraume Zeit später machen es die Vorarlberger gewissermaßen als Rückbesinnung auf die Michaelskirche (erste Mutterkirche der Jesuiten in Deutschland) wiederum zum Bestandteil ihrer Konzeptionen. In Dillingen wie in Villingen schließt die Chorzone direkt an den Hauptraum an, lediglich eine Einschnürung bildet eine optisch-räumliche Differenzierung, in Dillingen treten deshalb die Wandpfeiler um ca. 1,4 m vor, in Villingen sind es nur noch 0,7 m, um die jeweils entsprechenden Maße reduziert sich folglich auch die Scheitelhöhe der Haupttonne im Chor. In Villingen ist diese Differenzierung bzw. Einschnürung nur noch wenig spürbar, der Gedanke an den traditionellen Einheitsraum – wie bei vielen spätgotischen Bauten die Regel – ist naheliegend.

Die Neuerungen des Dillinger Chores, die besondere Qualität der Freipfeilerlösung wurden bereits eingehend beschrieben. Die Vorarlberger Baumeister haben diese Konzeption über lange Zeit als wesentlichen Bestandteil ihrer Bauten weiterentwickelt. Möglicherweise wollte Michael Thumb auch in Villingen eine Freipfeiler-Emporenchoranlage realisieren, wurde vermutlich jedoch daran gehindert, da der Turmstandort schon von Planungsbeginn an festgelegt war. Als Gründe werden wiederholt die kostensparende Wiederverwendung eines Stadtturmfundamentes und die außerordentlich engen Platzverhältnisse erwähnt. Jedenfalls unterbricht der Turm im zweiten Chorjoch den unteren Kapellenraum und die obere Emporenebene, eine Freipfeilerlösung ist also ausgeschlossen. Andererseits gibt es genügend Beispiele – zeitlich gesehen vor und auch nach Villingen – mit integriertem Chorflankenturm (Stadtpfarrkirche Neuburg an der Donau, Wallfahrtskirche Schießen von Valerian Brenner, Dorfkirche

Tannheim von Franz Beer, ehemalige Abteikirche Fürstenfeld von Viscardi usw.), alles durchaus respektable, variantenreiche Lösungen. Eine direkte Verwandtschaft der Chöre von Villingen und Dillingen ist nicht belegbar, zumal ein weiteres Kriterium unsicher macht: Das westlichste Joch, das Altarjoch, wurde erst ab 1728 angebaut und hat abweichend von den übrigen Jochen keine Emporen, dieser Umstand und die Kreissegmentapsis sind zwar sehr ähnlich, doch zu wenig Beleg einer Abhängigkeit zur Studienkirche, zumal die Obermarchtaler Apsis ebenfalls segmentartig schließt. Die Achsabstände der beiden letzten Joche vor der Apsis sind sowohl in Villingen als auch in Obermarchtal verkürzt.

Es ist leider nicht bekannt, ob der Bau von Anfang an entsprechend dem heutigen Bestand konzipiert war, ein Originalriß von Michael Thumb ist nicht erhalten. Bekannt hingegen ist die sehr lange und abschnittsweise Baudurchführung. Michael Thumb verstarb bereits 1690. Im Gegensatz zu seinen Bauten in Ellwangen und Obermarchtal gibt es keinerlei Hinweise, daß sein Bruder Christian auch in Villingen den Bau planerisch und bauleitend weitergeführt haben könnte. Die Bauakten enthalten zwar mehrere Namen Vorarlberger Bauleute, aber keiner der genannten ist als Baumeister bekannt geworden.

Die einheitliche, konsequente Grundriß- und Wandproportionierung über mehrere Bauabschnitte, der schlichte, doch sehr kraftvolle bis zu den Chorjochen durchgeführte Wandaufriß, auch die nur geringe Einschnürung des Chorbereiches gegenüber dem Langhaus sind sicherlich gewichtige Gründe zur Annahme, daß sich bei der Villingener Benediktinerkirche im wesentlichen nur eine einzige Handschrift durchgesetzt hat, die von Michael Thumb.

Die Villingener Benediktinerkirche ist zunächst einmal ganz im Sinne des seinerzeit aktuellen Standes der Vorarlberger konzipiert, viele formalen und konstruktiven Elemente haben einen direkten Bezug zu Obermarchtal, beinhalten auch Ansätze zur Weiterentwicklung, Straffung und räumlichen Vereinheitlichung, dies bezieht sich besonders auf die konstruktive Kombination der Tonnengewölbe. Daß dabei die bereits in Dillingen gefundene Konzeption wieder zur vollen Geltung kommt, mag Zufall sein, vermutlich ist es jedoch Absicht, denn auch gerade der Grundriß läßt Anregungen

von Dillingen erkennen. Es ist schon eine bemerkenswerte Situation, wie ein konzeptionell fest geformter Vorarlberger, Michael Thumb, durch die früheren Kontakte des Villingener Konvents, vielleicht auch durch seine eigenen Beziehungen mit den Dillinger Jesuiten, Raumwirkungen aufnimmt, reflektiert und mit den örtlichen Vorgaben in Einklang bringt. Eine Sackgasse ist die Villingener Konzeption keinesfalls, Versuche der formalen und räumlichen Zusammenfassung und Straffung sind in der Baugeschichte immer wieder weiterführend.

Die Villingener Benediktinerkirche ist eine Kirche unter vielen zeitgleichen, sie ist sicherlich nicht wegweisend oder musterhaft, doch sie reflektiert recht anschaulich die intensive planerische Auseinandersetzung mit den Tendenzen und Bestrebungen ihrer Zeit und den örtlichen Programmvorgaben. Die Volkspredigt und der klösterliche Gottesdienst mußten gleichwertig erfüllbar sein, die aktuellsten konstruktiven Erkenntnisse sollten Eingang finden und zudem verursachte der beengte Standort und die ständige Finanznot des Konventes erhebliche Lösungsprobleme. Um so mehr muß man betonen, daß sich in der Benediktinerkirche nach der sehr gelungenen Renovierung ein überwältigendes Raumerlebnis bietet. Die zurückhaltende Stukkierung läßt alle konstruktiven raumbildenden Elemente der Architektur klar, feingliedrig und scharfkantig hervortreten, diese ungekünstelte Art der Darstellung kommt unserem heutigen Form- und Materialempfinden besonders nahe.

Betont wird dieses Raumerlebnis durch die spezielle Lichtführung (*Foto 10*). Viel Licht flutet über die Emporen und Kapellen von beiden Seiten in den Hauptraum ein, die Quertonnen der Seitenräume sind direkt belichtet, die Grate ihrer Stichkappen ergeben eine zarte zusätzliche Gliederung, in den ansteigenden Stichkappen streift bereits gebremstes Licht in die Gewölbezone vor, die Haupttonne dunkelt zum Scheitel hin langsam ab. Die mächtige Tonne wirkt dadurch leichter, fast schwebend, zumal die Gesimsplatten weit auskragen und der Aufsatzkranz verdeckt bleibt.

Die zweijochige Chorzone ist deutlich dunkler, durch den Anbau des Klostertraktes sind auf der Nordseite in beiden Jochen keine Fenster möglich und der in den Baukörper integrierte Turm läßt auf der Südseite keine Fensterachse zu. Durch die besonders intensive und direkte Belichtung im Altarjoch und der Apsis wirkt der dunklere Chorabschnitt als retardierendes Raumelement, die Bedeutung des Altarbereiches wird dadurch gesteigert.

Wir erleben einen besonderen Ort der Konzentration, der Würde und der geschichtlichen Kontinuität, frei von theatralischer Gestik und formalem Überschwang. Der „Benediktiner“ ist Zeuge einer großen Bautradition. Nach Abschluß der Renovierung und der hoffentlich bald realisierten Rekonstruktion der Silbermannorgel besitzt Villingen ein hervorragendes Gesamtkunstwerk.

Literatur:

- Gubler, H.-M., Der Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb, Sigmaringen 1972.
 Hart, F., Kunst und Technik der Wölbung, München 1965.
 Keßler, D., Der Dillinger Baumeister Hans Alberthal, Diss., Dillingen a.d.D. 1943.
 Kühnenthal, M., Hrsg., Graubündner Baumeister und Stukkateure, München 1997.
 Lieb, N., Dieth, F., Die Vorarlberger Barockbaumeister, München 1967.
 Lieb, N., Hirmer, M., Barockkirchen zwischen Donau und Alpen, München 1984.
 Pevsner, N., Europäische Architektur, München 1957.
 Pfister, M., Baumeister aus Graubünden, Wegbereiter des Barock, Chur (CH), 1993.
 Revellio, P., Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, Villingen 1964.
 Schnell, H., Wallfahrtskirche U.L.F. auf dem Schönenberg/Ellwangen, München 1986.
 Schnell, H., Ehem. Prämonstratenserabteikirche Obermarchtal, München 1987.
 Skalecki, G., Deutsche Architektur zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Regensburg 1989.
 Willner, R., Die Benediktiner-Klosterkirche St. Georgen in Villingen, Mag.-Arb., Freiburg 1987.

Die Skizze 6 und die Pläne 14 - 17 basieren auf einer Bauaufnahme aus dem Jahre 1932 von Dipl.-Ing. Julius Naegele, Stadtoberbaudirektor i.R., Villingen.

Die Benediktinerkirche in Villingen

Festschrift zur Wiedereröffnung
im Jahr 1999



Seit der Wiedereröffnung der Benediktinerkirche im April 1999 gibt es eine sehr empfehlenswerte Festschrift, auf die wir hier besonders hinweisen möchten.

Wir zitieren daraus: „Ziel der Broschüre soll es sein, den Besucher zur Andacht und zum Gebet in einen würdevollen Raum einzuladen.“

Bitte beachten Sie, daß das Hauptportal meist geschlossen ist. Der Seiteneingang ist über den Innenhof des Münsterzentrums zu erreichen.

Die Benediktiner von St. Georgen zu Villingen Ute Schulze

Das Schicksal der Mönche vom letzten Drittel
des 17. Jahrhunderts bis 1807

Im 18. Jahrhundert ergaben sich durch die staatskirchenpolitischen Entscheidungen der Habsburger Monarchie weitreichende Änderungen für alle Ordensgemeinschaften. Besonders Joseph II. griff stark in die geistlichen Belange ein. Er regierte ganz im Sinne der Aufklärung und war strikt gegen eine Einmischung seitens der römischen Kurie ausgerichtet. In der Rückschau erscheint seine Politik teilweise als Vorwegnahme der Säkularisation und diente dieser teilweise zur Legitimation. Viele Klöster wurden aufgehoben. Dieser Prozeß begann schon unter Maria Theresia mit der Auflösung des Jesuitenordens und erfaßte dann unter ihrem Sohn Joseph II. alle kontemplativen Gemeinschaften. Es blieben nur diejenigen übrig, die dem Gemeinwohl dienten z. B. durch Krankenpflege, Unterricht etc.

Der staatliche Eingriff erstreckte sich auf weite Teile des klösterlichen Lebens. So wurde 1771 zum Beispiel das Profesalter staatlich festgelegt. Es wurde bestimmt, daß die Novizen das 24. Lebensjahr vollendet haben mußten, um die Gelübde abzulegen. Für eine Verkürzung der Frist auf das 21. Lebensjahr bedurfte es eines Dispenses, also einer Sondergenehmigung im Einzelfall. In Villingen sahen sich darüber hinaus Franziskaner und Benediktiner in eine Konkurrenz gestellt, da die Regierungsbehörden 1774 verfügten, daß von nun an nur noch ein Gymnasium in Villingen existieren sollte, welches von den Benediktinern zu betreuen sei. Die Franziskaner sollten nur noch für die Normalschule zuständig sein. Gemeinsam mit dem Stadtmagistrat verfolgten die Franziskaner das Ziel, ihr Gymnasium beizubehalten. Die Frage wurde jedoch endgültig zugunsten des Benediktinerklosters entschieden. Aufgrund einer kaiserlichen EntschlieÙung vom 19. Januar 1777 durfte man den Titel „Lyceum“ führen, gehörte

also zu den Schulen, die philosophische und theologische Kurse anboten und somit auf ein Universitätsstudium vorbereiteten. Der Mathematikunterricht wurde auch ausdrücklich gefordert. Das Villingener Gymnasium war eines der sechs Institute, die seit dem 23. Mai 1777 in ganz Vorderösterreich von den ehemals 11 Anstalten übrig blieben. Eine von Christian Roder zitierte Quelle betrachtet die ganze Angelegenheit der Zusammenlegung sehr von der benediktinischen Warte aus. Bei dem Berichterstatter handelte es sich nämlich um den Benediktinerprior Benedikt Lenz.¹⁾ Festzuhalten bleibt aber auf jeden Fall, daß der Verlust des Franziskanergymnasiums nicht nur für die Brüder sondern auch für die Stadt Villingen eine EinbuÙe bedeutete, weshalb die Anstrengungen, die Anstalt beizubehalten, als Versuche der Gesichts- und Bedeutungswahrung verstanden werden können.

Neben der Lehre spielte die Seelsorge eine große Rolle im Leben der Priestermonche. Die Gemeinschaft von St. Georgen zu Villingen betreute, wie auch die Franziskaner, Pfarrgemeinden außerhalb der Stadt. Diejenigen in Pfaffenweiler und Furtwangen gehörten dem Benediktinerkloster selbst. Die Villingener Filialgemeinde Unterkirnach wurde ebenfalls versehen. Aufgrund des seit 1774 erhöhten Aufwands für die Lehrtätigkeit am Gymnasium wurde letztere Pfarrei 1775 aufgegeben. Die Begründung hierfür war die angespannte Personalsituation. Als Beichtväter betreuten die Patres die Frauenorden auch außerhalb der Stadt Villingen.

Wer nun waren die Männer, die in der Zeit des Umbruchs ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit großen Neuerungen konfrontiert wurden und diese umsetzen mußten? Zunächst zeigt sich, daß die Konventsstärke, also die reine Anzahl

der Personen, die im Kloster St. Georgen zu Villingen lebte, von 1782 bis 1806/07 relativ konstant war. Auch in den so schwierigen Jahren 1805 und 1806 legten sogar noch Novizen ihre Profefß ab. 1805 waren es sechs und 1806 immerhin noch ein junger Mann, die sich zu den ewigen Gelübden entschlossen.

Neben den Priestermönchen lebten im Kloster St. Georgen zu Villingen auch Laienbrüder. Zunächst waren es im Betrachtungszeitraum zwei Männer. Udalricus Fendrich versah das Klosteramt des Porturs (Pfortner) und ist bis 1799 in den Quellen belegt. Er war, wie der zweite Laie, Meinrad Straub, Schneider von Beruf. Straub war der Sakristan (Kirchendiener) des Klosters. Er starb 1821.²⁾

aus. Neben dem Alter der einzelnen Mönche ist vor allem interessant, welche Voraussetzungen sie mitbrachten, die neu gestellten Aufgaben zu erfüllen.

Man hatte zwar schon vor 1774 ein Gymnasium unterhalten, jedoch wurden nun Fächerkanon und Unterricht vorgeschrieben. Man hatte die „äußere und innere Form“ des Unterrichtsbetriebes anzuzeigen und die Vorgaben zu erfüllen.⁴⁾ Außerdem war zunächst dafür zu sorgen, daß die „Studenten“ sich am Chor der Franziskaner beteiligten, letzteres war eine Forderung von seiten jenes Konvents gewesen. Abt Cölestin Wahl erreichte aber bereits zu Beginn des Jahres 1775, daß dies nicht mehr geschehen sollte, wenn die Gottesdienste in die Schulstunden fielen. Die

Personalentwicklung im Benediktinerkloster ³⁾

Jahr	Gesamtzahl	Mönche	Novizen	Laien
1782	23	21	-	2
1790	27	20	5	2
1797	25	20	3	2
1798	23	19	2	2
1799	23	19	2	2
1806	26	25	-	1

Die Altersstruktur der Gemeinschaft von St. Georgen in Villingen gestaltete sich zwischen 1782 und 1807 wie folgt. Die Gruppe der 40- bis 49jährigen war zwischen 1790 und 1799 die stärkste. 1790 wurde sie dabei von den 30- bis 39jährigen flankiert. 1782 führte diese Altersstufe an, welche 1807 gemeinsam mit den 20- bis 29jährigen gleichauf an der Spitze lag.

1806 dominierten die 20- bis 29jährigen. Aber bereits ein Jahr später gehörten 50 Prozent von ihnen, das heißt fünf von zehn, dem Konvent nicht mehr an.

Während die Zahl der bis 49 Jahre alten Benediktiner von 1782 bis 1807 von 18 auf 9 zurückging, sich also halbierte, stieg die der ab 50jährigen von 5 auf 10, verdoppelte sich also.

Die reinen Zahlen sagen jedoch noch nicht viel

Aufnahme von Religiösen (zum Ordensleben bestimmte Schüler) und weltlichen Studenten wurde den Benediktinern gestattet.⁵⁾

Aus einer Personalliste des Jahres 1790 erfahren wir näheres über die wissenschaftlichen Grundlagen der Benediktiner.⁶⁾ Neben der Theologie gehörten geistliche Rechte und Philosophie bei den meisten zum Bildungskanon. Auch Griechisch beherrschten die meisten. Neben Prior Gottfried Lumpfer und Subprior Martin Bayr verfügten auch Theoger Rombach und Maurus Seelos über Kenntnisse der Hebräischen Sprache. Besonders vielsprachig war Cölestin Spegele, von dem noch die Rede sein wird. Er konnte neben Griechisch und „orientalischen“ Sprachen auch Französisch und Italienisch.

Aber trotz dieser guten Voraussetzungen waren

nicht alle Konventualen in die Lehrtätigkeit am Gymnasium eingebunden. Philipp Jakob Motsch unterrichtete Griechisch, Gregor Maurer Theologie und kanonisches Recht. Cölestin Spegele unterwies die beiden unteren Klassen und besorgte daneben noch Bibliothek und Archiv. Maurus Seelos war für die drei oberen Klassen zuständig. Von Prior Gottfried Lumper berichtet uns die Quelle außerdem: „hat auch einige Bücher in Truck befördert“.

Benedikt Neurieder verfügte als Ökonom des Klosters natürlich über besondere Wirtschaftskennntnis. Gregor Steinheibl versah excurrando (d. h. vom Kloster aus) die Pfarrei Pfaffenweiler als Vikar. Der Novizenmeister Sebastian Möst war Beichtvater der Ursulinen, Theoger Rombach Pfarrer in Grüningen, Johann Baptist Schönstein Pfarrvikar zu Furtwangen. Joseph Straub war Prior und Beichtvater des Frauenklosters Urspring. Theodor Mayer war als Klosterpfleger in Ingoldingen, Placidus Engesser war Prior zu Rippoldsau und Laurentius Bechtiger Prior und Beichtvater zu Amtenhäusen.

Es zeigt sich also, daß eine ganze Reihe der Mönche gar nicht im Kloster in Villingen selbst weilte, sondern Aufgaben an anderen Orten erfüllte. Gregor Steinheibl war zumindest zeitweilig abwesend. Wie wir sehen, waren 1790 von den 20 Priestermonchen nur vier mit Lehraufgaben betraut.

Eine Schülerliste von 1786 nennt die Schüler, die einzelnen Fächer und Klassen, welche das erste Semester der humanistischen Studien erfolgreich hinter sich gebracht hatten: 7)

Poesie 1. Klasse

Michael Koch aus Weil der Stadt

Poesie 2. Klasse

Christian Bach aus Delkhofen
Georg Anton Söll aus „Schwaben“

Rhetorik 1. Klasse

Joseph Bertsche aus Möhringen
Franz. Anton Preis aus Heitersheim

Suprema Grammatica 1. Klasse

Joseph Rahm aus Oberndorf
Johann Baptist Willmann aus Bräunlingen

Suprema Grammatica 2. Klasse

Leonard von Bandel aus Überlingen

Suprema Grammatica 3. Klasse

Johann Nepomuk von Gagg aus Stühlingen
Meinrad Knoll aus Villingen

Grammatica media 1. Klasse

Joseph Anton Winterhalter aus Villingen
Aloys Wölffle aus Villingen
Franz Xaver Kürner aus Villingen

Grammatica media 2. Klasse

Joseph Magon aus Freiburg
Johann Baptist Reichert aus Weizen (Allgäu)

Grammatica infima 1. Klasse

Matheus Koch aus Weil der Stadt
Joseph Anton Reichert aus Weizen (Allgäu)

Grammatica infima 2. Klasse

Johann Nepomuk Hafner aus Riedlingen
Amabilis Hafner aus Riedlingen
Franz Xaver Weiss aus Delkhofen

Studium der Griechischen Sprache in Poesie und Rhetorik 1. Klasse

Michael Koch aus Weil der Stadt

Studium der Griechischen Sprache in Poesie und Rhetorik 2. Klasse

Joseph Bertsche aus Möhringen
Franz Anton Preis aus Heitersheim

Im Fach „Grammatik“ wurde die lateinische Sprache und Literatur gelehrt. Dies geschah, wie die Aufstellung zeigt in drei Stufen, in der obersten („suprema“), mittleren („media“) und untersten („infima“). Rhetorik beschränkte sich nicht nur auf die Redekunst allein. Sie vermittelte Stilkunde im weiteren Sinn. Auch die „Poesie“ umfaßte

nicht nur die Beschäftigung mit Gedichten. Ebenso gehörten mythologische Literatur, Heimatgeschichte („Historia Patriae“) der Kathechismus und anderes mehr in diesen Bereich.⁸⁾

Insgesamt besuchten nach dem Verzeichnis 20 Studierende das Villingener Gymnasium. Das Verhältnis Lehrer - Schüler mutet gegenüber heute sehr gut an. Weitere Quellen belegen, daß teilweise Einzelunterricht erteilt wurde. Im Zeitraum 1. November 1787 bis 30. Juni 1788 war der größte Kurs der der „infima Grammatica“, also der Einführungskurs, mit 13 Schülern. Diese wurden von Maurus Seelos unterrichtet.⁹⁾

Der Einzugsbereich des Villingener Gymnasiums war recht groß, was die Herkunftsorte, die die Tabelle nennt, belegen. Auch scheint Villingen für einige Familien ein so guter Studienort gewesen zu sein, daß sie gleich mehrere Söhne hierher schickten. Ein aus dem Jahr 1793 überliefertes Verzeichnis des Philosophiestudenten führt als Herkunftsorte wiederum einen größeren Umkreis um Villingen an. Ein Schüler, Joseph Krachenfels wird als „Suevus Wilanus“ bezeichnet. Er kam aus Weil der Stadt. Joseph Dürr, wird als „Polonos Cracovensis“, also als Pole aus Krakau genannt.¹⁰⁾

Aus dem Jahr 1807 stammt ein „Tabellarischer Ausweis über den Personalstand des ehrwürdigen Klosters St. Georgen zu Villingen“, der Auskunft über Alter und Eignung der einzelnen Mönche gibt.¹¹⁾ Insgesamt nennt die Aufstellung 25 Männer. Einer von ihnen, der bereits genannte Meinrad Straub, war Laienbruder und somit weder als Priester noch als Gymnasialprofessor einsetzbar. Der 79jährige Senior des Klosters, Abt Anselm Schababerle, wird als „durch Krankheit in der Jugend und das hohe Alter geschwächt“ charakterisiert. Weitere vier Mönche, unter ihnen Subprior Joseph Straub werden als nur noch bedingt oder gar nicht mehr einsatzfähig geschildert. Über Gregor Steinheibl steht zu lesen „bei ziemlich gesundem Körper blödsinnig“. Er fiel also für ein Amt im Kloster aus.

Die übrigen Konventualen werden dann mit ihren jeweiligen „Anlagen“, ihrem „Fleiß“ und ihren

„Vorlieben“ vorgestellt. Dabei wird u. a. Benedikt Neurieder besondere Eignung für die „schönen Wissenschaften“ und besonders die Dichtkunst bescheinigt.

Cölestin Spegeles Qualitäten in Literatur und Bücherkenntnis werden hervorgehoben. Die Aussage über den 46jährigen Spegele wird durch die Beschreibung, welche bei Roder von ihm gegeben wird, bestätigt. Danach wurde der Professor für Hebräische Sprache und alttestamentliche Exegese 1812 erster Rektor der neu gegründeten katholisch-theologischen Universität Ellwangen.¹²⁾

Aber der Abriß von 1807 verrät uns noch mehr. So hat danach der 24jährige Beda Waldvogel um „Rücktritt in der Laienstand angesucht“. Ildephons Steinheibl, 22 Jahre alt, „gesund und mit guten Anlagen für die Wissenschaft“, war „nach Spital in Österreich ausgewandert“. Vielversprechende Talente gingen verloren. Sie hatten aber unter den Zeitumständen kaum eine Wahl. Die (ehemaligen) Ordensgeistlichen mußten sehen, wo sie blieben. Die Benediktinergemeinschaft von St. Georgen in Villingen wurde in alle Winde zerstreut. Am weitesten fort scheint es Ildephons Steinheibl „geweht“ zu haben. Er soll nach einer Notiz des ehemaligen Bürgermeisters Vetter „im größten Elend in Polen als vertreibener Hofmeister der Königin Hortensia“ gestorben sein.¹³⁾

1) Christian Roder: Das Benediktinerkloster St. Georgen auf dem Schwarzwald, hauptsächlich in seiner Beziehung zur Stadt Villingen, in: Freiburger Diözesanarchiv NF 6 (1905), [künftig: Roder: Benediktinerkloster St. Georgen], S. 50-54.

2) Quellen: GLAK Abt. 100 (Akten St. Georgen. Kloster, Amt und Ort) Nr. 325; Roder: Benediktinerkloster St. Georgen, S. 76.

3) Quellen: GLAK Abt. 100 Nr. 325, Jahre 1790-1799; Nr. 491, Jahr 1782; GLAK Abt. 184 Nr. 674 und Roder: Benediktinerkloster St. Georgen, S. 73-76.

4) vgl. dazu GLAK Abt. 184 Nr. 719-722.

5) GLAK Abt. 184 Nr. 720.

6) GLAK Abt. 100 Nr. 325.

7) GLAK Abt. 184 Nr. 726.

8) vgl. dazu GLAK Abt. 184 Nr. 723. Diese Akte umfaßt zwar die Jahre 1807-1809, jedoch dürfte sich der Sprachgebrauch nicht stark verändert haben.

9) GLAK Abt. 184 Nr. 726.

10) GLAK Abt. 184 Nr. 727.

11) GLAK Abt. 184 Nr. 730.

12) Roder: Benediktinerkloster St. Georgen, S. 75.

13) Roder: Benediktinerkloster St. Georgen, S. 75.

Übersicht über Zu- und Abgänge des Benediktinerklosters St. Georgen in Villingen

1782, 1790, 1797-1799, 1806, 1807

(x = Eintrag vorhanden)

Familien-, Klostername	15.1782/23 ¹⁾	1790/27	1797/25	1798/23	1799/23	1806/26	[1807] ²⁾
Banhart, Hermann	x						
Bayer, Martin	x	x	x	x			
Bayer, Romanus	x						
Bechtiger, Laurentius	x	x	x	x	x	x/67 ³⁾	x/69
Blessing, Werner						x/23	
Blösch, Romuald		x	x	x	x	x/37	x/38
Engesser, Placidus	x	x					
Fendrich (Laie), Ulrich		x	x	x	x		
Forenschon, Maurus						x/25	
Hächle, Bonifacius	x						
Heiss, Bernhard						x/21	
Heiss, Placidus			x	x	x	x/34	x/36
Kessel, Bernhard		x					
Klammer, Rupert		x	x	x	x	x/35	x/37
Koch, Pirmin		x	x				
Krüg, Hieronymus						x/25	x/27
Lang, Nepomuk				x			
Lenz, Bernhard	x						
Lumper, Gottfried	x	x	x	x	x		
Maurer, Gregor	x	x	x	x	x		
Mayer, Michael		x					
Mayer, Theodor	x	x	x	x	x	x/70	x/72
Möst, Sebastian	x	x					
Motsch, Philipp Jakob	x	x	x	x	x	x/58	x/60
Neininger, Augustin			x	x	x	x/29	x/31
Neurieder, Benedikt	x	x	x	x	x	x/49	x/51
Reichert, Beda	x						
Rombach, Theoger	x	x	x	x	x	x/56	x/58
Schababerle, Anselm		x	x	x	x	x/75	x/78
Scherzinger, Hieronymus	x	x					
Schmid, Gregor						x/22	x/24
Schneider, Nikolaus	x	x	x	x	x	x/59	x/61
Schönstein, Johann Bapt.	x	x	x	x	x	x/52	x/54
Schump, Anselm						x/23	x/24
Schupp, Wilhelm	x	x	x	x	x	x/60	
Seelos, Maurus	x	x	x	x	x		
Spegele, Coelestin		x	x	x	x	x/45	x/46
Steinheibl, Gregor	x	x	x	x	x	x/54	x/56
Steinheibl, Ildephons						x/21	
Straub (Laie), Meinrad		x	x	x	x	x/52	
Straub, Joseph	x	x	x	x	x	x/73	x/79 ⁴⁾
Waldvogel, Beda						x/23	
Widmer, Michael	x						
Wochele, Franz Sales					x	x/27	x/29

1) Jahr/ Anzahl der Personen. / 2) Angaben aus GLAK 184 Nr. 730. / 3) x/ Alter am 26. März 1806.

4) Altersangabe ist falsch, da Straub 1832 geboren ist (Roder: Das Benediktinerkloster St. Georgen ..., in: FDA NF 6 [1905], S. 73)

Aus der Geschichte des Villingener Friedhofs*)

Ingeborg Kottmann

Wie wichtig in allen Kulturen die Beerdigung der Toten war und ist, zeigen die aufwendigen Grabmäler, die bis in unsere Zeit überkommen sind. Doch bis vor wenigen Jahrzehnten war die Geschichte der Friedhöfe, oder allgemeiner, die Geschichte des Todes, kein Thema, das die Aufmerksamkeit auf sich zog. Erst 1976 mit dem Buch von Ariés „Studien zur Geschichte des Todes im Abendland“ änderte sich dies.

Kirchhöfe und Friedhöfe sind einerseits die Orte des Begräbnisses, die Ruhestätten der Toten, andererseits aber auch die Plätze der Erinnerung für die lebende Generation. Die Toten haben bis auf den heutigen Tag einen - oft strafrechtlich geschützten - Anspruch darauf, an einer ihnen vorbehaltenen Stätte in Frieden ruhen zu können.

Die Geschichte der Friedhöfe spiegelt die wandelnden Einstellungen der Gesellschaft zum Tod: Friedhöfe sind ebenso Zeitdokumente wie schriftliche Quellen, Bauten und Kunstwerke, die uns Aufschluß über vergangene, vorhergegangene Einstellungen und Vorstellungen unserer Vorfahren geben können. Friedhöfe sind aber auch Bestandteile unserer historischen Kulturlandschaft und bedürfen unserer Aufmerksamkeit und Pflege. Ein Friedhof ist ein kulturgeschichtliches Zeugnis, das seine Bedeutung nicht in erster Linie aus der kunsthistorischen Qualität seiner Grabmäler gewinnt, sondern als Gesamtanlage.

Kaum eine Epoche hat sich so intensiv und bildhaft mit Sterben und Tod auseinandergesetzt wie das Mittelalter. In den Darstellungen von apokalyptischen Reitern in mittelalterlichen Stundenbüchern und des Totentanzes der Bettler, Bürger

und Edelleute gleichermaßen, spiegelt sich die Allgegenwärtigkeit des Todes. Die Bedrohung durch Hungersnöte, Kriege und Pestseuchen ließ den mittelalterlichen Menschen den Umgang mit dem Tod als etwas zum Leben Gehöriges empfinden, dem man nur mit einem festen Glauben auf ein besseres Leben nach dem Tode begegnen konnte. Für dieses Leben mußte der Mensch sich schon zu Lebzeiten durch Gebete vor allem zur Gottesmutter und den Heiligen als Fürsprecher und größere und kleinere Stiftungen vorbereiten. Gilden und Zünfte sorgten für eine würdige Beerdigung ihrer Mitglieder. Man starb in der Gemeinschaft der Familie oder des Klosterkonvents. Die Einhaltung der genauen Riten war im Mittelalter sehr wichtig. Die letzte Ölung wurde als wichtig angesehen. Die dabei zahlreich aufgestellten Kerzen waren kostbar, da teuer. Das Gebet der Umstehenden und die Lichterkette sollten den Todgeweihten vor Nachstellungen finsterner Dämonen schützen.

Das Herrichten der Leiche übernahmen die Frauen. Der Tote wurde am nächsten Tag beerdigt. Nachts wachten Angehörige und Nachbarn bei der Leiche, denn böse Geister sollten die Ruhe des Toten nicht stören. Während der Leichenzug zur Kirche zog, läuteten dumpfe Glocken. In der Mitte der Kirche oder im Chor wurde die Bahre niedergesetzt, dann wurde eine Totenmesse gehalten. Der Tote wurde allgemein nach der Meßfeier beigesetzt. Auf den Toten warf man Erde. Der Tote sollte Ruhe finden, und die Lebenden wollten vor ihm sicher sein. Der Leichenschmaus gehörte auch damals schon zur Beerdigung, wo auch die neue Familienhierarchie erstmals zum tragen kam. Im Dorf wurden die Verstorbenen in Einzelgräbern beigesetzt. In der Stadt galt dies nur für sehr Wohlhabende. Die Leichen Armer wurden in ei-

*) Dieser Bericht basiert auf den Akten im Stadtarchiv SAVS Best. 2.1; Best. 2.2. VIII 6.1 - 6.10; Best. 2.15 Nr. 38, 90, 98, 99 und 100 sowie Best. 5.22 Friedhof Villingen

nen großen Graben gepackt und mit etwas Erde zugedeckt. Es gab Vorschriften zur Tiefe des Grabes. Gräberfelder innerstädtischer Friedhöfe wurden immer wieder neu belegt. Im Umkreis von 30 Schritten galt die Erde rund um das Kirchengelände gleichfalls als geweiht.

Bis ins 19. Jahrhundert bekundeten Frauen und Männer hör- und sichtbar ihre Trauer. Mittelalterliche Quellen sprechen von Seufzen und Klagen, Schluchzen und Weinen. Schwarz als Trauerfarbe setzte sich aber erst seit dem Spätmittelalter durch, davor war sie zu teuer. Wenn man in der Kirche nach drei, sieben und dreißig Tagen sowie nach einem Jahr und später am Jahrestag des Verstorbenen gedachte, so spiegelt auch diese Staffelung ein schrittweises Abschiednehmen.

Auf den christlichen Friedhöfen durften Juden, Verbrecher, Selbstmörder, Häretiker und ungetaufte Kinder nicht bestattet werden.

In Villingen begrub man die Leichen auf dem Kirchhof der damaligen Pfarrkirche, der heutigen

Friedhofskapelle. Der Turm ist heute das älteste Bauwerk in Villingen. Die erste urkundliche Erwähnung geht auf das Jahr 1092 zurück. Noch heute sieht man Anschlusspuren des einschiffigen romanischen Langhauses, das nach 1851 abgebrochen wurde, weil man glaubte, es sei baufällig. Da die Steine nur durch eine Sprengung gelöst werden konnten, war dies wohl nicht zutreffend. Gräberfunde aus dem 4. bis 7. Jahrhundert im Umfeld der Kirche deuten daraufhin, daß der christliche Friedhof zwei alemannische Reihengräberfelder am Ortsrand ablöste. Am 12. März 1361 stiftete Rudolf IV. Herzog von Österreich dem Bürgermeister und Rat von Villingen das Recht der freien Besetzung der von ihnen gestifteten Altäre und Pfründen. Als erstes wurden Altäre in der Pfarrkirche in der Altstadt genannt: Unserer lieben Frau, Kreuz, Erharts und Otilien. 1324 stiftete die Bäckerzunft einen Altar in der Altstadtkirche. Diese Altarstiftungen zeigen, daß die Bürger sich mit der Altstadtkirche verbunden fühlten.



Villingen, Stahlstich um 1840.

Von der alten Dorfkirche steht heute nur noch der romanische Turm, während die gotische Kirche 1851 abgebrochen wurde. Das Bild verdeutlicht die räumliche Trennung von Dorf und „Stadt“.

Der Friedhof wurde zu Beginn des 14. Jahrhunderts mit einem Beinhaus versehen, das erst im 19. Jahrhundert entfernt wurde.

Der genaue Ort des einzelnen Grabes – in oder nahe bei der Kirche, nahe dem Altar – erlaubt oft Rückschlüsse auf die Stellung, die der Verstorbene in der Gesellschaft eingenommen hatte. Auf den meisten Friedhöfen wurde nie ein Heiliger beige-
setzt, trotzdem wurde auch der Friedhof einer Landpfarrei im Laufe der Jahrhunderte zu einer geheiligten Stätte: Durch die Segnung des Grabes mit jeder Bestattung, durch den Glauben der Menschen, daß die hier Ruhenden zu Auferstehung und ewiger Seligkeit berufen seien; durch Überzeugungen von Wesen und Recht des Friedhofs. Daneben war jedoch auch die Friedhofsweihe schon früh bekannt. Der Friedhof sollte nahe bei der Pfarrkirche liegen, er wurde deshalb auch Kirchhof genannt. Die räumliche Nähe von Siedlung und Friedhof begünstigte die Sorge für die Toten und für das Grab; beides verklammerte die Generationen und trug zur Ausbildung von Sippenbewußtsein bei. Friedhofskapellen waren zumeist dem hl. Michael oder dem hl. Nikolaus geweiht. Man glaubte, Michael geleitete die Seele sicher ins Paradies und Nikolaus stand als Nothelfer den Lebenden und Toten bei. Der Friedhof war von einer Mauer umgeben. Bis in die Neuzeit erstreckte sich das Asylrecht auch auf Friedhöfe.

Aber bis heute ist die Beerdigung eine Einnahmequelle, schon im Mittelalter verlangte der Priester eine Gebühr. Heute haben die Städte Friedhofsgebührensatzungen erlassen, wo detailliert aufgeführt wird, was z.B. die Grabstelle, die Benutzung der verschiedenen Einrichtungen kosten. Ja auch die Genehmigung zum Aufstellen eines Grabsteines muß bezahlt werden. Aber auch die Bestattungsvorschriften sind in einer Satzung geregelt. Auszug: „Die Särge werden spätestens 20 Minuten vor der Trauerfeier oder Bestattung endgültig geschlossen, sofern sie nicht nach § 14 der Bestattungsordnung wegen Ansteckungsgefahr oder aus anderen triftigen Gründen von vornherein geschlossen zu halten sind.“

In vielen Städten wurden gegen Ende des Mittel-

alters Friedhöfe außerhalb der Pfarrkirchen für Arme und Fremde von wohlhabenden Bürgern gestiftet. Grund dafür war der Platzmangel. Diese Anlagen wurden als Gottesacker bezeichnet. In Villingen wurde der Friedhof bei der Altstadtkirche seit dem 19. Jahrhundert oft als Gottesacker bezeichnet, anscheinend war der historische Zusammenhang im Laufe der Jahrhunderte verlorengegangen, denn seit dem 16. Jahrhundert war das Münster die offizielle Pfarrkirche.

Für die Katholiken galt bis ins 20. Jahrhundert, daß der Tod nur eine Zwischenstation zwischen dem persönlichen Tod und dem letzten Gericht sei, daher war es erwünscht, die Seelen der Toten weiterhin am Meßopfer teilnehmen zu lassen, dies wiederum ließ die Nähe des Grabes zur Kirche und zum Altar zum wichtigsten Motiv bei der Grabwahl werden. Dies ist bei den Protestanten anders, hier endet mit der Stunde des Todes jeder seelsorgerische Dienst am Nächsten. Damit braucht der Begräbnisplatz keine räumliche Nähe zur Kirche mehr zu haben. Schon Luther hielt Begräbnisfelder aus hygienischen Gründen außerhalb der Ortschaften für angebrachter. Diese Meinung teilte Kaiser Joseph II. Er ordnete u.a. an, keine konfessionellen Friedhöfe mehr (Toleranzedikt von 1781), keine Beerdigungen in den Kirchen, Friedhöfe außerhalb der Orte, Beerdigung in Säcken, die in einem Sarg mit einer Klappe lagen - sozusagen eine Mehrwegverpackung. Dies stieß auf so viel Kritik in Wien, daß es nicht in allen Landesteilen eingeführt wurde.

Zunehmend nahm der Friedhof nicht mehr die Rolle als Stätte der Hoffnung auf die Auferstehung der Toten ein, sondern als ein Ort des Gedenkens an den Verstorbenen durch die Lebenden. 1769 verknüpfte Gotthold Ephraim Lessing die Erfahrung von der Endlichkeit des Seins mit der Vorstellung vom Tod als Schlaf. Solche philosophischen-moralischen Vorstellungen verbanden sich mit sentimental oder schwärmerischen Akzenten und führten ganz konkret bei der Anlage von Friedhöfen zu Landschaftsgärten und Waldfriedhöfen.

Seit dem 19. Jahrhundert nahm die Sitte ab, den

Beruf des Verstorbenen auf dem Grabstein zu erwähnen. Überhaupt wird heute zumeist nur noch der Name vermerkt. Generell ist festzuhalten, daß die persönlichen Angaben um so genauer sind, je weiter man zeitlich zurückgeht. Auf Steinen etwa des 16. Jahrhunderts ist das Alter in Jahren, Monaten, Tagen, sogar Stunden angegeben. Manchmal wurden auch Bibelzitate in Wortlaut oder als Bibelstelle angegeben, sowie sogenannte Trostverse, die sich an den Toten richten „Gottes Frieden über dir...“, oder an die Hinterbliebenen „ach Mutter weine nicht so sehr“, oder zum Lobe des Verstorbenen verfaßt sind. „Er trug des Lebens Lasten mit ungebrochenem Mut, der Tod nahm ihm die Bürde ab, die Ruhe tut ihm gut.“ Ab 1910 wurden die Grabsteine zunehmend normiert. Hier setzte eine Reformbewegung ein, die zu Schlichtheit bei der Gestaltung von Grabdenkmälern aufforderte, um der Würde des Todes besser gerecht zu werden. Bäume bilden nun den Rahmen, in den die Gräber eingefügt werden.

Die Friedhofskirche ist - wie schon erwähnt - die alte Pfarrkirche des Markortes Villingen. In das Eigentum der Stadt ging sie 1812 über. Leider wurde die romanische Kirche 1851 abgebrochen. Sie wurde durch einen Neubau ersetzt, der kaum noch einen Einblick in die ursprüngliche Anlage zuläßt. 1850 wurde auf Antrag dem Erziehungsinstitut der Ursulinen ein eigenes Gräberfeld auf dem Friedhof zugewiesen.

Im 19. Jahrhundert begann auch die Friedhofsverwaltung im eigentlichen Sinne. Bisher waren die Zünfte für die Beerdigung, das Tragen der Leiche von der Wohnung bis zum Grab zuständig. Nun gab es neue Vorschriften. Zwar wurden schon immer Gebühren verlangt und eine Leichenschau vorgenommen, aber ab 1806 überwachte die Behörde des Seekreises dies im Auftrag des Ministeriums des Innern in Karlsruhe. 1812 nahm der Wundarzt Schilling die Leichenschau vor, bezahlen mußten die Erben 15 Kreuzer. Die Stadt trug die Kosten für die Armen.

Durchaus ein Problem stellte auch die Tiefe eines Grabes dar. Es sollte mindestens 6 Schuh tief sein. Dies schien nicht immer leicht zu erreichen gewe-

sen zu sein, denn im Mai 1844 beschwert sich der Totengräber Neugart, daß es kaum möglich sei, auf dem neuen Teil des Friedhofs wegen der Steine so tief zu graben, wie es Vorschrift „schon einige Mal war daß Ich durchaus nicht anders als durch Schießen zur gehörigen Tiefe gekommen bin“.



Die letzte Ruhestätte der Schwestern von St. Ursula

Die neue Aufsicht war strenger als die alte aus Wien. 1817 fragte das Großh. Bad. Bezirksamt an, ob es Gewohnheit sei, daß die Kinderleichen von einem Geistlichen nicht begleitet würden. Die Verwaltung antwortete, dies habe sich „in der Neuzeit“ eingeschlichen. Nicht immer trafen die Vorschläge des Bezirksamtes auf Gegenliebe, so z. B. der vom 10. Oktober 1826: „In mehreren Gegenden des Großherzogthums besteht die in medicinisch polizeilicher Hinsicht sehr zweckmäßige Anordnung wonach während den Sommer=Monaten keine Leiche später als Morgens 7 Uhr und früher als Abends 6 Uhr, und zur Herbst= und Winters=Zeit nicht frühern als 4 Uhr Abends zu Ende bestattet werde. Ebenso ist bereits in allen größeren Orten die Einrichtung getroffen, daß Leichen nicht mehr auf den Begräbniß=Platz getragen, sondern auf einem anständig eingerichteten Leichen=Wagen auf den Friedhof geführt werden.“ Es wurde vorgeschlagen, auch in Villingen einen Wagen zu benutzen, vor allem weil der Begräbnißplatz so weit von der Stadt entfernt liege. Die Antwort der Stadt, die Bevölkerung sei an Beerdigungen „um halb zwei nach Mittag gewöhnt, an hohen Tagen um 8 Uhr“. Man möchte es beibehalten. Ferner sei es

üblich, die Leichen auf einem „Pritzensgestell mit dem Trauertuch zu gedeckt“ zur Begräbnisstätte zu führen. Dieser Briefwechsel führte jedoch dazu, daß 1829 ein Leichenwagen für 212 Gulden und 3 Kreuzer von Johann Engesser gebaut wurde. Zu diesem Entschluß hatte sicherlich die mangelnde Bereitschaft beigetragen, sich zum Leichentragen einzufinden. Beim Tode eines ledigen Verstorbenen erschienen höchstens 2 bis 3 Personen, obwohl 8 bis 12 gebeten wurden. In der Zunft waren die jüngsten Mitglieder zum Tragen des Sarges verpflichtet. Es erschienen einige nicht, obwohl das Fehlen als Zunftvergehen angesehen wurde, z.B. Willibald Hirt, Bäcker, versäumte am 14. Mai 1846 die Beerdigung von Joh. Wehinger Witwe. Das Problem blieb jedoch auch nach Anschaffung eines Leichenwagens bestehen, deshalb wird am 3. Juli 1841 eine Leichentragungsordnung erlassen, die bei Nichtbefolgung eine Strafgeld von 10 Kreuzern vorsieht. Dabei hatte sich die Arbeit doch wesentlich erleichtert, denn die Toten mußten nur aus der Wohnung zum Leichenwagen und vom Friedhofstor bis zur Grabstelle getragen werden. Die Wirtszunft bat 1851 beim Bürgermeisteramt um Bestrafung von Lilienwirt Dorer und Posthalter Lorek, sie hatten Tagelöhner als Stellvertreter geschickt. Ab 1856 wurde überlegt, ob Leichenträger auf Dauer zu benennen – Antrag von Gemeinderat Hubbauer – und einheitlich bekleidet sein sollten. Die Träger der Zunft seien nicht immer angemessen bekleidet, bemerkte Hubbauer. Einige Zünfte waren bereit, für die Bestellung von Trägern zu zahlen, vorerst blieb es jedoch bei der alten Regelung.

Als die Stadt wuchs, wurde die Begräbnisstätte zu klein. Größere Erweiterungen gab es seit 1850. 1854 beklagte sich der Totengräber, daß viel Wasser in die neue Anlage fließe. Der Totengräber wurde daher angewiesen, in einem höher gelegenen, seit 25 Jahren nicht mehr benutzten Teil, die neuen Gräber auszuheben. Nach dem Kirchenneubau findet eine Neugestaltung des Vorplatzes statt. Die Umfassungsmauer wird 1857 erneuert. Die Kosten tragen je zur Hälfte die Stadt und die Stiftungskommission des Münsterkirchenfonds.

Neue Wege und Gräberfelder brachten auch Veränderungen im alten Bestand mit sich. Die Schusterzunft hatte seit 1493 das Christusbild unterhalten. 1857 sollte es nun woanders aufgestellt werden. Die Zunft bittet die Stadt, es auch in Zukunft unterhalten zu dürfen. Erst als das Stadtpfarramt nichts gegen die Verlegung auf Kosten der Stadtkasse an das südliche oder östliche Ende des Kreuzweges einzuwenden hat, stimmt die Zunft auch einer Verlegung des Standortes zu. Im gleichen Jahr war der Stiftungsvorstand nicht einstimmig für das Fällen von Lindensäumen auf dem Friedhof. 1861 muß die Friedhofsmauer an der nördlichen Seite erneuert werden, da sie eingestürzt war. 1863 verlegte man das östliche Tor. Auch hier war der Kirchenfonds baupflichtig. 1865 wurde ein Schlitten zum Schneebahnen gefordert, den die Stadt auch genehmigte. Ein Problem stellt bis in die Gegenwart die Aufhebung eines Gräberfeldes dar. 1869 sollte das seit 1843 benutzte Feld geräumt werden. Es waren 762 Leichen dort beerdigt worden. Der Totengräber Karl Ulbrich forderte die Erweiterung des Friedhofs und die Abschaffung einiger Wege, da die Bevölkerung immer schneller wachse. Die Stiftungskommission lehnte die Verringerung der Wege ab, „denn ein Friedhof soll einem Garten gleichen und nicht zu einer Wiese umgewandelt werden. Will man Platz gewinnen, so fülle man den unteren Theil des Friedhofes auf, Schutt hierzu findet sich oben nicht weit von der Altstadt, von dem Lagerbierkeller des Bierbrauers Ott.“

Beschwerden und Bitten von Totengräbern füllen die Akten. 1825 wurde Martin Neugart zum Totengräber ernannt. Er war auf jede Einnahmequelle angewiesen, daher bat er den Gemeinderat darum, Heu auf dem Friedhof zu machen, dies wurde mehrfach abgelehnt. Als er sich im Mai 1844 beschwerte, er mache Verluste, und um eine Lohnerhöhung bat, genehmigte der Gemeinderat das Heumachen. 1844 bittet sein Sohn, Lorenz Neugart, die Stelle seines verstorbenen Vaters einnehmen zu dürfen, damit er auch weiterhin seine Mutter unterstützen könne. Er betonte, daß er den Dienst bereits ein halbes Jahr für seinen Vater

versehen habe, der es aus Altersgründen nicht mehr konnte. Er habe, „um nicht gänzlich Nöth und Mangel leiden zu müssen“ seinen Eltern den Verdienst gegeben, „obwohl ich meiner Familie durch meiner Händearbeit einzig und allein ernähren muß.“ Der Antrag wurde genehmigt, er bekam die gleichen Bedingungen wie sein Vater. Auch als ab 1861 Karl Ulbrich Totengräber wurde, blieben die Bitten um mehr Lohn und Grasmachens gleich, aber erst sein Nachfolger, 1876 wurde Berthold Grüßer eingestellt, erhielt eine Lohnerhöhung.

Am 20. März 1871 beschwerte sich Totengräber Ulbrich über den Hechtwirt Theodor Tietsche (Dietsche: beide Schreibweisen kommen vor) wegen Beschädigung des Gottesackers durch übermäßiges Bewässern seiner Wiese, da der Boden so feucht sei, könne er kaum Gräber ausheben, denn das Wasser laufe von der oberhalb des Friedhofs liegenden Wiese direkt in das Kindergrabfeld. Er berichtete ferner, Geistliche hätten die Angehörigen schon gefragt, ob sie unter diesen Umständen eine Beerdigung zuließen. Wenn nicht gewässert würde, käme dies nicht vor. Es geschah jedoch nichts.

Berthold Grüßer möchte 1880 für das ständige Schließen der Kirchhoftüren eine Lohnerhöhung. Zumeist wurden solche Anträge abgelehnt, dieser jedoch wurde 1881 gebilligt. Grüßer bekam pro Jahr 54 Mark dafür, allerdings mußte er nun täglich überprüfen, ob die Tore geschlossen sind. Es gab auch Beschwerden über Totengräber, zumeist wurde ihre schmutzige Arbeitskleidung während Beerdigungen bemängelt.

Je größer der Friedhof wurde, um so mehr Personal wurde benötigt, neben dem Totengräber gab es nun Leichenwärter, hierauf durften sich 1906 auch Frauen bewerben, Leichenträger und Friedhofsaufseher. Eine Dienstkleidung wurde nun Vorschrift. Sie wurde von der Stadt bezahlt, allerdings, wenn man vor Ablauf eines Jahres wieder ausschied, mußte die Hälfte der Anschaffungskosten ersetzt werden. Es gab eine regelrechte Industrie für den Friedhofsbedarf, eigene Zeitschriften und Anzeigenblätter erschienen.

Je mehr der Friedhof zum Park wurde, um so nötiger erschien dem Gemeinderat der Erlaß einer Friedhofsordnung. Die erste vom 1. Februar 1852 enthielt noch wenige Vorschriften, die wichtigste lautete: „daß die Todesanzeige angesäumt und jedenfalls innerhalb der ersten 2 Stunden beim Leichenschauer zu machen ist.“

Die Friedhofsordnung vom 11. Dezember 1861 war präziser. Es wurden die Ruhezeiten festgelegt (§ 6): allgemein 25 Jahre Ruhezeit, in Sandboden sogar nur 20. Gräber für Personen über 10 Jahre mußten sechs Fuß tief, darunter 4 Fuß tief sein (§ 2). Die Särge sollten aus weichem Holz hergestellt sein (§ 3). Da in Villingen so enge Wohnverhältnisse herrschten, mußte die Stadt an der Errichtung eines Leichenhauses Interesse haben, um gefährliche Krankheiten rechtzeitig zu erkennen und die Toten zu isolieren, meinte das Bezirksamt am 14. September 1876. Zu diesem Zeitpunkt war das Interesse gering.

Da seit 1874 Grabschändungen und Blumendiebstähle häufiger vorkamen, ließen neue Vorschriften nicht lange auf sich warten. Besonders Jugendliche schienen die Täter gewesen zu sein. „Villingen den 28. Sept. 1874 - Die Eltern wurden auf das ungeeignete Benehmen aufmerksam gemacht, und im Wiederholungsfalle mit Strafe bedroht.“ Die nächste Friedhofsordnung von 1877/1878 war wesentlich umfangreicher als die bisherigen. Sie war unterteilt in „Allgemeine Bestimmungen“ mit 19 Paragraphen und „Dienstinstruktion für den Totengräber“ mit 8 Paragraphen. Der Totengräber sollte nun auch über die Ruhe und Ordnung wachen. Ausnahmen von der Regelung konnte nur die Stadt gewähren. Hier wurden auch die Gebühren verbindlich festgelegt. §1 „Die unmittelbare Aufsicht über den Friedhof sowie die Überwachung des Vollzugs dieser Friedhofsordnung führt der Gemeinderat.“ Genauere Vorschriften gab es auch über Bepflanzung und Ummauerung der Gräber, das Verbot Grünzeug auf den Gräbern wachsen zu lassen usw. § 17. „Die Anstellung des Todtengräbers ist widerruflich und ohne Anspruch auf Ruhegehalt. Derselbe steht bei Nachlässigkeit unter dem Strafrecht des

Bürgermeisters.“ § 18 enthält die Gebühren, ein Grab für Erwachsene kostete 3,45 Mark, für Kinder unter 10 Jahren 1,40, unter einem Jahr 1,20. Es tauchten nun auch bisher selbstverständliche Dinge auf wie „Spielen der Kinder auf demselben ist verboten.“ „Es ist untersagt, Hunde auf den Friedhof mitzubringen, die Grabhügel zu betreten und Rasen, Boden und Pflanzen von denselben auszuheben und wegzunehmen, auf die Grabmäler zu steigen.“ (§ 13) Paragraph 1 der Dienstinstruktion besagte: „Jedes Grab für Erwachsene muß 2 Meter 10 cm lang, 65 cm breit und 1 Meter 80 cm tief sein; die Gräber für Kinder unter 10 Jahren dagegen 1 Meter 50 cm lang, 45 cm breit und 1 Meter 50 cm tief; jene für Kinder bis zu einem Jahre jedenfalls 1 Meter 50 cm tief.“ Ferner gab es genaue Anweisung für die Aushebung der Grube und die Herrichtung für die Beerdigung. Paragraph 7 verpflichtete den Totengräber zur Aufsicht. Die neuen Friedhofsordnungen folgten nun immer schneller aufeinander, die nächste wurde bereits 1886 erlassen. Neu ist hier die Anweisung zum Entfernen von Kränzen im Frühjahr. Am 10. September 1891 ergehen Bestimmungen, die das Setzen von Grabdenkmälern auf dem Friedhof betreffen, diese müssen nun vorab genehmigt werden, aber auch die genaue Anordnung der Grabreihen, die Aufteilung der Felder wird beschlossen. 1903 wird eine Kommission auf Bitten des Kath. Arbeitervereins einberufen, die das Beerdigungswesen neu ordnen soll, Vorsitzender war Gemeinderat Oberle.

1965 wurden genaue Anweisungen für die Grabsteine erlassen: „a) Grabmale aus Naturstein ohne Sockel, soweit nicht weißes oder sehr dunkles bis schwarzes Material Verwendung findet. Höchstzulässige Feinbearbeitung ist Mattschliff.

Stehende oder liegende Grabmale

Grabmale aus Metall (Kunstschmiedearbeiten)

b) Grabmale aus Naturstein ohne Sockel in weißem Material (Marmor)

c) Grabmale aus Naturstein ohne Sockel in dunklem bis schwarzem Material, möglichst in Mattschliff sowie alle poliert bearbeiteten Natursteine

d) Findlinge und Holzgrabmale“. Die Steinbear-

beitung, das Material und das Anbringen der Schriften war genau vorgeschrieben. Auch die Zeit für das Ausheben eines Grabes, nun mit einem Bagger, war festgelegt: Reihengrab eine Stunde, Wahlgräber vier Stunden und Kindergräber 30 Minuten.

Aber auch Erweiterungen des Friedhofs wurden nun in schnelleren Abständen notwendig, so z.B. 1882 als dafür Gelände von Lukas Grimm und Lukas Heine erworben werden mußte. Verhandlungen über den Geländeankauf verzögerten die Erweiterung. Grimm war ein harter Verhandlungspartner, er wollte nur mehr Gelände verkaufen, „da der Acker eine solche ungeschickte Form bekommen, daß er zum bebauen sehr schwierig ist.“ Der neue Teil mußte aufgefüllt werden. Bierbrauer Ott gestattet die Bodenentnahme zum Auffüllen. Es wurden die Pläne öffentlich ausgelegt. Die endgültige Anlage des Friedhofes zog sich bis zur Endabrechnung 1910 hin. 1908 beschloß der Gemeinderat, die Leichenhalle westlich der Kirche an der neuen Straße zu erstellen, denn das Gelände um die Kirche war Eigentum des Pfarrmünsterfonds. Nun kam es auch zur Errichtung eines seit 1880 geplanten Magazins. Den Anbau einer Geschirrhütte zwischen Kirche und der Friedhofsmauer 1887 mußte die Stiftung genehmigen. 1897 plante man den Leichenhallenbau. 1908 wurden zwei Ventilbrunnen aufgestellt, dies bedingte den Bau einer 1200 Mark teuren Wasserleitung.

Der Kirchenfonds war 1910 bereit, das Gelände und die Kirche an die Stadt abzutreten. Der Beschluß des Bürgerausschusses lautete: „Kapelle mit Langhaus, Chor, Sakristei und Turm, sowie alles Feld, soweit es sich nicht im Grundbuch als Eigentum der Gemeinde Villingen eingetragen findet.“ Eingetragen am 6. November 1909.

Der Eisenbahnbau machte eine Erdaufschüttung zum Bau einer Brücke notwendig. Dies verlangte eine neue Verkehrsanbindung über die Marbacher Straße und den Weg von der ebenfalls neuen Brücke - damals „Bickenbrücke“ - durch die Güterbahnstraße und über den ehemaligen Stationsweg geführt werden. Sogar die Ufer der

Steppach mußten erhöht und mit Übergängen versehen werden.

1924 ging es bei der Erweiterung nicht so einfach zu, da der Besitzer weder verkaufen noch gegen ein doppelt so großes Grundstück tauschen wollte. Erst die Einleitung eines Enteignungsverfahrens brachte eine Einigung. Die Akten wurden immer umfangreicher. Es wurde eine Erneuerung der Friedhofskapelle und der Leichenhalle vorgenommen.

Der Krieg machte auch vor Anweisungen nicht halt. 1944 kam die Aufforderung, für die Dauer des Krieges Wahlgräber nicht einzuziehen, deren Nutzungsrecht durch Zeitablauf erloschen ist, da die Kriegsteilnehmer oft nicht erreicht werden könnten. Außerdem wurde 1943 angeordnet, „Gräber von Umsiedlern, die während der Sammelbetreuung in den Umsiedlungslagern sterben, sind in gleicher Weise wie Kriegsgräber zu betreiben.“

Am 2. Juli 1947 schrieb Stadtbaumeister Nägele an Gartenmeister Mosthaf: „Es wird mir nahegelegt, zu veranlassen, daß bei der Beschriftung der Kreuze wieder der alte gute Brauch eingeführt wird ‚Hier ruht in Gott‘. Ich bitte Sie, zu veranlassen, daß dieser Zusatz, der während der Nazizeit abgeschafft worden ist, wieder eingeführt wird.“ Die Stadt stoppte aus finanziellen Gründen am 23. Mai 1947 den Verkauf von Kaufgräbern bis nach einer Währungsreform.

Auf dem Friedhof gibt es ein Gräberfeld mit 33 Toten, die einst als Zwangsarbeiter aus dem Osten nach Villingen kamen. Ursprünglich als Soldatenfriedhof für die Toten des Ersten Weltkriegs angelegt, wurde der Ehrenfriedhof im Jahre 1957 von der Stadt im Zusammenwirken mit dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Landesverband Oberrhein neu gestaltet und erweitert, um auch den Toten des Zweiten Weltkrieges eine würdige Ruhestätte zu schaffen. Er ist kreuzförmig angelegt. Ein breiter Plattenweg, der das schwach geneigte Gelände in Stufen überwindet, führt auf das Totenmal des einheimischen Bildhauers Robert Neukum zu. Es stammt noch vom alten Soldatenfriedhof und schließt die neue Anla-

ge nach der Ostseite in wirkungsvoller Weise ab. Ein zweiter Plattenweg schneidet den ersten in seiner Mitte und zerlegt den Ehrenfriedhof in nord-südlicher Richtung in zwei Hälften, deren eine 70 Toten des Ersten deren andere 79 Toten des Zweiten Weltkrieges als Ruhestätte dient. Jede Hälfte ist wieder durch schmale Gehwege geteilt. An ihren Seiten liegen die Namenssteine mit den eingehauenen Namen der Toten. In den einzelnen Gräberfeldern erheben sich, aus fränkischem Muschelkalk geschlagen, niedere fast gedrungen anmutende Kreuzsteine, je zu zweien oder dreien in einer Gruppe, scheinbar willkürlich angeordnet und doch planvoll und mit sicherem Geschmack gesetzt. Die ganze Anlage wird zusammengehalten von einer umlaufenden Thujahecke und einer schönen Stützmauer. Mit drei Zugängen öffnet sich der Ehrenfriedhof nach außen und verbindet sich damit zugleich mit der Gesamtanlage des ganzen Friedhofs. Auf dem Ehrenfriedhof sind 70 Gefallene des Ersten Weltkrieges und 78 aus dem Zweiten Weltkrieg beigesetzt. Der erste Villingener Gefallene war Thomas Stein (3. September 1914). „Die Art der Instandsetzung der Ehrenstätte entspricht somit den Richtlinien des Volksbundes“, heißt es in einem Brief ans Regierungspräsidium vom 28. Februar 1957. Pro Grab beliefen sich die Kosten auf 100 DM. Es wurden Steinkreuze vom Typ Breisach, 38 cm breit, 12-15 cm stark, hoch 105 cm, 65 cm herausragend, aus Muschelkalk gesetzt. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge übernahm die Kosten für die 36 Kreuze. „Wir tun dies insbesondere auch deswegen gerne, da unter Leitung des Herrn Oberlehrer Meier die dortige Ortsgruppe als eine unserer besten im Bereich Südbaden anzusprechen ist.“ (Schreiben vom 20. Februar 1957). Vorher standen dort Holzkreuze. Die Einweihung des neu gestalteten Ehrenfriedhofs war am Volkstrauertag, dem 17. November 1957 um 11.00 Uhr. Dekan Weinmann und Stadtpfarrer Guggolz weihten ihn ein, Mitwirkende waren der Musikverein Harmonie und der Volkschor „Freundschaft“. Der Ehrenfriedhof liegt in der Mitte, umschlossen von den Gräbern vieler Jahrzehnte. 1959 wurde die Zahl „1939 -

1945“ am Ehrenmal von Neukum angebracht. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge veranstaltet am Volkstrauertag eine Gedenkfeier auf dem Ehrenfriedhof.

Der rapide Bevölkerungsanstieg nach dem Krieg machte Friedhofserweiterungen notwendig. „Der Gemeinderat hat in seiner Sitzung vom 28. Februar 1963 die Erweiterung des städtischen Friedhofs beschlossen und gleichzeitig die Führung der Südeinfahrt zur Stadt zwischen dem Friedhof und dem Bahngelände festgelegt.“ Es mußten deshalb Gräber verlegt werden. Die Angehörigen wurden darüber informiert. Die Umbettung von 33 Kriegsgräbern von verstorbenen Ausländern geschah im Mai 1963 unter der Leitung vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Der 1957 errichtete Ehrenfriedhof auf dem Platz zwischen Kapelle, Verwalterhaus und Gärtnerei Kopp, wurde auf die gegenüberliegende Wegseite, etwa 30 m vom ursprünglichen Platz entfernt, in südöstlicher Richtung verlegt. Für die Umbettung von Ausländern mußte die Erlaubnis des Regierungspräsidiums eingeholt werden. Insgesamt wurden ca. 200 Umbettungen vorgenommen. Die neue Trassenführung der B 33 machte dies nötig. 1966 wurden Gräber auf dem Ehrenfriedhof geöffnet, um die Leichen zu identifizieren. Bereits am 20. März 1950 wurden 41 Russen ausgegraben und nach Schweningen überführt. 1958 wurden die Leichen von fünf italienischen Staatsangehörigen zum Münchener Waldfriedhof überführt. Die Bundesregierung gibt Geld für die Pflege von Ehrenfriedhöfen. 1965 hat er eine Fläche von 930 qm, davon sind 130 qm mit ausländischen Toten belegt.

1965 schrieb die Stadt Villingen einen Bauwettbewerb aus, als es um den Umbau und die Erweiterung des Friedhofes mit Haupteingang, Aussegnungs- und Leichenhalle, Verwaltungs- und Betriebsräume, Wohnungen und Blumenladening. Ein Preisgericht, das aus Fachleuten, Mitgliedern der Verwaltung und sachverständigen Bürgern bestand, entschied sich für den Vorschlag des Gartenarchitekten H. J. Lange aus Dornstetten und des Architekten Erich Braun aus Nagold.

Allerdings wurde beschlossen den Entwurf „als Grundlage für die weitere Bearbeitung zu übernehmen. Jedoch bedürfen Erschließung und Gestaltung der Grabflächen weiterer Überarbeitung.“

1968 gab es eine Friedhofserweiterung im nördlichen Teil. 1966 kam die Glocke der Altstadtkirche ins Museum. Bereits 1958 hatte die Stadt eine Glocke von der Münsterpfarrei - Bronzeglocke mit dem Ton cis - für 2050 DM für den Friedhof erworben. 1965 wurde das Haus des Friedhofssehers saniert.

1968 war die Holzkonstruktion des Turmes reparaturbedürftig. Der Turm schwankte beim Läuten der Glocke, dies sah man an der dort stehenden Straßenlampe. Das Denkmal der Donauschwäbischen Landsmannschaft mußte 1968 versetzt werden, als der Südeingang neugestaltet wurde. Heute ist die Unterhaltung der Kreuzigungsgruppe am Friedhofsturm Aufgabe des städtischen Hochbauamtes. Familie Scherb hat es in den 60er Jahren auf ihre Kosten renovieren lassen. 1969 mußte das neben der Kirche gelegene Feld für die Ursulinen verlegt werden. Grabstätten für Ordensschwwestern, die im Spital tätig waren, lagen in der Nähe des Feldes für St. Ursula. 1979 wurde der Friedhofsturm renoviert. Wind und Wetter hatten ihm zugesetzt. Die 180.000 DM teure Maßnahme führte die Firma Brurrer aus Maulbronn durch, die auf derlei Aufgaben spezialisiert ist. Da es sich um ein denkmalgeschütztes Gebäude handelt, war auch das Denkmalamt eingebunden.

Ärger kam in der Bevölkerung 1993 auf, als die Friedhofsverwaltung das Wasser des Jugendstilbrunnens aus Kostengründen abschaltete. Die Proteste in Form von Leserbriefen - u.a. von Herrn Werner Huger - hatten Erfolg, das Wasser wurde auf Intervention des Oberbürgermeisters Dr. Gebauer wieder eingeschaltet.

Der nächste Friedhof ist laut Gemeinderatsbeschluß von 1996 am Stalberg. Ob dies eine Erweiterung oder Neuanlage ist, darüber streiten noch einige. Diskutiert wurde darüber seit 1977. Nichts Neues - wie gelesen.

Das mittelalterliche Sühnekreuz von Obereschach ✓

Werner Huger

Auf der Wiese des Franz Karl Storz im Gewann Unter Öschle steht die Birlis-Kapelle. Sie hat ihren Namen von einem Hof im Dorf. Das kleine Gotteshaus war in seiner heutigen Gestalt 1834 vom Birlishof-Bauer Benedikt Rottler und dessen Ehefrau Maria errichtet worden. Davon berichtet ein bündig mit der Mauer in die Wand eingelassenes Stifterkreuz. Seither hatte die Kapelle unter dem Zahn der Zeit gelitten. Um die Mitte der 1990er-Jahre machten sich der jetzige Birlishof-Besitzer Martin Blum und F. K. Storz daran, sie umfassend zu sanieren und ihr Inneres zu restaurieren. Dazu wurde u. a. entlang der äußeren Ostwand mit dem Bagger ein Drainagegraben angelegt. Das Aushubmaterial wurde daneben auf einem Haufen gelagert. In der Folgezeit wurde es mehrfach vom Regen überspült und ausgewaschen. Eines Tages entdeckte Franz Karl Storz einen zum Vorschein gekommenen größeren Sandstein. Das wäre an sich nichts besonderes gewesen, weil hier ohnehin die geologische Schicht des Oberen Buntsandsteins ansteht. Merkwürdig war für Storz nur, daß er wie ein Kreuz aussah. Tatsächlich handelte es sich um ein roh und unregelmäßig behauenes Steinkreuz. Der mit der Neufassung des Altars beschäftigte Restaurator sagte ihm, es handle sich um ein sogenanntes Sühnekreuz. Als später der Verfasser dieses Beitrags davon erfuhr, zeigte ihm Storz das in seinem Keller verwahrte Kreuz, und auch dieser erkannte es nach seiner besonderen Form als ein Sühnekreuz. Solche Kreuze haben eine jahrhundertelange Tradition, und man findet sie vom 13. bis zum 16. Jahrhundert. Sie heißen deswegen so, weil sie als Folge der gewaltsamen Tötung eines Menschen in Erfüllung der Bedingungen eines Sühnevertrages errichtet wurden. Davon wird noch zu sprechen sein. Nur einmal ist auf Villingener Markung ein derartiges Kreuz zum

Vorschein gekommen. Die Landstraße 181 zwischen Villingen und Pfaffenweiler wurde in den Jahren 1973 bis 1976 ausgebaut und verbreitert. Am Rande des Gewanns Kiebitzmoos, wo der Geistmoosweg abzweigt, nahe Km 2,2, stand ein Sühnekreuz, das sich künftig auf der Trasse befinden hätte, also wurde es entfernt und gelangte in den Besitz des Museums der Stadt.

Sich der Funktion dieser Kreuze erinnernd, ist der Geschichts- und Heimatverein Villingen der Anregung seines Mitglieds, Forstdirektor Hockenjos, gefolgt und hat in einer symbolischen Wiederholung ein Sühnekreuz gesetzt. Es steht im Gewann Tannhörnle vor der Eiche, wo im Zweiten Weltkrieg, März 1942, der polnische Zwangsarbeiter Marian Lewicki, wegen der Liebesbeziehung zu einem deutschen Mädchen als Opfer des Ungeistes dieser Zeit gehängt wurde. Es wurde 1988 von einem deutschen sowie einem polnischen Priester geweiht.

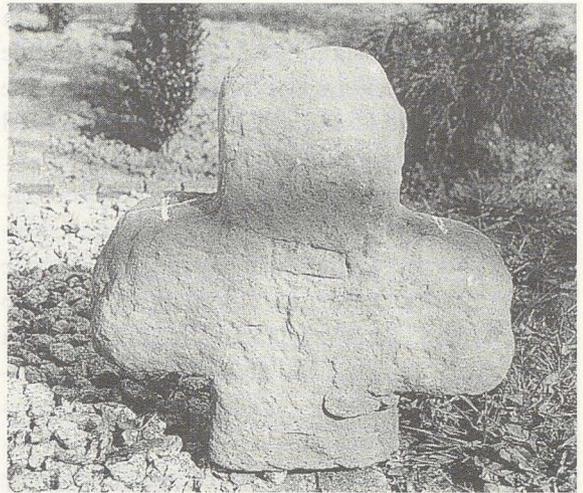
Das Obereschacher Kreuz hat folgende Ausmessungen: Länge des Vertikalbalkens 54 cm, waagerechter Balken 50 cm, Balkenquerschnitt rund 15 × 20 cm.

Auf der Oberfläche des Querbalkens befindet sich sowohl auf dem linken als auch auf dem rechten Arm die Kerbung eines kleinen Kreuzes eingemeißelt, mit gleichlangen Ritzungen von rund acht Zentimeter. Auf einer der Vorderseiten ist im Kreuzmittelpunkt ebenfalls eine deutlich erkennbare Kerbzeichnung eingebracht. Kreuze haben fraglos einen spirituellen Sinn. Die Bedeutung eingemeißelter Symbole, seien sie christlich oder profan, sind wissenschaftlich nicht zu klären. Selbstverständlich haben sie einen Bezug zum Ereignis. Es kann sich um Zeichen mystischer Wechselwirkung zwischen begangener Tat und der Sühne und dem Kreuz als Mittler handeln.

Ebenso könnte die Kerbzeichnung auf der Vorderseite etwas mit der Todesart oder dem Grund für den Totschlag des Menschen, für dessen Seele das Kreuz gesetzt wurde, zu tun haben; möglicherweise ist es auch nur ein Hinweis auf den Beruf des Getöteten.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts verlieren die Sühnekreuze an Bedeutung, nachdem Kaiser Karl V. in seiner „Carolina“ das erste allgemeine Strafgesetz mit Strafprozeßordnung erlassen hatte. Das Regelwerk war 1532 auf dem Reichstag zu Regensburg zum Reichsgesetz erhoben worden. Sie dauern dort an, wo außerhalb der zivilrechtlichen Anspruchsgrundlage der religiöse Bezug im Gebet erhalten blieb.

Was war nun das Wesen, der Zweck und die Funktion solcher Kreuze im Rahmen einstiger Rechtspflege? Das Mittelalter kennt, wie angedeutet, keine allgemeinen und rechtsverbindlichen Gesetze. Strafrechtlich bedeutsame Verbrechen, z. B. an Leib und Leben, wurden je nach Land- oder Stadtrecht vom jeweiligen Herren der Hochgerichtsbarkeit (auch: Blut-, Hals- oder Malefizgerichtsbarkeit) ähnlich aber doch unterschiedlich behandelt. Heutige Aufgaben und Tätigkeiten der Polizei, der Staatsanwaltschaft sowie der unabhängigen Staatsgewalt der Richter sind dem Mittelalter fremd, es gab sie nicht. Grundsätzlich galten aber Mord und Totschlag als Verbrechen und waren über die Hochgerichtsbarkeit abzuurteilen. Der Inhaber dieser Gerichtsbarkeit, für Obereschach vor allem das fürstenbergische Landgericht, das Gericht der Johanniter oder der Stadt Villingen, im 15. und 16. Jahrhundert aber auch das Pirschgericht der Stadt Rottweil, gingen hier zur Sache. Besonders der durch die Heimtücke gekennzeichnete Mord war ein verabscheuungswürdiges Verbrechen. Auf den Täter wartete die schimpfliche Todesstrafe des Räderns. Der Tatbestand des Totschlags war als Verbrechen mit der „ehrlichen“ Strafe der Enthauptung bedroht.¹⁾ Dennoch war im Falle des Totschlags das Interesse der Obrigkeit, den Straftäter zu verfolgen, gering. Wie schnell doch konnten nachbarliche Reibereien, Klatsch und Tratsch ausarten,



konnten zwei Hitzköpfe aneinander geraten und die Wut zu Handgreiflichkeiten führen, die am Ende den Tod eines Beteiligten zur Folge hatten. Totschlag galt als „ehrenhaftes“ Verbrechen. Verzichtete der Gerichtsherr auf die Hinrichtung und begnügte er sich bei der Strafverfolgung mit einem angemessenen Sühnegeld, was sehr modern anmutet, so tat er es vor allem, um dem Täter und den Familiensippen die Möglichkeit einzuräumen, sich zu vergleichen. Die Angehörigen des Opfers sowie der Täter und dessen Sippe setzten sich dann an einen Tisch. Unter der Leitung einer zur Schlichtung berufenen Vertrauensperson (Adliger, Vogt, angesehenen Stadtbürger, Abt usw.) bewerteten sie je nach Stand oder der Arbeitskraft des Getöteten den Schaden. Danach wurden der Schadensersatz, die Buße und sonstige Auflagen vereinbart. Es ließ sich also mit dem Totschläger ein Vertrag schließen, dessen Inhalt die Hinterbliebenen wenigstens materiell so stellte, daß ein Folgeschaden abgewendet wurde. Gleichzeitig sollte nach Erfüllung der Bedingungen der Frieden zwischen den Sippen und im Dorf wieder hergestellt werden, der ansonsten durch eine dauernde Fehde mit weiterem Schaden bedroht gewesen wäre. Im Vertrag wurde deshalb auch niedergelegt, daß die Sippe des Getöteten nichts mehr rächend gegen den Täter unternimmt. Dieser mußte aber der geschädigten Sippe künftig bei öffentlichen Anlässen, z. B. dem Kirchgang u. a., aus dem

Wege gehen. Die Vereinbarungen waren von den Parteien zu beschwören, man nannte das Urfehde schwören. Diese Form der Versöhnung bedeutete Sühne, die Vereinbarung hieß Sühnevertrag und die darüber ausgefertigte Urkunde Sühnebrief.

Neben der materiellen und friedensstiftenden Wirkung eines solchen Vertrages gab es weitere Vertragspflichten, die auch für Obereschach über die Existenz des Sühnekreuzes dokumentiert sind. So wurden dem Täter allgemein Bußbedingungen auferlegt. Er mußte zwei, drei oder vier Wallfahrten unternehmen und sich zu Seelmessen, Jahrtags- und Kerzenstiftungen verpflichten. Vor allem war er stets dazu verpflichtet, ein Sühnekreuz zu setzen. Der Vertrag hatte also eine religiöse Komponente, die nebenbei mit abergläubischen Elementen befrachtet war. Im christlichen Sinne sollte das Kreuz den Vorübergehenden anhalten, ein Gebet für den Getöteten zu sprechen und so seine Seele helfen, die ewige Ruhe zu erhalten. Im Sühnekreuz lebt allerdings auch ein bis auf die vorchristliche Zeit zurückreichender mystischer Glaube weiter, wonach der Tote erst durch die Errichtung eines steinernen Zeichens zur Ruhe kommt. Im Volksglauben ging die Angst um, daß die Seele eines Menschen, der eines unnatürlichen Todes gestorben war, ruhelos umhergeistert und Unheil anrichtet. Sagen erzählen davon, daß die Seelen der Getöteten nachts als schwirrende Lichter zu sehen seien. Das christliche Kreuz sollte der irrenden Seele einen Ruheplatz geben. Es wurde



regelmäßig an der Stelle errichtet, wo das Opfer zu Tode kam, gelegentlich auch an benachbarten Wegen oder sogar im bewohnten Bereich.

Das Sühnekreuz von Obereschach und sein einstiger Standort unmittelbar bei der Birlis-Kapelle ist in diesem inhaltlichen Zusammenhang zu sehen. Wir werten das einstige Kreuzsymbol auch als weisendes Zeichen für den Bauplatz einer später errichteten Kapelle, in der die Menschen für die unerlösten Seelen insgesamt beten. Gleichzeitig hebt das christliche Gotteshaus für den Vorübergehenden die magisch-unheimliche Bedrückung des Ortes auf. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß die heutige Kapelle von 1834 an derselben Stelle bereits eine Vorgängerin hatte.

Auch das Obereschacher Sühnekreuz ist als kultureller Gegenstand ein stummer Zeuge, der seine Geschichte verschweigt, nachdem wir keinen Sühnevertrag besitzen. Vielleicht erlaubt uns dennoch eine einzige Urkunde von 1479, die durch ein Strafurteil des Rottweiler Pirschgerichts ergänzt wird, das Geheimnis zu lüften. Es handelt sich zunächst um ein Johanniterurteil. Wir entnehmen der Handschrift²⁾, daß Hans Kirchhuser, Vogt zu Dürnheim, im Namen und anstelle des ehrwürdigen geistlichen Herrn Betz von Lichtenberg, Komtur des Hauses St. Johann Ordens zu Villingen, seines gnädigen Herrn zu Obereschach, im Dorf an der freien Königsstraße öffentlich zu Gericht gesessen hat. Zum Banngericht (Anm. = Hochgericht) gehörten weitere sieben Männer. Es klagte Hans Stunder vom Weilersbach gegen Hans und Martin Stunder aus Obereschach, diese hätten seinen Sohn Martin Stunder getötet. Es erfolgte durch die Richter in Anwesenheit des Fürsprechens eine Inaugenscheinnahme des Tatortes und des Leichnams. Das Urteil sprach die beiden beschuldigten Stunder „aus dem Frieden in den Unfrieden“, d.h. im Sinne heutiger Rechtsprechung zunächst lediglich schuldig. Durch dieses Urteil luden sich die Friedensbrecher die rechtlich sanktionierte Feindschaft (Fehde) der Sippe des Getöteten auf, die die Grundlage für erlaubte Rachehandlungen, d.h. Vergeltung innerhalb bestimmter Grenzen, bildete. Diese zu den sog-

nannten gemeinen Friedbrüchen zählende Fehde hatte hier privaten Charakter. Die straflose rächende Selbsthilfe der Sippe gegenüber dem Täter bzw. dessen Sippe konnte nur durch die Totschlagsühne beendet werden. Diese wurde mit ihren Bedingungen im außergerichtlichen Sühnevertrag niedergelegt, nach dessen Erfüllung der Befehdete, wie schon oben ausgeführt, aus der Sphäre des „Unfriedens“ in die Sphäre des „Friedens“ zurückgeführt wurde. Da es in Obereschach ein Sühnekreuz gibt, hat ein Vorgang wie der geschilderte auf alle Fälle stattgefunden. Ob „unser“ Sühnekreuz zu dem geschilderten Fall gehört, wissen wir nicht. Nachdem allerdings kein anderer Fall aus dem Mittelalter urkundlich erfaßt ist, darf zumindest die Vermutung geäußert werden, es könnte sich um die Sache Hans und Martin Stunder gehandelt haben.

Zur Tatzeit übte in örtlicher Zuständigkeit zumindest für die Raumschaft das Pirschgericht in Rottweil die Hochgerichtsbarkeit für einschlägige Materien aus. Dazu gehörte der Totschlag, der als Sonderverbrechen Teil der sachlichen Zuständigkeit war. Vor diesem Pirschgericht, als Ausfluß des Königsgerichts, wurde der Fall Stunder im Jahr darauf, 1840, erneut verhandelt. Am 28. August wurde per Urteil strafrechtlich entschieden. Das Gericht war an einem Urteil „Bahre gegen Bahre“, also Getöteter gegen Enthauptung der Täter, weil offensichtlich sozial unsinnig, nicht interessiert gewesen. Es verhängte als öffentliche Buße ein Sühnegeld. Hans und Martin Stunder bedauerten im Wortlaut der Urteilsurkunde³⁾ die Tat und versicherten jeweils, die stattliche Summe in Heller Rottweiler Währung zu den angegebenen Terminen zahlen zu wollen, andernfalls sie wegen Meineides gerichtlich abgestraft werden sollen.

Kehren wir abschließend noch einmal zu der Bedeutung des Obereschacher Sühnekreuzes zurück:

Einst respektierten und fürchteten die Menschen das steinerne Kreuz, waren zugewandt im Glauben, aber auch eingeschüchtert durch Aberglauben und mystische Erzählungen. Dieses Steinkreuz von der Birlis-Kapelle gehört als Sühnekreuz zu den Zeugnissen der alten Rechtspflege und Rechtsprechung; es ist ein steinernes Rechtsdenkmal aus der Geschichte des Dorfes und der Landschaft.

Anmerkung, Literatur und Quellen:

Die Erstveröffentlichung dieses Beitrags erfolgte in der „Ortschronik Obereschach“, 1997, Herausgeber Stadt Villingen-Schwenningen. Für die vorliegende Publikation wurde das Manuskript ergänzt und erweitert.

Das Obereschacher Sühnekreuz ist in dem Standardwerk Steinkreuze in Baden-Württemberg von Bernhard Losch, in: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Band 4, Stuttgart 1981, (noch) nicht registriert.

Als überprüfenswerte rechtliche Frage erweist sich der Sachverhalt, wonach als Hochgericht das Rottweiler Pirschgericht zuständig war. Liegt der Grund darin, daß die Tat „außer Etters“ geschah, d. h. der Ort außerhalb des mit einem Zaun als Rechtsgrenze markierten inneren Dorfraums lag? Anders gefragt: Wäre eventuell das fürstenbergische Landgericht der Baar zuständig gewesen, wenn die Tötung im inneren Dorfraum geschehen wäre?

1) Vgl. hier und im folgenden Rud. Maier, Das Strafrecht der Stadt Villingen, Diss. Freiburg 1913, S. 80 ff. sowie S. 15 ff.,

als weitere Literaturquellen wurden benutzt:

Hans Jänichen, Schwäbische Totschlagsühnen im 15. und 16. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, XIX Jahrgang, 1960, 1. Heft, S. 128 ff.;

Felix Heidinger, Galgenplatz und Sühnekreuz – Rechtsbräuche, wissenschaftl. Beratung Reinhard Heydenreuter, in: Bayrischer Rundfunk, Fernsehen 3. Progr., 1996;

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Walter de Gruyter – Berlin, New York, 1987, Band 1, Spalte 1303 (Bildstock).

Karl Siegfried Bader, Das mittelalterliche Dorf als Friedens- und Rechtsbereich, Böhlau Verlag Köln, Wien 1981, Seite 135 f., Fußnote 8: Sühnekreuz-Standorte sowie weitere Literaturquellen zum Thema Steinkreuze/Sühnekreuze.

2) Generallandesarchiv Karlsruhe, Abtlg. 20, Nr. 1759 (alte Nr. 1622), Konv. 126, 5. Oktober 1479.

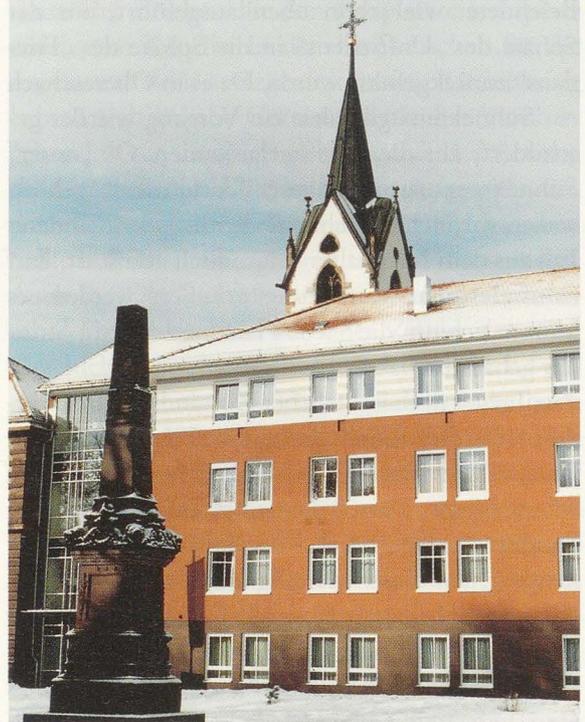
3) Manfred Reinartz, Herausgeber i. Auftr. d. Stadt VS, Verlag Hermann Kuhn, Villingen-Schwenningen, Lehensgüter in Obereschach 1292 – 1811, Seite 34, 1480 August 28., (HSTA Stgt. B 203, Urkunde 403) Urkundentext.



Ein so nicht wiederkehrender Blick wurde vorübergehend ab Mai 1997 von den Ringanlagen her möglich. Bislang verstellte ein Erweiterungsbau der ehemaligen Landkreisverwaltung, für den am 30. April 1957 der Grundstein gelegt worden war¹⁾, diese Ansicht. An seiner Stelle wurde eine sogenannte Seniorenresidenz, also eine Wohnanlage für alte Menschen, errichtet.

Das Gotteshaus ist die einstige Kirche der politisch und wirtschaftlich einflußreichen Johanniter, deren Orden seit 1257 (1253) zwischen Gerber- und Bickenstraße sowie der östlichen Ringmauer auf einem großzügig bemessenen Platz die verschiedenen Gebäude der Villingener Kommende errichtet hatte.

Der einschiffige Kirchenbau, eine Saalkirche mit Chor, entstand um die Wende des 13. Jahrhun-

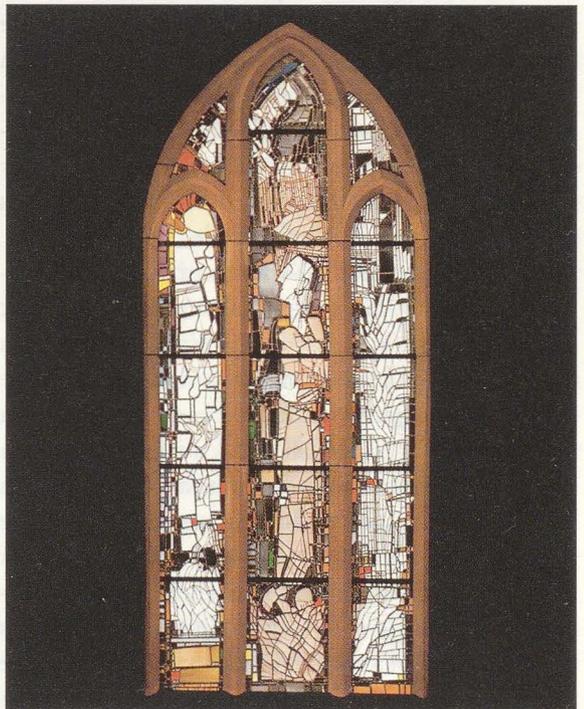
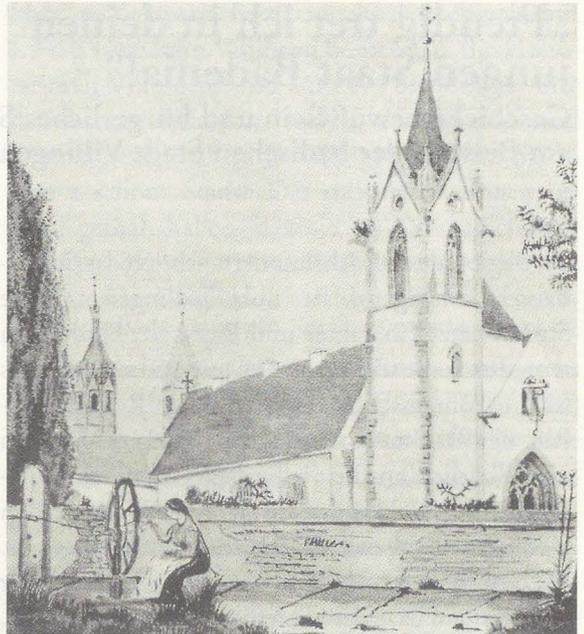


derts. „An der Südseite ist der gotische Turm angebaut, mit seinem gefalteten Rautendach, das zwischen die vier Giebel des Turmes herabgreift. Die Spitzen dieser Giebel sind mit Kreuzblumen bekrönt, während in den Zwickeln zwischen den Turmgiebeln kleine Fialen sitzen, die ebenfalls in Kreuzblumen endigen. Auf der Höhe der Glockenstube sind die vier Turmseiten von schlanken Maßwerkfenstern mit einfachem Drei- paß durchbrochen. ... Außerdem saß in der gotischen Zeit in der Ostwand des Chores ein reich gegliedertes zweiteiliges Schmuckfenster mit einem Vierpaß als Maßwerk.“²⁾

Nach Revellio (a.a.O.) wurde bei der barocken Veränderung der Kirche, die außen an den Fenstern der Langhauswände noch sichtbar ist, das gotische Maßwerkfenster im Innern zugemauert.

Es muß zunächst aber noch an der Außenwand des geraden Chores zu sehen gewesen sein. Dann „muß es zwischen 1846 und 1867 auch an der Außenwand zugemauert worden sein“. Wir vermuten dafür die Zeit nach 1859, nachdem es am 6. März 1859 zum Abschluß eines Kaufvertrags zwischen der damals noch sehr kleinen evangelischen Kirchengemeinde und dem badischen Staat, vertreten durch die großherzogliche Verwaltung, gekommen war.³⁾

Das von Revellio erwähnte gotische Maßwerk, wie es mit seinem Vierpaß im Aquarell des Barnabas Säger aus dem Jahr 1846 noch sichtbar ist, gibt es nicht mehr. An seine Stelle trat inzwischen, vermutlich während der Gesamtrenovation von 1978 bis 1983, eine Neuschöpfung, die sich stilistisch in die vorgegebene Gotik einpaßt. Mit dieser Renovation wurde die ursprüngliche Abtrennung des Chorraums, der seit 1924 als Gemeindesaal eingerichtet war, beseitigt. So hatte man die Einheit des Kirchenraums wieder hergestellt und ihn gleichzeitig der Liturgie geöffnet. Damit verbunden wurde das wieder freigelegte große Chorfenster der Ostwand, neu gestaltet, in die Feierlichkeit des Gottesdienstes einbezogen. Die Fensterfront wird heute durch zwei vertikale schlanke Stäbe, ohne steinerne Horizontalgliederung, geteilt. Durch das Stabwerk entstehen drei Felder, in die hinein die Glasmalerei des Fensters komponiert wurde. Eine einstmals das Maßwerk stützende Funktion besitzen die Stäbe nicht mehr. Auf eine Rekonstruktion des Vierpasses und der übrigen Maßwerkmuster wurde verzichtet. Ohne ornamentale Schmuckformen erinnert der spitzbogige obere Abschluß in jedem der drei Felder dennoch an die mit dem Zirkel „gemessenen“ Paßformen der Gotik. Das mittlere Feld reicht über die Bogenabschlüsse des linken und rechten Feldes hinaus. Es endet mit seinem Spitzbogen im Scheitel des Fenstergewändes. Dadurch entstehen zwischen dem Bogengewände des Fensters und dem Stabwerkabschluß des mittleren Feldes ein linker und rechter Zwickel, die ebenfalls mit Glasmalerei ausgefüllt sind.



Anmerkungen:

- 1) Mündliche Mitteilung Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis.
- 2) Revellio Paul, Beiträge zur Geschichte d. Stadt Villingen, Ringverlag Villingen 1964, S. 111 f.
- 3) Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Evangelischen Kirchengemeinde Villingen, 1. Teil Beiträge zur Geschichte der Kirchengem., 1992, S. 31 (Bild), S. 59 ff.

„Freudig tret ich in deinen jungen Staat Badenia!“

Geschichtsbewußtsein und bürgerliches Selbstverständnis im 19. Jahrhundert am Beispiel der badischen Stadt Villingen

Dr. Annemarie Conradt-Mach

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts schrieb das Schaffhauser Intelligenzblatt über Villingen: „Diese Stadt besitzt Charakter und Rasse. ... Und wenn man durch die stillen Straßen auf und ab geht, das schöne romanische Münster ... den Renaissancebau des Rathauses betrachtet, dann denkt man unwillkürlich an die vielbewegte Geschichte dieser Schwarzwaldstadt. Im Jahr 999 durch den sächsischen Kaiser Otto III. zur Stadt erhoben ... blieb Villingen, später neben Freiburg einer der wichtigsten Plätze der vorderösterreichischen Lande, bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts mit unverbrüchlicher Treue bei Österreich. Glänzend zeigte sich die Tapferkeit der Villingen im 30jährigen Krieg und noch mehr im spanischen Erbfolgekrieg. Im napoleonischen Zeitalter ... mußte Villingen seinen Herrn wechseln; Unter badischer Herrschaft hat sich nun Villingen im Laufe eines Jahrhunderts prächtig entwickelt.“¹⁾

Und der internationale Verkehrsanzeiger schwärmte damals: „Mit ihren rund 10 000 Einwohnern ist sie (die Stadt Villingen) das größte Gemeinwesen im Herzen des badischen Schwarzwaldes ... Eine rastlos aufstrebende Industrie ... trägt viel zum Wohlstand der Stadt bei. ... Villingen scheint ja die reinste Florenze des Schwarzwaldes zu sein. In der Tat überrascht der Reichtum der Anlagen, die sämtliche wohlgepflegt sind und sofort erkennen lassen ... es dürfte im Deutschen Reich nicht viele Städte von gleicher Größe geben, die Gleiches aufzuweisen haben. Und wie prächtig sich die trotzig Türme mit den mächtigen Überresten der Stadtmauer in das Bild einreihen – altersgrau und hoffnungsgrün ... Ja ihr Türme, ihr werdet in eurem Leben noch viele Wunder schauen; ihr werdet sehen, wie die Stadt, deren Abschluß ihr früher gebildet habt, die Grenzen, die sich heute schon bedeutend erweitert haben, immer mehr

ausdehnt; der Verkehr, der jetzt wie in alten Zeiten schon, durch eure Tore geht, wird immer mehr anwachsen, den elektrisch betriebenen Uhren werden noch andere elektrische Triebwerke folgen, man wird Drähte, das sind die Nerven des 20. Jahrhunderts, eurem alten Leib zuführen, man wird euch mit allen Mitteln zu erhalten suchen und schließlich müßt ihr den Anforderungen des modernen Verkehrs weichen.“²⁾

Eine glanzvolle Geschichte steigerte in den Berichten der Jahrhundertwende die glanzvolle Gegenwart der Stadt Villingen und ließen den Leser des Jahres 1907 eine noch glanzvollere Zukunft erwarten.

Schwierigkeiten im Umgang mit vergangener historischer Größe haben Tradition in Villingen und anderswo. Seit dem Anschluß an Baden 1806 und dem damit verbundenen Abstieg zur badischen Provinzstadt gab es viele Versuche, die alte Größe Villingens zu erneuern, städtisches Selbstbewußtsein zu heben, neue städtische Funktionen zu erhalten. Die alte Stadtkultur wurde durch die industrielle Revolution verändert, teilweise sogar zerstört. Die Auswirkungen der Industrialisierung krepelten unsere Städte um, änderten ihre Bedeutung für das Umland. Dies hatte Auswirkungen auf die bürgerliche Selbsteinschätzung.

Der Umgang mit der eigenen Geschichte gibt Auskunft über den eigenen Standort, über Selbsteinschätzung und politische Kultur einer Gesellschaft. Geschichtsschreibung ist immer auch Selbstdarstellung. Welche Fragen an die eigene Geschichte im Verlauf des 19. Jahrhunderts in Villingen gestellt wurden und zu welchen Antworten man kam, das soll im folgenden untersucht werden. Grundlage der Untersuchung sind Bürgerfeste und zwar die Festlichkeiten zur Grundsteinlegung für das Bezirksstrafgerichts-

gebäude 1847, die 900-Jahr-Feier 1899 und die Centenar-Feier 1906.

Fest der Grundsteinlegung für das Bezirksstrafgerichtsgebäude 1847

Villingen wurde 1806 badisch nach einem kurzen württembergischen Interregnum. Bis zum Frieden von Preßburg erlebte die Stadt eine lange selbständige Phase im Besitz vieler „Bürgerfreiheiten“ unter der Herrschaft des Hauses Österreich. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verlor Villingen seine alte Autonomie und fand sich wieder als „entrechtete Amtsstadt“ in der badischen Provinz.

„Am 11. November 1806 bemerkten Bürgermeister, Schultheiß und Rat der Stadt Villingen in einer Eingabe an den Großherzog: Es sei ein unschätzbares Glück, daß Villingen, die erste Stadt im Breisgau nach Freiburg, wieder unter einen mit ausgezeichneten Regententugenden geschmückten ‚Abstammling‘ der berühmte Grafen und nachmaligen Herzöge von Zähringen gelange.“ Man bat um Bestätigung der „althergebrachten Freiheiten“. Am 24. November 1807 aber wurde dem Magistrat von seiner königlichen Hoheit eröffnet, „bezüglich der Bitte der Stadt Villingen um Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten und um Belassung ihrer bisherigen Grundherrschaft über sieben Dependenzorte eine abschlägige Resolution zu fassen.“³⁾

Am 16. Juli 1809 mußte die „schöne auf Schweinsleder geschriebene sehr gut erhaltene“ Verfassungsurkunde aus dem Jahr 999 an die großherzogliche Regierung des Oberrheinkreises zu Freiburg, „in Originali“ abgeliefert werden. „Sie kam nicht wieder zurück, und gepflogene Nachforschungen blieben erfolglos.“⁴⁾

Für Villingen war damit der Verlust der alten Selbständigkeit und weitgehenden Unabhängigkeit endgültig besiegelt. Es verwundert deshalb nicht, daß damals einige Villingener die österreichische Herrschaft nicht vergessen konnten. In seinen Lebenserinnerungen schrieb Heinrich Dold um die Jahrhundertwende, die badische Regierung habe „streng und eifersüchtig“ alle Lobsprüche auf das Kaiserhaus verpönt. „Als 1825 der

Held von Aspern Erzherzog Karl nochmals mit s. Frau Gemahlin Villingen besuchte u. die Honoratioren Villingen ihm auf der Post (Sonne) ihre Aufwartung machten, soll er den Herren und Damen gesagt haben: Jo Villingen is kloans Stadtl aber a schöns Stadtl! Das soll den Villingern so wohl gethan haben, daß sie im Donaueschinger Wochenblatt einen Artikel über den Besuch des berühmten Mitgliedes aus dem Kaiserhaus erscheinen ließen mit dem Citat des Dichters endigend: Das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt die Brust in Seligkeit. Ein allzu pflichteifriger höherer Beamter soll deßhalb eine Untersuchung in Villingen haben pflegen lassen.“⁵⁾ Am 30. Oktober 1846 hatte das Staatsministerium „die Stadt Villingen als den Sitz des zweiten Bezirksstrafgerichts im Seekreis definitiv bestimmt.“ Am 25. Juli 1847 wurde in Villingen der Grundstein für das Bezirksstrafgerichtsgebäude gelegt. In Villingen schien es, als ob die Periode des städtischen Niedergangs endlich zu Ende sei. Man sah die „Morgensonne für eine neue Periode der Rechts- und Gerechtigkeitspflege in unserem Vaterland verkündet.“ und hoffte auf die Wiedereinsetzung der alten Bürgerfreiheiten. „Die hiesigen Bürger hatten die Absicht, diesem Feste einen hohen edlen Charakter beizulegen – dasselbe über eine gewöhnliche Stadtfeier zu erheben.“⁶⁾

„Badens Volk hat alle Ursachen sich zu freuen ... über die nahe Verwirklichung eines zeitgemäßen Fortschrittes in einem der wichtigsten Theile seiner Gesetzgebung. – Viele Mühe – viele Kämpfe kostete die Erringung diese im deutschen Vaterlande noch selten Schutzes!“⁷⁾

Die Liebe des Großherzogs erwies sich gerade dadurch, daß er „sein Volk“ wieder in seine alten Rechte einsetzte. Obwohl die Wahl auf Villingen als Sitz für das Bezirksstrafgericht nicht „Ohne Kampf und Nebenbuhler“ stattfand. Verwundert nicht, „daß solche allerhöchste Entscheidung mit lautestem Jubel von der hiesigen Bürgerschaft begrüßt worden, (es) ist um so erklärlicher, als Villingen seit vielen Jahren einer besseren Zukunft harrte.“⁸⁾ Die habsburgische Epoche galt in Villingen als glückliche Zeit. Die zweite Epoche der Villingener

Geschichte, die nachhabsburgische, wurde als weniger ruhmreich beurteilt. „Im Jahre 1819 war Villingen auf den Stand einer gewöhnlichen Landstadt gestellt, auf dem selbes bis zur Zeit verblieben ist; nun aber einer erfreulichen Zukunft entgegen zu gehen, die Aussicht hat.“⁹⁾

Seine Rede anlässlich der Feier zur Grundsteinlegung endete der Villingener Kaplan Diez mit folgenden Worten: „Öffentlichkeit und Mündlichkeit in Gerichtsverfahren sei ein Herd der Unschuld und humaner Ernst der Schuld. Dieß sey zugleich ein Sinnbild, daß Staat und Bürgerthum unzertrennlich Eins ausmachen, und daß sie nur dann glücklich bestehe, wenn der Bürger die Verfassung liebt, und durch die That ihr Achtung erweist.“ Die in den Grundstein eingebetteten Münzen würden, „zum fröhlich verheißenden Zeichen, daß Badens Wohlstand mehr und mehr blühen werde, wenn seine Bürger unter weiser Mäßigkeit und pflichtgetreuer Anstrengung nie vergessen, daß sich keiner der öffentlichen Landestheilnahme entschlagen dürfe, ohne selbst darunter zu leiden, und ohne sich am Ganzen zu versündigen.“ Die Rede endete: „Aller Herzen (möchten) von dieser Stunde an kräftiger und heiliger glühen fürs Rechte und Wahre, für Gott, Tugend, Fürst und Vaterland zum allgemeinen Bürgerwohl.“¹⁰⁾

Die Grundsteinlegung für das Bezirksgericht wurde zum Symbol der Wiederherstellung der verlorenen bürgerlichen „Verfassungsrechte“, zur Aussöhnung mit der neuen großherzoglichen Herrschaft. Deutlich wurde dies auch im Trinkspruch des Gemeinderats Schmid aus Villingen: „Es gilt das Fest, das wir heute feiern nicht bloß dem Hause, das in kurzer Zeit prachtvoll vor unseren Augen erstehen wird, ... es gilt der Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Strafverfahren. Allein unsere weise Regierung erkannte, daß wir ein solches Institut, das schon vor tausend Jahren ein heiliges Eigenthum unserer Urväter war, im Geiste unserer voranschreitenden Zeit im Bedürfnis liege, zur Erfüllung der heißesten Wünsche des Volkes.“¹¹⁾ Aus Anlaß des Festes wurde die Stadt prächtig geschmückt und ein Festzug veranstaltet. Die Wappen und Porträts des Großherzogs Leopold,

der Großherzogin Sophie „und der sonstigen Mitglieder des Großherzoglichen Hauses“, sowie die Namensschiffren aus Blumen gestaltet „des Großherzogs Königliche Hoheit“ schmückten die Stadt. Außerdem wurden aber auch Bilder des Staatsrats Nebenius und des Staatsrats Beck ausgehängt. „Bildnisse der Abgeordneten des Volkes, Inschriften sich beziehend auf die Wichtigkeit des Festes – auf Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtspflege“ wiesen die Villingener auf die Bedeutung der Feier hin.

Überall wehten Wimpel und Fahnen in den Landes- aber auch in den Stadtfarben. Der Festtag, der 25. Juli 1847, begann mit 50 Böllerschüssen und Tagreveille der „bürgerlichen Cavallerie“. Dem Festzug voraus gingen Musikkapellen und die Schuljugend. Die für den Grundstein bestimmten „Denkzeichen“ wurden von einer weißgekleideten Jungfrau getragen, welche von zwölf weiteren Jungfrauen mit Bändern in den Stadtfarben begleitet wurde. Anschließend folgten zwölf Jünglinge mit Schärpen in den Stadtfarben; der Zug wurde fortgesetzt von den großherzoglichen Staatsbeamten, den Beamten der Gemeindebehörden, anschließend folgten die Bürger mit ihren Zunftfahnen, den Schluß bildete das übrige Publikum. Ein festliches Mittagessen, abends ein brillantes Feuerwerk und die „Beleuchtung des Marktbrunnens“ waren weitere Höhepunkte. Das Bezirksgericht, in dem der Chronist des Jahres 1847 die Morgensonne einer besseren, d. h. autonomen Zukunft für seine Stadt zu erkennen glaubte, hielt jedoch nicht, was man sich davon versprach. „Nach wenigen Jahren fiel (das Bezirksstrafgericht) der Neuordnung des Gerichtswesens 1864 wieder zum Opfer.“¹²⁾

Die 900-Jahr-Feier am 13. August 1899

Ca. 50 Jahre später, im August 1899 feierte die Stadt Villingen ihre 900-Jahr-Feier.

„Wohl 25000 Fremde (!) aus ganz Baden, Württemberg und der Schweiz“ hatten sich zusammengefunden „in dem Bewußtsein, daß ihnen etwas ganz außerordentliches geboten werde“. Zumindest berichtete dies die Schwarzwälder Bürgerzei-

zung vom 15. 8. 1899. Die Vorbereitungen und die Ausschmückung der Stadt war überwältigend. „Fast alle Häuser, durch deren Straßen der Festzug“ zog, wurden „neu angestrichen“. In den Straßen wurden Tannenbäume aufgestellt, „die durch Girlanden miteinander verbunden wurden“. Gegenüber dem Gasthaus zur Post war die Tribüne für die „fürstl. Gäste aufgeschlagen.“¹³⁾ Die „Perle der Baar präsentierte sich äußerst gefällig“ den Besuchern.¹⁴⁾ Villingen bot für dieses Fest die perfekte historische Kulisse.

„Es hat etwas außerordentlich gemüthliches, durch die Straßen eines solchen Ortes zu schlendern und Hunderte von Szenen des Kleinlebens in sich aufzunehmen. Und ein solch behagliches Gefühl bemächtigte sich des Betrachters.“¹⁵⁾ Die Stadt wurde zur Theaterbühne, in der Realität und historisches Abbild miteinander verschmolz, zumindest in den Augen der Betrachter. „Man blickt noch einmal prüfenden Augs auf das Gethane, rückt den Stuhl vor die Haustür und hält mit dem Nachbarn sein freundlich Zwiegespräch. Und alles wirkt auf den Beschauer wie ein Ausschnitt aus Goethes ‚Hermann und Dorothea‘.“¹⁶⁾

Kunst und Wirklichkeit wurde eins. Und wenn die Realität mit der Illusion nicht zusammenfand, so wurde sie auch schon mal passend gemacht, wenn's ins schöne Bild von der heilen historischen Welt paßte. Wie anders läßt sich sonst die Einleitung des Zeitungsschreibers erklären? „Die Fassade des alten, von anno 1428 (?) stammenden Villingen Rathauses schmückt nebst anmutigem Bildwerk das Sprüchlein: Am guten Alten in Treue halten. Wiewohl der Hauptort der Baar mehr als einmal von hochentwickeltem Sinn Zeugniß abgelegt hat, so ist doch jener Spruch nie in solchem Maß zur Ehre gekommen wie in diesen Tagen.“¹⁷⁾

Was der Autor nicht wissen wollte, die Bemalung des alten Rathauses wurde von Karl Eydt im Jahre 1895 angefertigt, vielleicht in Anbetracht der vier Jahre später erfolgenden großen historischen Feier. Die Fassade trug Bildnisse aller bedeutenden Fürsten, die mit der Geschichte der Stadt verknüpft waren, nämlich Otto III., Kaiser Rudolph und Kaiser Maximilian, sowie Bertold III, der Gründer

der Stadt Villingen und Eginio von Fürstenberg. Über den beiden Eingängen befand sich ein Portraitfries mit Bildnissen von Matthäus Hummel, Georgius Pictorius, Hans Kraut und P. Trudpert Neugart. Letzterer lebte von 1742 bis 1825.¹⁸⁾

Da die geschichtlichen Originale bei Leibe nicht so prächtig waren, wie sie dem dekorativen Zeitgefühl entsprachen, mußten sich viele deutsche Baudenkmäler in der Zeit des Historismus eine solche Verschönerung gefallen lassen.¹⁹⁾ Zusätzlich zur Fassadenmalerei wurde der Staffelgiebel des Rathauses erhöht, um ihm ein imposanteres Aussehen zu geben. Die geschönte Stadtrealität bot die Kulisse für einen der glanzvollsten historischen Umzüge, die Baden je gesehen hatte. Er machte „in seiner geschmackvollen Anordnung einen vornehmen künstlerischen Eindruck; er entrollte Fülle, Charakter, Schönheit ... Die Hauptereignisse der Villingen Lokalgeschichte waren so in farbenreichen Bildern festgehalten.“²⁰⁾ Die aufsehenerregende Ausstattung des Zuges wurde von der Münchner Firma Diringer, Costum-Fabrik u. Verleih-Anstalt, zur Verfügung gestellt. Diese Firma hatte Erfahrung in der Gestaltung prunkvoller Historischer Umzüge. Sie hatte u. a. den Zug zur Hans-Sachs-Feier in Nürnberg (1894) ausgestattet und durfte sich wegen ihrer Dekorationsleistungen bei ähnlichen Festzügen in Stuttgart und Karlsruhe als königlicher und großherzoglicher Hoflieferant bezeichnen. Sie hatte einen reichsweit guten Ruf, auch die Kostüme für das Deutsche Turnfest in Hamburg kamen aus München. Die Wagen „nach historischem Werk angefertigt und geliefert waren je der betreffenden Zeit angepaßt selbst künstlerisch und schön hergestellt und machten einen ganz unvergeßlich pompösen Eindruck.“ Wie die Schwarzwälder Bürgerzeitung bemerkte.²¹⁾

Höhepunkt der Feier und des Umzuges war die Anwesenheit des Großherzogpaares. „In musterhafter Ordnung bewegte sich der denkwürdige historische Festzug durch die reich beflaggte, geschmackvoll mit Tannen und Reisgirlanden gezielte Stadt, gegenüber dem Gasthof zur Post (Blume) wo die Königl. Hoheiten der Großherzog

von Baden und dessen hohe Gemahlin Absteigequartier genommen, befand sich ein Baldachin zeltartig hergestellt.“²²⁾ An der Ehrentribüne zog der Festzug insgesamt vier mal vorbei.

„An der Tribüne machten die einzelnen Gruppen allemal einen kurzen Halt.“ Der Großherzog „nahm die Huldigung des Festzuges entgegen“, wie die Breisgauer Zeitung schrieb. Die Hauptpersonen der Gruppen wurden jeweils zum Großherzog gebeten und von demselben „auf das huldreichste empfangen“. Der Aufbau des Festzuges lief chronologisch geordnet ab. Nach den Fanfarenbläsern und dem Herold begannen die Festwagen mit der Darstellung der Verleihung des Marktrechts durch Otto III. an Berthold von Zähringen. Den letzten historischen Schauwagen vor den Trachtengruppen bildete die Huldigungsgruppe Wagen Nr. 21 „Villingen kommt an Baden – 1806“. Dieser Wagen wurde allgemein als Krönung des Umzuges angesehen, quasi das Endziel einer 900-jährigen Geschichte. Überhöht allein dadurch, daß die Ehrenjungfrauen einem echten (?) Zähringer auf der Tribüne huldigen durften, als Glanz- und Gipfelpunkt der Historie! Die Darstellung des Wagens Nr. 21 zeigte nach der Breisgauer Zeitung folgendes: „An den Übertritt in badische Herrschaft (1806) ward durch eine poetische Allegorie erinnert: Genien in klassischer Gewandung huldigten, Palmen schwingend, vor dem badischen Wappen; das ganze ein überaus anmutiges Bild.“

Dem Wagen voraus schritten vier Tubabläser. Die Instrumente waren so monströs, daß eigens zu jedem Bläser ein Helfer die Tuba tragen half. Fräulein Stern, die Tochter des Orchestrionfabrikanten Stern, hatte die hohe Ehre als palmenschwingende Genie aus der Gruppe herauszutreten und die „Huldigungsanspache an den Großherzog und die Großherzogin“ zu richten, der eigentliche Glanzpunkt der Villingen 900-Jahr-Feier.

„Durchlauchtigster Großherzog, allergnädigster Herr! Durchlauchtigste, allergnädigste Großherzogin und Herrin!

Monatelang hat die Hauptstadt des Schwarzwaldes sich vorbereitet zu dem größten der Feste, die

je in ihren Mauern gefeiert worden sind, und heute ist der Tag erschienen, auf den sie sich so lange gefreut hat. In alle Welt hinaus ist der Ruf gedrungen von dem, was auf den Höhen des Schwarzwaldes sich bereitet, und in hellen Scharen sind die Menschen herbeigeströmt, um die Geschichte unserer Vaterstadt, ein großes Stück Weltgeschichte in buntem Gedränge vorbeiziehen zu sehen.

Herrlich erhob sich der Morgen, hell glänzt die Sonne am heiteren Himmel, die Glocken tönen feierlicher als sonst, in vollen Akkorden rauscht die Musik, die Herzen schlagen höher. Aber die volle Freude, den höchsten Glanz, die rechte Weihe gibt dem Feste die Anwesenheit unseres durchlauchtigsten, geliebtesten Fürstenpaares, das herbeigeeilt ist von der goldenen Mainau in unsere Jubelstadt.

Gruß und Heil ruft ihm entgegen die in Festeschmuck prangende Stadt, Gruß und Heil wehen die Fahnen, tönen die Festesklänge, Gruß und Heil aus tausend und tausend Herzen in brausendem Begeisterungsstrom und heiliger Kraft dem Zähringer Herzog, dem königlichen Herrn, dem deutschen Mann und Seiner erhabenen Gemahlin, der hohen, gütigen Frau.

Neun Jahrhunderte der Geschichte unserer Vaterstadt, neun Jahrhunderte der deutschen Geschichte ziehen an Euer königlichen Hoheiten Auge vorüber. Die Vergangenheit belebt sich wieder: Kaiser, Könige, Herzöge, Ritter, Bürger, Soldaten schreiten vorbei, ein farbenreiches, buntes Gedränge, und mit sich bringen sie vor das geistige Auge die alte Zeit. Wie Traumgestalten ziehen sie dahin, blicken sie herüber aus der Romantik des Mittelalters in die helle Gegenwart. Noch scheint die Sonne wie damals, noch singen die Vögel in gleichen Lauten, die Menschen freuen sich und trauern, jauchzen und weinen wie damals, aber die Welt ist heute eine andere, neue. Wie würden sie staunen, wenn sie in Wirklichkeit wieder kämen, die Gestalten, die vorübergezogen! Wie würden Sie staunen über die heutige Welt, über das in tausend Formen und Gestalten sich bewegende, riesengroße Weltgetriebe der modernen Zeit!

Wie würden sie verwundert sein über die Verän-

derungen der Staaten im Innern und Äußern! Wie würden sie staunend stehen vor dem stolzen Bau des deutschen Reiches, den deutsche Thatkraft nach langer Ohnmacht und Schmach aufgerichtet! Wenn aber die Zähringer Herzöge, Kaiser und Könige fragten: Wer ist jene hohe Fürstengestalt im Silberhaar, voll königlicher Würde, voll Milde und Güte? Und neben dem königlichen Herrn die königliche Frau? So würden wir sagen: Das ist unser Zähringerherzog, der Herr unseres gesegneten Badnerlandes, vom Bodensee bis an den Main zieht es sich hin, ein von Gott gesegnetes Land; und jene Frau ist unsere allezeit hilfsbereite, Not und Elend lindernde, gütige Mutter unserer Landeskinder, das ist unser Herr und Vater, dem nahe zu sein für Badens Kinder, Söhne und Töchter, das größte Glück ist. Wir dürfen ihm schauen in's milde, menschenfreundliche Antlitz, wie Kinder in's Auge ihres Vaters; wir stehen vor ihm nicht in Furcht und Zagen, mit Ehrfurcht und vertrauensvoller Liebe begegnen wir seinem Vaterblick, dürfen zu ihm sprechen. Seine Kinder und hören seine väterlichen Worte; das ist der deutsche Mann, der als einer der ersten deutschen Fürsten und Männer mitgeholfen, den Bau des deutschen Reiches aufzurichten, eine feste Burg, hoch in die Wolken ragen ihre Zinnen; das ist der Mann, der zurückdrängend alle kleinen Rücksichten auf's große Ganze den Blick gerichtet hält: Ihm laßt uns huldigen, Ihm Treue schwören auf's Neue mit Herz und mit Hand! Und bringt ihr Grüße herüber aus der Vergangenheit Taten, wir bringen die Liebe und Treue. Mit diesen Gesinnungen ist unsere Zähringerstadt, seit sie zum Badnerlande gehörte, allzeit dem Banner gefolgt, der Herzöge von Zähringen, und ihm zu folgen in Zukunft, in Treu und Liebe schwört sie heute mit feierlichem, heiligen Schwur. Treu zu Fürst und Vaterland! So soll es auch in Zukunft sein. Gegrüßt noch einmal, durchlauchtigstes Fürstenpaar! Gegrüßt herrliches Badnerland, gegrüßt deutsches Vaterland, unser Schutz und Hort in alle Zeit!“²³⁾

Die Verehrung des Großherzogs von einem bürgerlichen Publikum entgegengebracht nahm nahezu mystisch-religiöse Züge an. Zumindest in der

Terminologie, bei den Formeln drängen sich die religiösen Vorbilder geradezu auf. Aus dem Motto „Mit Gott für König und Vaterland“ entstand allmählich „Unser Gott ist König und Vaterland!“ Der spezifisch deutsche Nationalismus wurde immer mehr zur Ersatzreligion. Die beschriebene Huldigung fand vor den Augen von 25 000 Teilnehmern statt. Eine mystische Einheit von „Volksmenge“ und „Fürst“!

Der Fürst trotz fortgeschrittenen Alters, trotz Mittagshitze zeigte sich als wahrer Deutscher.

„Die rastlose, unermüdliche Pflichttreue, mit der unser so innig verehrter Landesherr in staunen-erregender Rüstigkeit auch den Anforderungen der Repräsentation genügt, trat am gestrigen Tage wieder so recht deutlich in die Erscheinung. Während der ganzen Dauer des Festzuges verweilte der hohe Herr stehend im Waffenrock seines Leib-Drägoner-Regiments das Haupt mit dem Helm bedeckt, auf der Tribüne.“²⁴⁾

Die „harrende Volksmenge“ jubelte ihm zu, wie die Zeitungen einheitlich schrieben. Sonderzüge hatten die Menschenmassen nach Villingen gebracht, aus den umliegenden Orten waren alle gekommen, um an dem Fest teilzunehmen, was die Neckarquelle Schiller zitieren ließ:

„Es war, als wenn die Menschheit auf der Wanderung wäre' denn vom Orte Schwenningen bewegte sich so eine Menschenmenge auf beiden Wegen wie wir noch gar nie gesehen haben: in der Fest- und Jubelstadt war daselbst ein Wogen von Festteilnehmern zu sehen, wie ein solches Villingen wohl ebenfalls noch nie zu sehen bekommen hat.“²⁵⁾

„Unaufhörlich strömten die Volksmassen, welche der Bahnzug von nah und fern gebracht, zu den Thoren herein.“²⁶⁾

Mittelalterliche Romantik unter den Bedingungen der modernen Industriegesellschaft! Der Gipfel und Höhepunkt der Geschichte war erreicht! Oder wie ein Journalist schrieb: „Eine seltene Fülle historischer Ereignisse scheint jetzt, neun Jahrhunderte nach der Städtegründung, zu schönem Ring geschlossen.“²⁷⁾

So schön hatten es die Altvorderen wahrhaftig nicht in Szene setzen können! Während des

großen Volksfests am Nachmittag des Festtages konnten sich die Besucher an der Vermischung von alt und neu erfreuen und das bunte, historisch-moderne Treiben bewundern.

Der Fürst und sein Volk, sie fanden vor der male- rischen Kulisse der altehrwürdigen Zähringerstadt zusammen als lebendes Bild einer Verschmelzung der Zeitalter und einer harmonischen idealen deutschen Gesellschaft. Wie hatten sich die Zeiten seit 1847 in Villingen geändert!

Die 900-Jahr-Feier inspirierte auch die Künstler. So schrieb die Berufslyrikerin und gebürtige Villingerin Frau Prof. Bertha Weber geb. Fricker ein „Preislied“ zu dem hohen Ereignis. Das der Stadt zugesandte Gedicht, war auf Geschäftspapier geschrieben, auf dem der Wahlspruch der dichtenden Muse neben anderer Eigenwerbung aufgedruckt war: „Nicht Vielen, nur den Besten möchte ich gefallen!“

Die Bekanntschaft der Dame mit Justinus Kerner und eine Ehe mit Prof. Weber sowie ihre nachgewiesene Liebe für das „Erhabene“ und „Schöne“ bürgten anscheinend für Qualität, zumindest beim zeitgenössischen Publikum.

Über vierzehn Strophen im braven Kreuzreim und dreihebigen Versen sang die Dichterin ihr Jubel- feierlied. Dem Zwang der Strophenform fiel manchmal die Sprachlogik zum Opfer, und selbst der „erhabene“ Sprachstil, die „Helden“ mit ihrer „Treue“, „die Mannen“ „stolz wie Tannen“ wirken heute eher dilettantisch-komisch als festlich-gehoben. Die Mühsal des Dichtens wird gar zu offensichtlich. Das Publikum der Jahrhundertwende schien daran keinen Anstoß zu nehmen. Unreflektierte Verherrlichung und Selbstbespiegelung im historischen Gewand war Mode. Schiller- und Goetheverse konnten völlig mühelos in solche Art Dichtkunst integriert werden. Die Qualitätsunterschiede beunruhigten niemand. Die Werke der Klassiker, eher gemeint als idealer Gegenentwurf zu einer wenig idealen Welt, wurden für die Kunstwelt der Jahrhundertwende zur idealen Wirklichkeit, sie dienten der Selbstdarstellung. Die Zitate der Zeitungsschreiber zur 900-Jahr-Feier machen es immer wieder deutlich.

In „treuer Heldenhaftigkeit“ und „inniger, kindlicher Liebe“ zum Fürsten bewältigte man die „Stürme“ des Lebens.

Armut, Not, Unterdrückung, Angst und Ohnmachtsgefühle hatten in der begeisterten Festwelt des ausgehenden 19. Jahrhunderts keinen Platz. Die Kulturbedürfnisse der Bürger verlangten eine erhabene Innerlichkeit, die Flucht in eine von der Realität komplett abgehobene Welt.

Den gesellschaftlichen Machtträgern allerdings dienten die in der bürgerlichen Festwelt konservierten feudal-harmonischen Ordnungsvorstellungen zur Festigung ihrer Position. Die Herrscher ließen sich feiern mit den Bildern, die einer Kunstwelt entnommen wurden, und wurden so zu idealen Fürsten einer idealen Gesellschaft.

Wer anderer Meinung war, der galt dann als Demokrat oder noch schlimmer als Sozialdemokrat!

Die Centenar-Feier der Stadt Villingen 1906

Zur Centenar-Feier 1906 widmete Jos. Moder der „alten und ehrwürdigen Stadt Villingen“ ein Gedicht von insgesamt 241 Strophen.

Er besang darin vor allem die jüngste 100-jährige, badische Geschichte. In Strophen den 72 bis 78 gedenkt der Dichter des Villingener Kriegerdenkmals vor dem Bezirksamt.

„Vor dem Kriegerdenkmal
Ich seh im Geist Germania
Stolz vor der Pyramide stehen
„Sind meine Kinder! ein Hurrah!“
Sagt sie, „soll diesen Stein umwehn“
„Ihr Lebenden, kommt aufgeschaut!“
Im wilden heißen Schlachtgetöse,
War'n sie's, die's neue Reich erbaut
Und ihm gegeben seine Größe.“

1871 wurde das Deutsche Reich gegründet nach einem siegreichen Feldzug gegen Frankreich. Den „Opfern“ des Feldzuges und dem neuen Patriotismus wurden überall im neuen Deutschen Reich Denkmale gewidmet. Das Villingener Kriegerdenkmal wurde am 2. September 1875 eingeweiht.

Das Monument war als Obelisk gestaltet und ehrte die sechs Villingener, die im Krieg 1870/71 gefal-

len waren. Im wesentlichen hat es den Lauf der Zeit überstanden und kann heute noch am gleichen Platz besichtigt werden, an dem es einmal aufgestellt wurde. Die Aufgabe des Standbilds war einmal die Erinnerung an die Taten wachzuhalten, vor allem aber den Reichsgedanken im badischen Villingen zu festigen. Davon zeugen auch die Inschriften: „Wer den Tod im heiligen Kampfe fand, Ruht auch in fremder Erde im Vaterland.“ sowie „Mit Gott für Kaiser und Reich!“

Der Obelisk, ein Zeichen für Totenehrung aber auch Symbol für Herrscherruhm, war vergleichsweise unumstritten, wenn man bedenkt, daß das junge deutsche Reich in einer wahren Denkmalflut seine Ideen und Wertvorstellungen den Reichsbürgern zu übermitteln versuchte. So wurde im gleichen Jahr auch das berühmte Hermannsdenkmal eingeweiht. Daß das Standbild eine Möglichkeit vor allem der politischen „Bildung“ der sog. unteren Volksklassen darstellte, drückte Schopenhauer mit folgenden Worten aus: „Für die unterste Klasse, der die Verdienste eines großen Geistes ganz unzugänglich sind, ist am Ende bloß das Monument, als welches in ihr, durch einen sinnlichen Eindruck, eine dumpfe Ahnung davon erregt.“²⁸⁾ Die nötige Distanz zwischen Betrachter und Denkmal, vielleicht auch Schutz vor Beschädigungen und Angriffen, stellte ein eiserner Zaun und eine Blumenrabatte her. Die Ruhmessymbole heischten respektgebietenden Abstand. Der Staat forderte Ehrfurcht. Diese Tabuisierung erstickte dann auch jegliche Denkmalkritik im Keim. Der Vaterländische Gehalt bzw. der „rechte“ politische Anspruch einer Sache entzog diese im allgemeinen jeglicher öffentlicher Kritik.

Das zweite politische Denkmal Villingens wurde aus Anlaß der hundertjährigen Zugehörigkeit Villingens zu Baden errichtet. Leider fehlen entsprechende Hinweise in den Akten. Die entscheidenden Zeitungsberichte sind ebenfalls verloren gegangen. Auf Bildern aus dem Jahre 1908 sieht man das heute eher unauffällig beim Gesundheitsamt untergebrachte Monument an exponierter Stelle vor dem damaligen Finanzamt (heute Gesundheitsamt) zwischen und auf Granitblöcken

aufgestellt.²⁹⁾ Die recht auffällige Anlage war ebenfalls von einem Gartenzaun umgeben. Betreten verboten! Eine Sitzbank jenseits des Gartenzauns lud zum Betrachten und Ausruhen ein.

Heute steht Berthold – „der Gründer der Stadt“ – auf einem eher bescheidenen Sockel, fast versteckt in den Anlagen, wohl auch deshalb weil die heutige Zeit von politischen Denkmälern der wilhelminischen Epoche eher distanziert gegenübertritt. Ohne die Erhöhung durch den Granithügel und den Gartenzaun hat der Stadtgründer auch viel von seiner ehemaligen Größe eingebüßt.

In kriegerischem Aufzug, mit Helm, gestützt auf seinen Schild, das blanke Schwert in eher gespannter, unnatürlicher Pose zwischen sich und den Betrachter haltend, ein Monument badischen Herrschaftsanspruchs um die Jahrhundertwende. Für den Betrachter des Jahres 1907 sandte der Stadtgründer die Botschaft einer nun über 900-jährigen Herrschaft des zähringisch-badischen Hauses aus und ließ so die Erinnerung an eine eher eigenständige und recht unabhängige Villingen Geschichte verblasen.

„Um die Jahrhundertwende versuchte auch die Historiographie mit Schläue und Fleiß aus dem Großherzog von Baden einen Zähringer zu machen“, um damit seinen legitimen Anspruch auf die vormals vorderösterreichischen Gebiete auch wissenschaftlich abzusichern.³⁰⁾

Der Betrachter des Berthold-Standbilds wurde eingeladen sich mit der machtbeanspruchenden Pose zu identifizieren, einen Abglanz dieser Größe zu übernehmen. Auch heute noch berichtet das Bertholdsdenkmal den Villingern von ihrer verlorenen Glanz- und Ruhmeszeit.

„Es gab gute Gründe, Herzog Berthold III von Zähringen in Villingen eine Gedenkplastik zu erstellen. Heinrich Hug, Ratsherr und erster Stadtchronist sagt 1496: Die Stadt Villingen ist 1119 durch Herzog Berthold III ‚erbauen‘ worden. Villingen darf sich deshalb aufgrund der früher Markt-, Münz-, Zoll- und Gerichtsverleihung 999 durch Kaiser Otto III als älteste Zähringerstadt fühlen. Es bestand keine Veranlassung, den Namen Berthold III vom Sockel zu entfernen, als

das Standbild an den Eingang der Ringanlage ... verbannt wurde.“³¹⁾

Zu den Feierlichkeiten der hundertjährigen Zugehörigkeit Villingens zu Baden schrieb der Villingener Lehrer Otto Stemmler ein Theaterstück „Ein Ruhmestag aus Altvillingens Heldenzeit“ mit allegorischem Nachspiel. Inhalt der vier dramatischen Bilder war die sog. Wasserbelagerung vom 8. und 9. September 1634, eine Thematik der Geschichte, die um die Jahrhundertwende sehr populär war, was andere Bürgerfeste, die an diese Ereignisse des 30jährigen Krieges erinnerten, beweisen.

Stemmler schildert, wie das von einem übermächtigen Feind, nämlich den Württembergern und den Schweden, belagerte Villingen sich allein durch den Mut und die Tapferkeit seiner Bürger und Bürgerinnen befreien kann. Nach bestandener Gefahr erhalten die treuen Untertanen ein kaiserliches Sendschreiben mit folgendem Inhalt: „Es blieb der kaiserlichen Majestät Verborgen nicht, wie seine gute Stadt Getreu dem Beispiel ihrer tapfern Ahnen So vieler Feinde Drohungen zum Trotz In diesen schweren Zeiten zu ihm hielt ...

Es sei die Stadt zu jeder Zeit sich des Bewußt, daß sie ob ihrer alten und Der neubewiesenen Treu in sondrer Gunst beim Kaiser steh!“

Die Bürger sind sich keineswegs von Anfang an darin einig, die Stadt vor den Feinden um jeden Preis zu verteidigen. Der Gegenspieler des Bürgermeisters im Stück, bezeichnenderweise der Wirt zum Wilden Mann, äußert dazu folgende Ansicht: „Um solcher Händel willen soll der Bürger die Haut zu Markte tragen? Nein! sag' ich jetzt ist's genug! Der Bürger hat es satt, Nur als Kanonenfutter Euch zu dienen.“ Allerdings wird diese Haltung von vornherein degradiert. Eine eigene Meinung braucht sich der Zuschauer nicht zu bilden, er erfährt sogleich durch den Autor des Stücks, was er hiervon zu halten hat:

„Man weiß, woher bei seiner Winkelschenk

Der Zulauf kommt. Der wilde Mann führt gern Auch wilde Red' im Mund, versteht sich auf's Geschäft, wie einer! Wenn er seinen Gästen Sein Evangeli von der Tyrannei Des Rats und von der Bürgerfreiheit kündet, So redet er sie in'nen wahren Rausch Hinein, und sind dann ihre Köpfe heiß, So meinen sie, die Gimpel, 'ssei vom Wein! Doch Ehre und Treue siegen gegen solche defätistischen Anschauungen. Die Meinung des Bürgermeisters setzt sich durch.

„...Wie kann eine Stadt, die durch So alte Bande an das Kaiserhaus Gekettet ist, die soviel Treue schon In schwerer Zeit dem Kaiser hat gezeigt, Die soviel Gnad'beweise seiner Huld Sichtbarlich trägt, wie könnte die jetzt wanken?

Er beschließt seine Rede:

„Und wenn zuletzt auch alles fehl sollt' geh'n, Und wenn uns Untergang beschieden wär'. So lassen wir als Ehrenmänner, die Im Dienst der alten Treue nie erlahmen, In Gottes Namen und bei diesen Mauern, Die uns geheiligt sind, vom Feind begraben, Mit uns hinunternehmend unsre Ehr' Und unsrer langgehegten Treue Namen!“

Diese Worte scheinen dann auch alle Bürger im Stück zu beschämen und stellen die notwendige Einigkeit her. Die Treue zu Kaiser und Vaterland versöhnt die Kontrahenten im eigenen Lager. Unter solch pathetischen Reden verstummt alle Kritik. Die Treue zum Kaiser im Mittelalter, der mittelalterliche Reichsgedanken wird parallel gesetzt mit der Treue zum neuen Deutschen Reich, und das neue badische Herzogtum knüpft an die alte Zähringergeschichte an. Der badische Großherzog wird zum Urenkel der alten Zähringer! Villingener Geschichte damit zu einem Musterbeispiel badischer Tradition. So äußert der Bürgermeister in Otto Stemmlers Stück während der Wasserbelagerung den Zweifelnden und Kleinmütigen gegenüber:

„Wär's noch der bad'sche Markgraf Wilhelm, der

Des Kaisers Freund, an seiner Statt der Land-
Vogtei im Breisgau waltet, wollte den
Der Kaiser setzen uns zum Herrn, da wär's
Ein anderes! Der hat, auf uns bedacht,
Durch manchen Dienst uns schon verbunden,
Es steht im besten Angedenken noch
Der Zähringer Geschlecht beim ganzen Volk.“

Die Geschichte diente dazu die Gegenwart zu rechtfertigen, die Bürger mit der Gegenwart auszusöhnen. Die Gleichsetzungen von Gegenwart und Historie wurden verstanden. In den Auseinandersetzungen der Bürger in Stemmlers Stück, ihren Diskussionen, ihrer Kritik an Rat und Bürgermeister, in den Anmerkungen über die katholische Geistlichkeit mag mancher seinen Zeitgenossen um 1900 wiederentdeckt haben. Durch die Probleme der Bürger des 30jährigen Krieges schimmerten die Konflikte des Villingen um 1900 hindurch. Die Treue zu Kaiser und Reich, so die Botschaft des Stücks, würde die ersehnte Harmonie bringen.

Am meisten Beachtung fand das Ende des Theaterstücks. Die „Huldigung der allegorischen Figuren Villingia, Friburgia und Badenia vor der Büste Großherzog Karl Friedrichs“.

Villingia trauert über ihr Geschick:

„Losgerissen von dem alten Herrscherhaus,
Das ein volles Halbjahrtausend mich
Hielt in treuer, vatergleicher Hut,
Weiß ich kaum mehr, wem ich dienen muß;
...

Gegen Neigung, gegen die Geschichte
Klar und deutlich ausgesprochenen Sinn
Sprach man mich dem Württemberger zu!“

Die Schwester Friburgia tröstet:

„Herrlich, wenn auch spät, erfüllt sich so der
Alten Zähringerherzöge Ziel,
...

An des Reichs Südwestmark wollten Sie
Dorten gegen Welschland hin als mächtig

Bollwerk sich erheben lassen ein
Starkgefügt, großes Herzogtum,
Dessen Herzog dann der größte wäre
Aller die des Reichs Gebäude stützten. –
Herrlich ist, was diesen Bertholdingern
Nicht vergönnt ward von der Zeitungunst,
Heut dem späten Sprossen ihrer Vettern,
Markgraf Friedrich Karl gelungen, der ein
Großherzogtum schuf in diesen Tagen,
Der als Badens erster Großherzog in
Der Geschichte Büchern wird fortan mit
Ruhm genannt.“

Villingia läßt sich überzeugen:

„Freudig, froher Zukunftshoffnung voll, tret'
Ich in deinen jungen Staat, Badenia!“

Die Allegorische Darstellung endet mit einer Huldigung an den Fürsten:

„Meine Huldigung, erhabener Fürst,
Nimm sie huldvoll hin von deiner jüngsten
Stadt, die doch altvertraut ist deinem Hause
...

Lang regier und glorreich Badens erster
Großherzog, es blühe in die fernste
Zukunft, als Juwel der deutschen Lande,
Friedrichs Werk, das Großherzogtum Baden.“

Die Uraufführung in der Tonhalle sahen immerhin 1000 Menschen. Die Kunst stellte sich ganz unverhüllt und schamlos in den Dienst von Kaiser, Reich und Großherzog. Der pädagogische Wert schien unumstritten. Einziger Mißklang blieb die Tatsache, daß der Dichter Otto Stemmler seine literarische Leistung anders als die Stadtväter einschätzte und das Honorar von 50 Reichsmark ablehnte, weil sich seine Dichtung nicht in Geldeswert bemessen lasse. Der Bürgermeister der Stadt Villingen entschuldigte sich damit, er habe den Dichter mit dem Honorar keineswegs beleidigen wollen. Zweck der künstlerischen Darbietungen durch Theater und Denkmalkunst war eine Uminterpretation der Geschichte zur Stützung der badi-

schen und der Reichspolitik. Die historischen Themen lieferten Inhalte und Formen für moderne politische Propaganda. Ihre aufklärerische Funktion hatte die Geschichtsschreibung längst verloren. Zu der Centenar-Feier übernahm der Historiker Prof. Dr. Roder im Auftrag des Bürgermeisters Braunagel die Recherchen zu dem Thema: Anschluß Villingens an Baden. Roder beurteilte die Feiern folgendermaßen: „Ob die Stadt Villg. einen eigentlichen Festakt begehen wird, wird doch zu überlegen sein. Andernorts ging und geht man still über jene Ereignisse hinweg; höchstens, daß man daran erinnerte in dieser oder jener Form. Im Grunde genommen sind jene nur territorialen Umwälzungen, so notwendig und folgenswer sie auch waren, doch für immer eine Schmach in der deutschen Reichsgeschichte, weil die Fürsten in offener Auflehnung gegen den Kaiser standen u. ihre Länder lediglich von Napoleons Gnaden erhalten haben, dessen Vertreter bei allen Verhandlungen die erste Rolle spielten.“³²⁾

Die Einschätzung Roders dürfte die Situation Villingens um 1806 ohne Beschönigung wiedergeben. Die Stadt Villingen war 1806 zum Spielball der Fürsten geworden, sie hatte damit ihre Selbständigkeit erst einmal weitgehend verloren. Der Gewaltakt des französischen resp. welschen Erzfeindes, mit dem die süddeutschen Fürsten gegen den alten Reichsgedanken paktierten, wurde hundert Jahre später in der Villingener Tonhalle umgedeutet als Vollendung der alten Zähringerherrschaft bzw. eines ominösen Zähringer-Imperiums gegen die Franzosen, und Carl Friedrich Großherzog von Napoleons Gnaden fand sich in den Geschichtsbüchern wieder als Vollender des Siegs gegen die Franzosen und Vollender des Reichsgedankens! Die Geschichtsbetrachtungen des beginnenden 20. Jahrhunderts wurden immer mehr zur platten Geschichtsfälschung.

Illusion und Wirklichkeit

Ein Vergleich der historischen Darstellungen aus der ersten und der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führt zu folgenden Ergebnissen: 1847, ein Jahr vor der 48er-Revolution, empfanden die

Villingener Bürger den Verlust ihrer städtischen Autonomie immer noch als einen Verlust an bürgerlicher Freiheit.

Um 1900 galt „Bürgerfreiheit“ eher als Stammischparole, als demagogischer Terminus aus dem Vokabular „demokratischer“ oder sogar „sozialdemokratischer“ Kreise, denen es an Nationalstolz und Liebe zum Vaterland fehlte. Gleichzeitig verlor die historische Rückbesinnung ihren aufklärerischen Aspekt, sie diente nur noch dem Glanz der Fürsten und der Zurschaustellung eines hierarchisch abgestuften harmonischen Gesellschaftsbildes. Die Bürger suchten „Geborgenheit im obrigkeitlichen Schutz“. Ihr Denken bestimmte „der feige Wille zur Ohnmacht“, urteilte Max Weber.³³⁾

Die politischen Inhalte der historischen Ereignisse wurden unbedeutend. Entscheidend wurde die Form ihrer Darstellung, die künstlerisch überhöhte Pose, konkret die geschönten „originalen“ Pracht- und Prunkkostüme. Der Historisch-politische Inhalt reduzierte sich auf ein banales: Sieg - Heil - Hurra! - Auch heute nimmt uns der Glanz der Gründerzeit immer noch gefangen. Die Bilder aus der sprichwörtlich gewordenen „guten, alten Zeit“, die prächtigen Staatsempfänge, die huldvoll lächelnden Großherzoge und -Herzoginnen haben selbst auf inzwischen überzeugte Republikaner ihre Wirkung. Unsere Möbelhäuser orientieren ihre Vorstellung von Gemütlichkeit wieder an Zimmerpalmen, an Schabracken, Bordüren, gerafften Vorhängen und Stuckornamenten. Dekorative Theaterszenen verfehlen ihre Wirkung nicht, wenn man die Wirklichkeit nicht wahrnehmen will. Auch heute vermag Illusion Realität zu ersetzen!

Zwischen 1847 und 1906 änderten sich durch die industrielle Revolution die Bedingungen der städtischen Gesellschaft von Grund auf.

1862 mit der Einführung der Gewerbefreiheit in Baden wurde der Einfluß der Zünfte abgeschafft und damit auch ein Teil der Werte des alten Handwerks aufgegeben. An die Stelle der zum Schluß der zünftigen Periode nur noch mühsam aufrecht gehaltenen Traditionen traten Konkurrenzdruck und Marktdynamik. Die Gesetze von Angebot und Nachfrage bestimmten weitgehend

ohne soziale Regulative das Leben des einzelnen. Die veränderten Märkte, vor allem durch die Reichsgründung verursacht, trieben Firmen in den Konkurs, riefen neue Firmengründungen hervor.

Die Geschäftsnachrichten der Lokalpresse geben ein beredtes Bild davon. Selbst große und scheinbar sehr erfolgreiche Firmen gerieten unversehens in Konkurs, weil sie die Marktbedingungen falsch einschätzten. Wer heute noch ein bedeutender Industriekapitän war, konnte morgen schon seine Position verloren haben. Die Zeit wurde als unruhig und voller Unsicherheit erlebt. Die ständig drohende Gefahr des wirtschaftlichen Ruins vor Augen nahm man Zuflucht zu unseriösen Geschäftspraktiken. Ängste betäubte man durch verschwenderischen Luxus. Zumindest interpretierte eine Zuschrift im Villingener Schwarzwälder die Zeitercheinungen so.

„Es ist dieses Bankrottmachen, wie es heute zu Tage tritt nicht bloß ein Zeichen der materiellen und geschäftlichen Not, sondern auch der sittlichen Korruption des Volkes. Die unterwühlten Kreditverhältnisse in Deutschland sind seit einigen Jahren zur höchst bedenklichen und sehr beunruhigenden Tatsache geworden. Die Handelsganten (Konkurse) häufen sich in unglaublicher Weise. Es herrscht in allen Kreisen das Gefühl, daß es nicht so weiter gehen kann, wenn nicht eine schlimme Katastrophe noch einbrechen soll ... Der Ursachen dieser unterwühlten Zustände sind viele, Überproduktion, lange Kredittermine, leichtfertiger Kredit ... Bei größeren Geschäften ruiniert die Leute jetzt häufiger die Sucht und Mode, elegante Läden und Schaufenster herzustellen ... Dazu kommt noch, daß auch die Käufer zum Teil durch die letztverwichenen Schwindeljahre und durch vermehrten Luxus in ihren Vermögensverhältnissen gestört sind.“³⁴⁾

Konsequenz der allgemein empfundenen Unsicherheit in allen Bevölkerungskreisen war ein gigantisches Aufblühen der Versicherungswirtschaft. So zählte das Adressbuch von 1912 ca. zwanzig unterschiedliche Versicherungsagenturen, die sich in Villingen niedergelassen hatten. Vielleicht erklärt auch diese allgemein empfundene wirtschaftliche

Bedrohung, die Beliebtheit solcher historischen Themen, wie sie z. B. die Wasserbelagerung des 30-jährigen Krieges darstellt. Thema: Wie sich die Villingener trotz aussichtsloser Situation vor dem Feinde retten konnten. Über die Akzeptanz der politischen Machtträger wurde dann die entbehrte Sicherheit und Geborgenheit versprochen.

Mit den beiden größten Arbeitgebern am Platz, der Uhrenfabrik Werner, 1907 etwa 450 Arbeitsplätze, und der Uhrenfabrik Villingen AG, 1907 etwa 200 Arbeitsplätze, mußten die Villingener leidvolle Erfahrungen machen. Die Dauerkrise der Uhrenfabrik in der Bleiche beschäftigte die Zeitungen über Jahrzehnte, die größte Uhrenfabrik mußte 1912/13 Konkurs anmelden, konnte aber glücklicherweise von der Schwenninger Firma Kienzle übernommen werden.

Die feinmechanische Industrie in Villingen, die Orchestrionindustrie sowie die Uhrenindustrie, waren vor allem von der Konjunktur des Weltmarktes und Auslandsaufträgen abhängig.

Dem Konkurrenzdruck versuchte man vor allem durch Automatisierung d.h. Lohnkostensenkung zu begegnen. Der Druck auf die Preise wurde soweit es möglich war auf die Löhne der Arbeiter weitergegeben, das schwächste Glied in dieser Produktionskette. Hinter den Fassaden der Villingener Altstadt, die bei der 900-Jahr-Feier einen so malerischen Hintergrund bot, fanden sich die Wohnungen der Villingener Industriearbeiter. Der „neue Anstrich“ zur großen Feier kaschierte die teilweise erbärmlichen Unterkünfte perfekt. Gerade in der Niederen Straße, durch die auch der Festzug zog, befanden sich besonders schlimme Fälle. In den dunklen, feuchten Erdgeschoßwohnungen der Villingener Altstadt mangelte es an Hygiene, Licht und frischer Luft. Die Arbeiterwohnungssituation war so schlimm, daß sie selbst den Landeskommisär in Konstanz und den badischen Gewerbeinspektor beschäftigte.³⁵⁾ Der Glanz der Gründerzeit hatte seinen Preis. Der industrielle Fortschritt wurde allerdings allgemein begrüßt. Das historische Dekor behinderte eine positiv, naiv-fortschrittsgläubige Einstellung keineswegs. Eher das Gegenteil war der Fall! Die Geschichte

hatte geradezu die Funktion, die Errungenschaften der modernen Technik vor dem Hintergrund historischer Romantik besonders positiv herauszustellen. Sie bildete quasi die Folie, die den Fortschritt besonders hell zum Leuchten brachte. So dichtete Jos. Moder zur Centenar-Feier:

„Ein mannhaft Volk, verstand die Zeit,
Es hatte Fortschritt angenommen;
Verstand, daß nur mit so Geleit
Es möglich wäre durchzukommen
Welch Bild zeigt heute doch die Stadt!
Denkt auch zurück um fünfzig Jahre!
Wer dieses noch erlebt hat
Der geb ein Stoß in die Fanfare! ...

Wasserleitung, Gaslicht und Eisenbahn hatten das Leben bequemer, komfortabler gemacht. So daß der Dichter zu dem Schluß kommt:

„Wenn heut' das Früh're wieder käm'
Da möchte ich die Augen sehen!
Wie's ist wär' nicht für sie bequem,
Sie würden fast vor Schreck vergehen.
Elektrik, Dampf, Automobil
Verdunkeln jetzt die alten Zeiten,
Was früher war, ist Kinderspiel
Luft, Licht und schön auf allen Seiten.“

Moder schildert das Villingen um 1906 als eine Einkaufsmetropole, in deren Hauptstraßen die Geschäfte alles anbieten, was das Herz begehrt. Ganz Villingen ein Bazar, ein Kaufhaus!

„So manche Stadt mit Bazar glänzt
Hier wird gemeinsam es ergänzt;
Denn kommt man durch das Tor herein,
So schauet man verwundert drein,
Wie's rechts und links in seltner Pracht
Dem fremden Aug' entgegen lacht.

...
Farben, Wichse, schöne Schwämme,
Hornpokale, Schirm' und Kämme;
Schaukelpferde, zahm und willig,
Samt dem Sattel auch noch billig.
Alles ist für jedermannig,

Kostet manchmal nur zehn Pfennig
Manches kann man, kaum zu glauben
Für ein Nickel sich erlauben.“

124 Verse opfert das große Gedicht zur Centenar-Feier dem Villingener Warenangebot; es war so riesig, daß

„Keine Großstadt kann es wagen
Selber mehr von sich zu sagen.“

Der Villingener Einzelhandel wurde zum Träger der wichtigsten städtischen Funktion: nämlich Einkaufsparadies des Umlandes zu sein, Schaufenster für den Wohlstand und Luxus der neuen Zeit.

Feierlichkeit, Kunst und Kommerz ließen sich ganz hervorragend miteinander verbinden. Städtische Kultur wurde jetzt zur Warenhaus- und Konsumkultur, ihre Vorreiter-Funktion in den Bereichen der politischen Kultur hatten die Städte im Laufe des 19. Jahrhunderts eingebüßt. Wenn man in Villingen schon nicht mit der Pracht einer großstädtisch-bürgerlichen Warenhaus-Szenerie aufwarten konnte, so konnte hier die ganze Stadt zum Warenhaus werden, und das Angebot war wenigstens im Gedicht überwältigend. Festlich-herrschaftliche Pracht verlockte zum Kaufen, daran hat sich bis heute nichts geändert. Warum sollte die Pracht der 900-Jahr-Feier, die anmutige Gestalt einer mittelalterlichen Stadt nicht für solche Zwecke eingesetzt werden?

So empfand es jedenfalls der Villingener Einzelhandel, der den Gemeinderat aufforderte, zum Stadtfest keinen fremden Händler zuzulassen und auf das positive Vorbild der Schwemninger Kollegen verwies, die bei großen Feierlichkeiten ebenso verführen. Nicht nur Fortschritt und Handel, auch die Fabriken werden bei Moder besungen.

„Gar vielerlei ist der Betrieb
in so gar mancherlei Fabriken;
Wie zauberhaft, wie's Manchem lieb,
Sieht man das Schwere überbrücken!
Die Riemen ziehn, die Räder geh'n,
Und hundertfältig sind die Zwecke
Doch das geheimnisvolle Dreh'n
Hilft allen glücklich um die Ecke.“

Fabriken verwandeln sich in diesen Versen in geradezu schwerelose Zauberreiche, in denen sich die modernen Wunder mit Hilfe von „Riemen“ und „Rädern“ vollziehen. Die ca. 800 Arbeiter, die in diesen „Zaubergebilden“ ihren 10-Stunden-Tag verbrachten, werden mit keiner Silbe erwähnt, ganz zu schweigen von den harten Arbeitsbedingungen, unter denen hier gearbeitet werden mußte. In diesem Wunderland würden sie wohl nur unpassend wirken. Die Fabrikanten sind die Könige dieser Zauberbereiche, welche sie mit Genie und Fleiß aufbauten, wie z. B. „Werner Karl I“, gemeint ist der Firmengründer der Uhrenfabrik Werner, der im Gedicht königsgleich auftritt.

Trotz allen Fortschritts in Handel und Gewerbe scheint das Handwerk immer noch in alter Blüte zu bestehen.

„Jed Handwerk golden Boden hat,
Wo's ist, ist eine Ehrenstelle;
Wenn emsige Hände nimmer matt,
Dann schafft auch im Getrieb die Welle.
Dann bringt die Arbeit viel hervor.“

Die Probleme, unter denen Teile des Handwerks leiden, die Konkurrenz durch die moderne Industrie, die Situation der häufig zugewanderten Industriearbeiter, die Wohnungsnot, all das wird ausgeblendet. Zünftige Werte und mittelalterliche Sozialidylle beherrschen immer noch die offiziellen Festbilder. Die Symbolfigur bleibt Hans Kraut mit seinen Gesellen, gefolgt von den Villingen Zünften, wie es bei der 900-Jahr-Feier noch einmal so überzeugend vor aller Augen demonstriert wurde. Ein buntes geschäftiges Treiben! Vor den Schattenseiten schloß man in Festesstimmung beharrlich die Augen. Armut fand nicht statt!

Für uns heute drängt sich bei der Auseinandersetzung mit der Geschichte des 19. Jahrhunderts fast der Eindruck auf, als handle es sich bei der Welt der Bürger und der Welt der Arbeiter um zwei vollständig getrennte Bereiche, die nichts miteinander zu tun hatten.

1847 bei der Grundsteinlegung des Bezirksstrafgerichts wurde in den Grundstein neben einer

geschichtlichen Darstellung auch eine statistische Beschreibung der augenblicklichen Situation eingemauert. Die wirtschaftliche Lage der Stadt war eher schlecht; es fehlte an ausreichenden Arbeitsmöglichkeiten sowie an genügend Nahrungsmitteln. Der Chronist berichtete darüber:

Seit 32 Jahren genießen wir nun die goldenen Früchte des Friedens. Einzig das Hunger- und Theuerungsjahr 1817, dem auch das heurige nachzuahmen drohte, steht uns noch in abschreckendem Andenken. Tausende werden nun dem Leben erhalten, die sonst der Hand der grimigen verfallen sein würden. Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe und Handel sind in zeitgemäßen Erblühen, wenn gleichwohl für geraume Periode ein Stocken derselben fühlbar ist. Eine Chemische-, eine Tuch-, eine Mehlfabrik, eine Fabrikation von ... Essig sind seit etwa 10 Jahren dahier entstanden.

Einen Haupthebel des künftigen Wohlstandes suchen wir in der bevorstehenden Wirksamkeit des Bezirksstrafgerichtes, dem wir hoffen auch in nicht allzuweiter Ferne ein Kollegialgericht für bürgerliche Rechtspflege folgen wird.

Zu dem sind unsere Augen gerichtet auf den bevorstehenden Bau einer Eisenbahn von Offenburg bis Konstanz über hier, dessen Beginn aber durch den gegenwärtig vorherrschenden ungünstigen Geldmarkt zur Zeit nicht erfolgen konnte. Euch wird es vergönnt sein diesen Schienenweg in seinen großen Wirkungen zu bewundern; Ihr werdet Dank wissen der Generation, die solchen Bau erstrebte.“³⁶⁾

Wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Fortschritt war 1847 noch untrennbar. Von der gerade aufblühenden Industrie erhoffte man sich eine Verbesserung für alle!

Wertewandel des 19. Jahrhunderts: Von der Bürgerfreiheit zur industriellen Konsumkultur.³⁷⁾

Über seine deutschen Zeitgenossen äußerte sich Friedrich Nietzsche um 1900: „Sie sind von vorgestern und übermorgen – sie haben noch kein Heute.“³⁸⁾

Die Flucht in die Vergangenheit war überall gegenwärtig, man schwelgte geradezu in der Rückbesinnung.

Den Entbehrungen der Gegenwart wurde eine harmonische Vergangenheit entgegengesetzt. Den Widersprüchen der Aktualität wich man aus, indem man die Gegenwart unkritisch als das Ende und den Vollzug eines heroischen Mittelalters setzte. Geschichte wurde zur Bestätigung der eigenen Größe, eine ideale Überhöhung der konfliktgeladenen Gegenwart.

Die bürgerliche Öffentlichkeit, ihre Wünsche, ihre Ängste artikulierten sich nur bedingt. Das gigantische Fest, die ideologische Verknüpfung der mittelalterlichen Stadt mit dem badischen Herrscherhaus, die Macht des Fürsten ersetzen eigene Macht, eigene Größe, traten an die Stelle der eigenen Ohnmacht.

Die Künstler stellten sich in den Dienst dieser Vorhaben.

Welche Verdrängung bürgerlicher Autonomie-wünsche, welche Aufgabe eigener bürgerlicher Identität geleistet werden mußte, davon überliefern die Quellen nur wenig.

Die Zeit nach 1850, im Schwarzwald die Zeit der Industrialisierung, in der das traditionelle Handwerk teilweise in schwere Bedrängnis kam, offenbart in den offiziellen Texten nur wenig von ihrer wirtschaftlich-sozialen Wirklichkeit.

Erhalten hat sich in Villingen dagegen ein besonders ausgeprägtes Interesse an den Zähringern, sowie eine betont badische Selbsteinschätzung. Zeiten, in denen die Geschichtsschreibung Mode ist, die Heimatvereine ihren Zulauf haben, sind immer auch Zeiten, in denen wir uns von einer ins Wanken geratenen Umwelt bedroht fühlen. Insoweit diese Rückbesinnung Verständnis für das Gewordene bietet, insoweit sie einen positiv kritischen Gegenentwurf für heutiges liefert, mag es wohl berechtigt sein, über das Vergangene nachzudenken. Selbstverwaltung, Bürgersinn, Solidarität und Nachbarschaft sind Werte, die uns die mittelalterliche Stadtgeschichte überliefert. Der Versuch, diese Werte in das 19. Jahrhundert hinüberzuretten, in den bürgerlichen Grund- und Men-

schenrechten aufgehen zu lassen, mißlang erst einmal. An die Stelle der Herrschaft durch das Volk trat die Herrschaft der Fürsten des neuen Deutschen Reiches. Die Geschichte legitimierte nun nicht mehr wie noch vor 1848 die Freiheitsansprüche des Volkes, sondern über eine Kette von adligen Ahnen die Macht des Herrschers. Bürgerrechte wurden auf fürstliche Gnadenakte reduziert. Die Formen der Machtdarstellung durch die Fürsten und den Adel wurde von den neuen Industrieführern, denen Deutschland nicht zuletzt seine neue Größe zu verdanken hatte, kopiert.

Die Fabrikanten traten an die Stelle der alten Handwerker- und Patriziersippen.

Gefolgschaft und bedingungslose Treue wurden als sogenannte überlieferte, spezifisch deutsche Tugenden propagiert. Diese Werte schienen auch besser geeignet, den allgegenwärtigen Fortschritt durchzusetzen, ohne ihn den Reibungsverlusten der städtischen Kontrolle, bzw. der Kontrolle einer gewachsenen bürgerlichen Gesellschaft zu unterwerfen.

Was häufig als bürgerliche Engstirnigkeit verkannt wird, als „spießbürgerliche soziale Kontrolle“ karikiert wurde, zeigte auch den Willen einer Stadtgemeinschaft, ihren Bürgern, d. h. auch den armen Schichten angemessene Sicherheit zu bieten.

„Das berufliche Leben des Bürgers spielte sich in sehr engen Grenzen ab, die sich die Zünfte seit dem Mittelalter gesetzt hatten und an deren Ordnung man zäh festhielt. Alles war bis ins kleinste spezialisiert und reglementiert. Für jeden war zwar ein Lebensraum im Rahmen der allgemein sehr bescheidenen Umstände abgesteckt, aber keiner durfte sich darüber hinaus freimachen oder sich einen Vorteil auf Kosten des anderen verschaffen. Der Neid war ein scharfes Auge ... Das enge Zusammenleben innerhalb der Mauern ließ aber unter den damaligen primitiven Verhältnissen keine andere Wahl.“³⁹⁾

Solidarität und Wettbewerb, Fortschritt und Menschlichkeit können oft in einem Spannungsverhältnis stehen. Die Entscheidung für die eine Seite führt manchmal zum Nachteil der anderen. Es ist sicher gerade heute – bei immer enger

werdenden Finanzierungsspielräumen – wieder sinnvoll, sich an die alten Überlebenstugenden zurückzuerinnern.

Die Symbiose zwischen Industrie und Demokratie – 1846 noch ein denkbare Modell, sollte damals nicht gelingen. Die Industrie brauchte die Macht der Nationalstaaten, um ihre Interessen durchzusetzen. Da die Erfolge nicht ausblieben, erschien der neue deutsche Weg als gut und richtig.

Literatur:

Conradt-Mach, Annemarie: *Feinwerktechnik – Arbeitswelt – Arbeiterkultur. Ein Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Villingens und Schwenningens vor 1914.* Villingen-Schwenningen 1985.
Glaser, Hermann: *Maschinenwelt und Alltagsleben.* Reutlingen 1981.
Hartmann, Andreas: *Freiburg 1900. Waldkirch 1985,* S. 199.
Ebenso Schadek, Hans und Schmid, Karl (Hrsg.): *Die Zähringer. Anstoß und Wirkung. Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung II.* Sigmaringen 1986.

Nietzsche, Friedrich: *Werke.* Frankfurt 1976 Bd. 3.

Revellio, Paul: *Das alte Rathaus S. 179 - 188* In: Ders.: *Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen.* Villingen 1964.

Rodenwaldt, Ulrich: *Das Leben im alten Villingen.* 2. Aufl. Villingen-Schwenningen 1983.

Schadek, Hans und Schmid, Karl (Hrsg.): *Die Zähringer. Anstoß und Wirkung. Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung II.* Sigmaringen 1986.

Schreiner, Klaus: *Die Stadt des Mittelalters als Faktor bürgerlicher Identitätsbildung. Zur Gegenwartigkeit des mittelalterlichen Stadtbürgertums im historisch-politischen Bewußtsein des 18., 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.* S. 517-541 In: Meckseper, Cord: *Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150-1650.* Stuttgart 1985 (Landesausstellung Niedersachsen 1985, Ausstellungskatalog Bd. 4).

Schroff, H. u. Bühler, H.: *Villinger Bilddokumente.* Villingen-Schwenningen 1983.

Schwineköper, Berent: *Die heutige Stadt Villingen – eine Gründung Herzog Bertolds V. von Zähringen (1186-1218)* S. 75-100. In: Schmid, Karl (Hrsg.): *Die Zähringer. Eine Tradition und ihre Erforschung.* Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung I. Sigmaringen 1986.

Stadt Villingen-Schwenningen (Hrsg.): *Feldforschung in Villingen-Schwenningen. Ein Beitrag zur Diskussion über die Kultur in der Doppelstadt.* Villingen-Schwenningen 1991.

Anmerkungen:

1) Zur Industrie- und Gewerbeausstellung 1907, SAVS, Bestand 2.2.

2) Stadtarchiv VS Gewerbe- und Industrieausstellung 1907, Zeitungsberichte, SAVS, Bestand 2.2.

3) (Emil Braunagel, Villingen im Jahre 1806. In: *Das Badener Land v. 16.12.1906*), SAVS, Bestand 2.2, XI 3.46.

4) SAVS, Bestand 2.2, XI 3.46.

5) Elterliche und eigene Erinnerungen, geschrieben von Heinrich Dold in den Jahren 1898-1900. Eine Kopie des Originals wurde mir von Uta Baumann überlassen.

6) Alle Zitate aus: SAVS, Bestand 2.2, XI 3.46.

7) (a.a.O.) Der ehemalige Bürgermeister und Abgeordnete der II. Kammer Vetter in seinem Gedenkbrief der Stadt Villingen:

8) 9) 10) 11)(a.a.O.)

12) Revellio, Paul: *Villingens Übergang an die Rheinbundstaaten Württemberg und Baden.* S. 86-90 In: Ders.: *Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen.* Villingen 1964, S. 90.

13) (Breisgauer Zeitung v. 13.8.1899) Zeitungsausschnitte zur 900-Jahr-Feier. SAVS, Bestand 2.2, XI 3.47.

14) (Breisgauer Zeitung v. 15.8.1899) SAVS, Bestand 2.2, XI 3.47. 15) 16) 17) (a.a.O.)

18) Revellio, Paul: *Das alte Rathaus S. 179 - 188* In: Ders.: *Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen.* Villingen 1964 S. 180 und 187 außerdem S. 105 Aquarell der Rathausfassade des Holländers Pieter Francis Peters v. 1849.

19) Hartmann, Andreas: *Freiburg 1900. Waldkirch 1985.* Darin besonders das Kapitel: *Die Auftürmung der Stadttore.* S. 184-192 Man denke hier nur an die Kaiserpfalz in Goslar, an die Burg in Braunschweig oder auch an die Freiburger Stadttortürme.

20) (Breisgauer Zeitung v. 15.8.1899) SAVS, Bestand 2.2, XI 3.47. 21) Zeitungsausschnitte zur 900-Jahr-Feier, SAVS, Bestand 2.2, XI 3.47.

22) (a.a.O.)

23) SAVS, Bestand 2.2, XI 3.47.

24) (Donauschinger Wochenblatt v. 15.8.1899) SAVS, Bestand 2.2, XI 3.47.

25) (Die Neckarquelle) SAVS, Bestand 2.2, XI 3.47.

26) (Breisgauer Zeitung) SAVS, Bestand 2.2, XI 3.47.

27) (Breisgauer Zeitung) SAVS, Bestand 2.2, XI 3.47.

28) Vgl. dazu Das Kapitel 5 „Zähringer verewigt: Brunnen und Denkmäler.“ S. 365-374. In: Schadek, Hans und Schmid, Karl (Hrsg.): *Die Zähringer. Anstoß und Wirkung. Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung II.* Sigmaringen 1986.

29) Vgl. dazu Schroff, H. u. Bühler, H.: *Villinger Bilddokumente.* Villingen-Schwenningen 1983, S. 77.

30) (Vgl. Hartmann, Andreas: *Freiburg 1900. Waldkirch 1985,* S. 199. Ebenso Schadek, Hans und Schmid, Karl (Hrsg.): *Die Zähringer. Anstoß und Wirkung. Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung II.* Sigmaringen 1986. S. 401 f.)

31) Schroff, H. u. Bühler, H.: *Villinger Bilddokumente.* Villingen-Schwenningen 1983, S. 77.

32) SAVS, Bestand 2.2, XI 3.46.

33) zitiert nach: Schreiner, Klaus: *Die Stadt des Mittelalters als Faktor bürgerlicher Identitätsbildung. Zur Gegenwartigkeit des mittelalterlichen Stadtbürgertums im historisch-politischen Bewußtsein des 18., 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.* S. 517-541 In Meckseper, Cord: *Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150-1650.* Stuttgart 1985 (Landesausstellung Niedersachsen 1985, Ausstellungskatalog Bd. 4) S. 530.

34) (1870, zitiert nach Josef Honold).

35) Conradt-Mach, Annemarie: *Feinwerktechnik - Arbeitswelt - Arbeiterkultur. Ein Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Villingens und Schwenningens vor 1914.* Villingen-Schwenningen 1985. S. 103 f.

36) SAVS, Bestand 2.2, XI 3.46.

37) Vgl. Glaser, Hermann: *Maschinenwelt und Alltagsleben.* Reutlingen 1981 (Darin besonders das Kapitel : *Machtgeschützte Festlichkeit* S. 137-144.

38) Nietzsche, Friedrich: *Werke.* Frankfurt 1976 Bd. 3 S. 706.

39) Rodenwaldt Ulrich: *Das Leben im alten Villingen.* 2. Aufl. Villingen-Schwenningen 1983 S. 43.

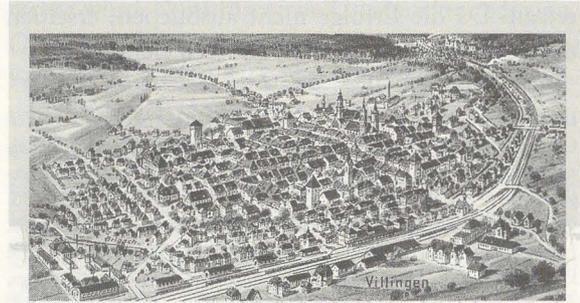
Neue Erkenntnisse zur Stadtgeschichte

Dr. Michael Raub

Anmerkungen zum Band 15 der Veröffentlichungen
des Stadtarchivs und der Städtischen Museen

Möglichkeiten und Anliegen des Buches

Villingen-Schwenningen ist außerhalb Südwestdeutschlands, obwohl Oberzentrum, im Gegensatz zu Städten wie etwa Freiburg nicht besonders bekannt. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Doppelstadt in geschichtlicher Hinsicht Außerordentliches zu bieten hat, was eine intensive wissenschaftliche Beschäftigung auf jeden Fall lohnt. Auf ihrer Gemarkung findet sich mit dem Magdalenberg immerhin der größte Grabhügel der frühkeltischen Hallstattkultur mit entsprechend reichen Funden. Blendet man diese Vorgeschichte sinnvollerweise aus, da sie keinen Zusammenhang mit der späteren Geschichte Villingen-Schwenningens hat, weisen beide Teilstädte eine bis in die alemannische Landnahme zurückgehende Besiedlung auf, werden gemeinsam bereits 817 in einer Urkunde Ludwigs des Frommen erwähnt, nehmen dann als Dorf und Stadt jahrhundertlang typisch verschiedene Entwicklungen. Villingen stellt, lange vor Freiburg, eine der ersten Markt- und damit auch indirekt Stadtgründungen im Südwesten dar. Reichs- und Territorialpolitik, mittelalterliche Stadtfreiheit und Zunftwesen, Reformation und 30-jähriger Krieg, industrielle Revolution und Arbeiterbewegung, Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg, schließlich die Gebietsreform der 60er und 70er Jahre sind Themen, die sich in der Geschichte der heutigen Doppelstadt vor allem deshalb gut widerspiegeln, weil Villingen und Schwenningen in sozialer, ökonomischer, politischer, religiöser, kultureller und auch mentaler Hinsicht teilweise ganz unterschiedliche Entwicklungen genommen haben. Nicht weniger als dieser geschichtliche Reichtum lädt die günstige Forschungslage zur weiteren Aufarbeitung der Geschichte und Kultur ein. Wie viele deutsche Städte können schon wie Villingen



Villingen und Schwenningen



Geschichte und Kultur

Hermann Kuhn Verlag

trotz aller Wirrnisse und Kriege eine weitgehend unversehrte Bausubstanz aufweisen, die zum Teil noch aus dem Hochmittelalter stammt und etwa der modernen Archäologie vieles bisher Unbekanntes aus früheren Zeiten verrät? Ebenso günstig ist die Quellenlage: Villingen-Schwenningen besitzt ein reichhaltiges Stadtarchiv, dem Historiker erschließt sich eine Fülle von Dokumenten. Diese hervorragenden Rahmenbedingungen Villingen-Schwenningens sind für die lokale Historiographie ein Glück, darüber hinaus freilich auch eine enorme Herausforderung; sie wecken entsprechend hohe Erwartungen an die Ergebnisse.

Die Geschichtsschreibung über Villingen und Schwenningen ist beileibe kein Neuland, die Tradition reicht von Heinrich Hugs Chronik vom Beginn des 16. Jahrhunderts über Autoren wie Christian Roder, Paul Revellio und Otto Benzing bis hin zu neueren Forschern.

An diesen Rahmenbedingungen muß sich ein Buch mit wissenschaftlichem Anspruch messen lassen, das zum 1000-jährigen Marktjubiläum Villingens erscheint. Es handelt sich um den Band 15 der „Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der städtischen Museen“, erschienen unter dem Titel „Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur. Herausgegeben von der Stadt Villingen-Schwenningen aus Anlaß des Jubiläums 1000 Jahre Münz-, Markt- und Zollrecht.“ (Hermann Kuhn Verlag, Villingen-Schwenningen 1998) Die redaktionelle Leitung hatte Stadtarchivar und Museumsleiter Heinrich Maulhardt. Das leinengebundene Buch im stabilen Einband und mit gelegentlichen, teils farbigen Abbildungen enthält auf 532 Seiten 23 Aufsätze von 23 Autorinnen und Autoren, die teilweise in Teams gearbeitet haben. 10 der Verfasserinnen und Verfasser konnten von auswärts gewonnen werden.

Der Sammelband stellt sich laut Einleitung die Aufgabe, „neue Forschungsergebnisse zusammenzufassen“, nicht jedoch eine systematische Darstellung der Stadtgeschichte zu leisten. Es bleibe bei einer „Überarbeitung und Ergänzung von »Meilensteinen« der Geschichtsschreibung der Vergangenheit. Dabei soll eine Forschungsbilanz der 90er Jahre gezogen werden; Forschung und Geschichtsschreibung gelten als nicht abgeschlossen. Verzichtet wird auch auf „Neuaufgüsse vorhandener Arbeiten, wenn keine neuen Forschungsergebnisse“ vorhanden waren oder Autoren fehlten. In wissenschaftsmethodischer Hinsicht wird eine „interdisziplinäre Kooperation verschiedener Forschungsrichtungen“ angestrebt, die „historisch-vergleichende Methode“, hier bezogen auf Villingen und Schwenningen, soll „Leitfaden des Gesamtprojekts“ sein. Folglich ist es auch Anliegen des Buches, „[...] Einblicke in die Grundlagenforschung zu geben, die aus Einzelprojekten

in den Bereichen Archäologie, Museum, Archiv und Hochschulforschung hervorgingen.“

Zu Themen und Methoden der Aufsätze:

Eine Übersicht

Wie bei Einzelaufsätzen ohnehin schwer möglich und wie angekündigt, finden sich weder durchgängige chronologische Darstellungen noch umfassende Behandlungen einzelner Epochen. In der mittelalterlichen Geschichte geht es im Zusammenhang mit der 1000-Jahr-Feier natürlich um die Verleihung des Markt-, Münz- und Zollrechts und deren Hintergründe, dargestellt von dem Freiburger Historiker Thomas Zotz, in weiteren Artikeln von Werner Huger, dem Archäologen Bertram Jenisch vom Landesdenkmalamt, dem Freiburger Historiker Karl Weber, dem Bollschweiler Historiker Casimir Bumiller um die Entwicklung zur Stadt, um die Wirtschafts-, Rechts-, Verfassungs- und Sozialgeschichte unter Zähringern, Fürstenbergern und schließlich Habsburgern. Ulrich Klein vom Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart präsentiert alte Münzen aus Villingen. Wegen der Spärlichkeit der überlieferten Quellen bis ins 14. Jahrhundert kommt der Archäologie in der Frühphase der Stadt eine besondere Bedeutung zu. Hier werden die Stadtwerdung sowie die mittelalterlichen Sakral- und Profanbauten untersucht, was wiederum manche Einblicke in das damalige Alltagsleben ermöglicht. Einen Bogen vom Mittelalter in die Neuzeit spannt Edith Boewe-Koob in einem Artikel über die Klarissen, der Einblicke in den Geist und die Stimmung mystisch-kontemplativen Villingener Klosterlebens gibt. Das heute – weil lange vernachlässigt – sehr aktuelle Thema „Frauen“ greift Annemarie Walz in ihrem Beitrag über die Villingener Hexenverfolgungen auf, die immerhin mindestens 46 Personen – allerdings nicht ausschließlich Frauen – das Leben kosteten. Michael Tocha, Geschichtslehrer im Gymnasialdienst, widmet sich der Reformation, einem für die Geschichte der Doppelstadt besonders wichtigen Thema, da in dieser Zeit die bis heute fortwirkenden Ressentiments zwischen Villingen und Schwenningen

entstanden. Nach diesen drei Arbeiten in herkömmlicher Geschichtsschreibung, die Fakten und Zusammenhänge aufarbeiten, wird anhand der Romäusbilder und Stadtansichten eine kultursoziologische Fragestellung auf dem Hintergrund der politischen und militärischen Geschichte der frühen Neuzeit entwickelt: Anita Auer und Michael Hütt, beide Kunsthistoriker am Villingener Franziskanermuseum, fragen, welche Funktion die Romäusdarstellungen bzw. die monumentalen Stadtansichten für das Villingener Selbstverständnis erfüllten und welchen Funktionswandel die veränderten Darstellungen des gleichen Sujets widerspiegeln. Dem sozialgeschichtlich sehr wichtigen Thema der Armut und des Armenwesens in Villingen – hier sind die Ursprünge unseres modernen Sozialstaats zu suchen – wendet sich die Tübinger Historikerin Ute Ströbele zu. Bedingt durch die Quellenlage, beschränkt sie das Thema weitgehend auf die frühe Neuzeit. Zusammen mit Ingeborg Kottmann vom Stadtarchiv Villingen-Schwenningen stellt sie im folgenden Artikel über den Weg Villingens „[...] von Vorderösterreich nach Baden 1740-1806“ zunächst kirchliche und staatliche Modernisierungsschübe unter den Habsburgern dar, dann die enormen Belastungen durch Kriege und Einquartierungen für Villingen um 1800, schließlich den Anschluß an Baden nach dem modenesischen und württembergischen Zwischenspiel.

Die weiteren Artikel über das 19. und 20. Jahrhundert rücken Schwenningen deutlicher ins Blickfeld, das sich nun 700 Jahre nach Villingen ebenfalls zur Stadt entwickelt. Eine weitere Arbeit von Ingeborg Kottmann berichtet über die Ereignisse der 1848er Revolution in Villingen und Schwenningen. Von der Sache her liegt der Schwerpunkt wiederum auf Villingen. Die ehemalige Schuldirektorin Marianne Kriesche referiert über die Entwicklung des Schulwesens durch die Jahrhunderte in beiden Städten, es ist die einzige diachrone Darstellung in dem Buch, die ein Thema von den Anfängen bis zur Gegenwart behandelt. Annemarie Conrad-Mach, Lehrerin an der Schwenninger Feintechschule, befaßt sich mit der Gewerk-

schaftsbewegung in der Doppelstadt und vermittelt dabei einen notwendigen Überblick über die Industrialisierung und deren Unterschiede in den beiden Städten. Michael J. H. Zimmermann verfaßte den einzigen Artikel, der sich nur auf Schwenningen bezieht: Er referiert über das dortige Pressewesen von „Die Biene“ aus dem Jahr 1841 bis hin zur letzten Gründung einer Zeitschrift im Jahre 1989, der „VS-international. Zeitung von Ausländern für Ausländer und Deutsche“, die allerdings nur eine Ausgabe erlebte. Drei Artikel beziehen sich auf die Zeit des Nationalsozialismus: Um Kommunal-, Arbeits- und Wirtschaftspolitik sowie die soziale Lage der Arbeiter in dieser Zeit geht es Annemarie Conrad-Mach und Ingeborg Kottmann unter dem Titel „Einstimmung des Volkes auf den Krieg“, es schließt sich eine Arbeit der Villingener Geschichtslehrer Ekkehard Hausen und Hartmut Danneck über „Widerstand und Verweigerung“ an. Dem bisher in der Forschung wenig beachteten Thema der Fremdarbeiter – ob freiwillig oder gezwungen – gilt ein Aufsatz des St. Georgener Historikers Stefan Alexander Aßfalg. Zwei abschließende Arbeiten befassen sich mit dem wichtigsten Ereignis der Nachkriegszeit, der Gründung der Doppelstadt einschließlich der entsprechenden Eingemeindungen. Die beiden Artikel des Heidelberger Geographen Paul Reuber und des ehemaligen Schwenninger, dann gesamtstädtischen Oberbürgermeisters Gerhard Gebauer haben das gleiche Thema, gehen es aber von unterschiedlicher Perspektive her an: Reuber recherchiert vornehmlich in Sitzungsprotokollen und Zeitungsarchiven, Gebauer als Zeitzeuge und treibender Kraft des Fusionsprozesses schreibt eine viel persönlicher gefärbte Darstellung aus der Erinnerung, sein Artikel enthält als einziger keine Fußnoten, Quellen- oder Literaturangaben. Die anderen Artikel über das 19. und 20. Jahrhundert sind historische Forschungsarbeiten, die sich auf Sekundärliteratur und in der Regel auch auf Quellen beziehen. Meist werden auch Gemeinsamkeiten und Unterschiede in bezug auf beide Städte bzw. Stadtbezirke herausgearbeitet.

Zum Inhalt und zu wissenschaftlichen Ergebnissen des Buches:

Villingen und Schwenningen auf dem Hintergrund der allgemeinen Geschichte

Eine Aufsatzsammlung wie die vorliegende hat zwangsläufig keinen thematischen roten Faden außer den Bezugsorten Villingen und Schwenningen und dem zeitlichen Bezugsrahmen des vergangenen Jahrtausends, geschweige denn eine griffige These, die sich herausfiltern ließe. Die Autorinnen und Autoren haben ihre jeweiligen Forschungsschwerpunkte, ihr Erkenntnisinteresse, ihre Fragestellungen und ihre Vorlieben in die Artikel eingebracht, teilweise zeichnet sich auch ein persönlicher und weltanschaulicher Hintergrund ab. Den Aufsätzen liegt weder ein inhaltliches noch ein methodisches Gesamtkonzept zugrunde – was übrigens kein Nachteil sein muß. So würde es den Rahmen einer Buchbesprechung sprengen, wollte man auch nur das Wesentliche des Inhalts präsentieren – zu groß ist die Fülle des Materials in dem über 500 Seiten starken Buch. Statt dessen soll hier eine zwangsläufig subjektive Auswahl einiger Ergebnisse der Artikel vorgestellt werden, die dem Rezensenten interessant oder bedeutsam erscheinen. Die im Folgenden aufgeführten lokalen Ereignisse und Zustände sind ausnahmslos dem Buch entnommen, bei der Darstellung der allgemeinen Geschichte, in die diese eingebettet sind, werden bisweilen einige Ergänzungen hinzugefügt. Ebenso kommen bei der Bewertung und Einordnung der Geschichte von Villingen und Schwenningen eigene Aspekte des Rezensenten hinzu.

Die später so katholische, allen reformatorisch-protestantischen Versuchen und Anfeindungen trotzende Stadt Villingen verdankt ihr 1999 ausgiebig gefeiertes Markt-, Münz- und Zolljubiläum Umständen, die wohl kaum als christlich bezeichnet werden können, geschweige denn im Sinne und Interesse der römischen Kirche waren. Der jugendliche Kaiser Otto III. verfolgte die Politik der *Renovatio Imperii Romanorum* („Erneuerung des Reiches der Römer“) und wollte die Christenheit in diesem Sinne von Rom aus regie-

ren, wo er in den wenigen Jahren seiner Regentschaft in ständige Auseinandersetzungen mit dem ortsansässigen Adel geriet. Ein von ihm eingesetzter Papst, der ihn im Gegenzug 996 zum Kaiser krönte, wurde nach Ottos Abzug aus Rom vom Stadtadel vertrieben und durch einen ihm gemäßen Vertrauten ersetzt. Otto kehrte zurück und schlug die Revolte nieder; der römische Adelsanführer Crescentius wurde umgebracht und sein Leichnam öffentlich aufgehängt. Dem Gegenpapst ging es nicht viel besser: Den Kaiserlichen gelang es unter dem Kommando eines gewissen *Birchtilo*, den Geflohenen in ihre Gewalt zu bekommen; Augen, Ohren, Nase, Zunge wurden ihm ausgestochen bzw. abgeschnitten, dann wurde dem grausam Gequälten ein Schauprozeß gemacht, wonach er rücklings auf einem Esel reitend in einer Spottprozession durch Rom geführt wurde. *Birchtilo* dagegen erbat und bekam seinen Lohn: Am 27. März 999 verbriefte ihm Otto in Rom das Recht, „[...] an einem bestimmten Ort, seinem Flecken Villingen nämlich, einen öffentlichen Markt mit Münze, Zoll und der gesamten öffentlichen Gerichtsbarkeit abzuhalten und auf Dauer einzurichten.“ (S. 21 f.) Die Forschung ist nämlich überzeugt, daß *Birchtilo* mit dem Grafen *Berthold*, einem Vorfahr der *Zähringer*, identisch ist. Diese Herzöge von *Zähringen*, eines der bedeutendsten Herrschergeschlechter ihrer Zeit, waren bis zu ihrem Aussterben im Jahr 1218 die Herren von Villingen. Die Stadt galt lange als planmäßige Neugründung ihrer Herren neben dem alten Dorf, das sich im Bereich der heutigen Altstadtkirche befand. Wie *Bertram Jenisch* in seinem Beitrag „Stadtentwicklung und Alltagsgeschichte im Mittelalter [...]“ darlegt, ist dies wie bei anderen „*Zähringerstädten*“ ein Mythos: Die archäologische Forschung hat ergeben, daß um ein altes *zähringisches* Herrngut im jetzigen *Münsterviertel* eine lockere Besiedlung entstand. Sie war begrenzt durch zwei kleine Burgen, sog. *Motten*, und strukturiert durch vorhandene Wege, die sich bereits auf dem gegenwärtigen *Osianderplatz* kreuzten. Daraus entwickelte sich erst seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die eigent-

liche Stadt mit ihrem noch bestehenden Straßen- bzw. Wegenetz. Stadtmauer und -graben ließen sich wie der zweite, nun erheblich vergrößerte Münsterbau auf den Beginn des 13. Jahrhunderts datieren. Die dafür erforderliche gewaltige Arbeitsleistung verweist auf die Bedeutung, welche Villingen nun gehabt haben muß. Die Stadtentwicklung erstreckte sich also über einen Zeitraum von rund 200 Jahren. – Interessantes hat die Archäologie auch über das Alltagsleben zu berichten. Verschiedene Sorten von Fleisch, Getreide, Gemüse, Nüssen, Gewürzen und Obst – einschließlich importierten Feigen, Trauben und Aprikosen – wurden nachgewiesen. „Die städtische Ernährung im Mittelalter war durch eine Vielfalt geprägt, die es mit unserer durchaus aufnehmen kann, sie teilweise sogar übertrifft.“ (S. 69) Die Vielzahl solcher Funde deutet darauf hin, daß davon nicht nur eine Oberschicht, sondern breite Kreise profitierten. Im 13. Jahrhundert, nach dem Ende der Zähringer, geriet Villingen in den für die deutsche mittelalterliche Geschichte typischen Streit zwischen Kaiser einerseits sowie Papsttum und Adel andererseits. Casimir Bumiller greift die gängige Meinung auf, wonach Villingen von 1218 bis 1251 bzw. 1283 „Reichsstadt“ gewesen sei, also etwa wie Rottweil nur dem Kaiser unterstanden habe. Sein Artikel verdeutlicht dann die Verworrenheit mittelalterlicher Rechtsverhältnisse: Villingen war ab 1218 Reichsstadt, aber gleichzeitig erhoben die Grafen von Urach, die späteren Fürstenberger, Anspruch auf das zähringische Erbe und damit auch auf Villingen. Das Reich vergab die Stadt bereits 1219 den Urachern als Lehen. Der in Palermo residierende Stauferkaiser Friedrich II., zeitlebens in Streitigkeiten und Kriege verwickelt, ließ seinen Sohn Heinrich zum König von Sizilien und Rom wählen, dieser empörte sich aber später gegen den Vater. Eginon von Urach, Stadtherr von Villingen, unterstützte den Gegenkönig. Der Kaiser konnte den Aufstand jedoch niederwerfen und zog um 1236 die Stadt wieder an sich. 1245 wurde Friedrich vom Papst gebannt, und die Grafen von Urach sahen erneut ihre Stunde gekommen und stellten sich wieder hinter einen Gegenkönig,

während Villingen zum Kaiser hielt. Die Stadt verfiel 1248 ebenfalls dem Kirchenbann. Mit dem mysteriösen Tod des Kaisers 1250 – noch 1998 sollte eine erneute Autopsie des Leichnams klären, ob er vergiftet wurde –, nutzte Heinrich v. Fürstenberg – so nannte sich nun eine Linie der Uracher – das Machtvakuum und brachte die Stadt unter seine Herrschaft, die er zu seinem Herrschaftsmittelpunkt machte. Nach langen Wirren kam 1273 mit Rudolf I. der erste Habsburger auf den Königsthron, er gab seinen Versuch, Villingen wieder an sich ziehen, jedoch auf, da er, ebenfalls durch Kriege in Bedrängnis geraten, sich mit seinem Getreuen Heinrich nicht überwerfen wollte. 1278, vor der Entscheidungsschlacht gegen seinen Widersacher Ottokar v. Böhmen, sprach er Heinrich Villingen zu, und fünf Jahre später wurde eine endgültige Regelung formuliert, wonach die Reichsstadt Villingen den Fürstenbergern als ewiges Lehen überlassen wurde. Nach Heinrichs Tod im folgenden Jahr, 1284, wurde zwischen seinen vier Söhnen und der Stadt Villingen ein Vertrag ausgehandelt, welcher der Stadt weitgehende Rechte zusicherte. Hier wurden alte, wahrscheinlich noch aus der Zähringerzeit stammende Rechte erneut verbrieft, wonach der Schultheiß, also der Vertreter des Stadtherrn, nicht von diesem einfach eingesetzt werden durfte, sondern aus den Reihen des Villingener Rats stammen mußte. Dieser hatte, wiederum im Gegensatz zu sonstigen Gepflogenheiten, auch die alleinige Gerichtsbarkeit in Villingen. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte konnte die Stadt ihre Rechte gegenüber ihrem Herrn deutlich erweitern, bis sie schließlich eine reichsstadtähnliche Stellung erlangte. So wurden ungefähr von 1300 an Bürgermeister als neuer Ratsvorsitzender und Schultheiß, der nun nur noch die Funktion eines Gerichtsvorsitzenden innehatte, vom Villingener Rat gestellt. Die Einschränkung der Rechte des adeligen Herrn – das hört sich modern und nach „Demokratie“ an. Bis in die 80er Jahre des 13. Jahrhunderts wurde die Stadt jedoch ausschließlich von Patriziern geleitet, also von einer kleinen adelsähnlichen Schicht reicher Bürger. Die 24 „ehrbaren Müßig-

gänger“ im alten Rat bildeten die zentrale politische und juristische Entscheidungsinstanz, die – ganz selbstverständlich für diese Zeit – mit Gewaltenteilung oder politischer Mitbestimmung anderer Teile der Bevölkerung, vor allem der vielen Handwerker in der aufstrebenden Stadt, nichts im Sinn hatte. Mit dem Aufschwung der Städte nahmen Zahl und Bedeutung der Handwerker in ihren Mauern enorm zu, sie bildeten schließlich eine neue Schicht, die sich in Zünften organisierte und zur Teilhabe an der politischen Macht drängte. In vielen Städten kam es zu heftigen Auseinandersetzungen mit dem adeligen Patriziat, in denen die „bürgerlichen“ Zünfte schließlich die Oberhand gewannen. Von solchen sonst typischen Kämpfen innerhalb der Bürgerschaft Villingens ist allerdings nichts überliefert, wohl aber von dauernden gewalttätigen Auseinandersetzungen der äußerst streitbaren Villingener mit den Herren von Fürstenberg, die schließlich zum völligen Zerwürfnis und zum Herrschaftswechsel unter die Habsburger im Jahr 1326 führte. Zwei Jahre zuvor entstand eine berühmt gewordene Zunftverfassungsurkunde, in der vom „neuen Rat“ die Rede ist, der als Vertretungsorgan der Handwerkerschaft an der politischen Macht Teil hat. (Diese Ratserweiterung, die der juristischen Festschreibung einige Jahrzehnte vorausgegangen war, widerspiegelt sich im Ausbau des Rathauses im Jahr 1288.) Casimir Bumiller zieht die Schlußfolgerung, daß die ständigen, teils blutigen externen Auseinandersetzungen mit den Stadtherren die Patrizier und Zünfte zu einer Solidarisierung zwangen – damit verhinderten sie einen internen Klassenkampf. Zu einer einschneidenden Machtverschiebung hin zu den Zünften führte die Ratserweiterung übrigens nicht: In die Spitzenpositionen von Schultheiß- und Bürgermeisteramt wurden bis zum Ende des 16. Jahrhunderts fast ausschließlich Patrizier gewählt. Soziale Spannungen zwischen diesen Schichten scheinen recht verbreitet gewesen zu sein: Bumiller interpretiert eine Reihe von privaten Auseinandersetzungen, die in den Akten überliefert sind, als „sozialen Gegensatz zweier gesellschaftlicher Schichten“.

Das Buch läßt am Beispiel Villingens zwei Aspekte mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtlebens deutlich werden, die heute weitgehend verschwunden sind: Geistlichkeit und Armut. Bertram Jenisch und Karl Weber weisen immerhin 20 kirchliche und klösterliche Liegenschaften in Villingen nach, nach Michael Tocha ist zur Reformationszeit etwa jeder 30. Einwohner geistlichen Standes. Das geistliche Leben war mit weltlichen Interessen vielfältig verquickt: Im Gegensatz zu den erwähnten städtischen Freiheiten der Stadt lag das Villingener Patronatsrecht bei den jeweiligen Stadtherren; Zähringer, Fürstenberger und Habsburger bestimmten also, wer Pfarrer war und entsprechende Einkünfte erhielt. Ein solches Recht war weiter übertragbar und wurde auch als Lehen vergeben, z. B. an die Herren von Lupfen. Der geistliche Dienstleistungsbereich entwickelte einen wirtschaftlich effizienten, hohen Grad des „Outsourcing“. Zahlreiche Kapellen- und Altarstiftungen reicher und armer, teils in Bruderschaften zusammengeschlossener Bürger, die auf ihr Seelenheil bedacht waren, führten zu einem erheblichen Anwachsen des mit dem Lesen von Messen betrauten geistlichen Personals. Diese hatten für ihre Stellen oft nur eine kärgliche Bezahlung, entsprechend unseren heutigen „geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen“, und mußten mehrere Stellen gleichzeitig annehmen, so daß man von einem „geistlichen Proletariat“ (Michael Tocha) sprechen kann. Solche kirchlichen Zustände waren ein Grund für die späteren kirchlichen Erneuerungen der Reformation und „Gegenreformation“. (Auf die Problematik dieses populären Begriffs, den der Beitrag zu Recht vermeidet, kann hier nicht näher eingegangen werden. Es geht bei der „Gegenreformation“ ebenfalls um eine Erneuerung im Sinne der Beseitigung kirchlicher Mißstände, hier allerdings für die römisch-katholische Kirche.) Aus dieser Zeit der konfessionellen Trennung und Auseinandersetzung stammt auch, wie Michael Tocha zeigt, der bis heute „in den Köpfen“ wirkende Gegensatz zwischen Villingen und Schwenningen. Wie in allen damaligen Städten spielten Klöster bzw. deren Niederlassungen eine

wichtige Rolle. Neben vier Klöstern gab es in Villingen eine Reihe von Verwaltungs- und Wirtschaftsniederlassungen auswärtiger Klöster, sogenannter Pfleghöfe. Einen Einblick in Geist und Stimmung des Klosterlebens gibt Edith Boewe-Koob: Der Leser ihres Artikels, der zahlreiche Fakten zur Geschichte des Sankt Klara Klosters vom Mittelalter bis zu seiner Aufhebung durch den österreichischen „aufgeklärten“ Absolutismus aneinanderreihet, spürt zwischen den Zeilen noch etwas von mittelalterlicher Frömmigkeit und christlicher Mystik, einer Welt, die aus unserer aufgeklärten Welt fast völlig verschwunden ist.

Wie heute hatte die Kirche damals wichtige soziale Funktionen, womit das Thema Armut angeschnitten ist. Heute ist Bettelei aus den Städten durch Sozialstaatlichkeit einerseits und Verbote andererseits weitgehend verschwunden. Wo sie vereinzelt noch – oder wieder – „auftritt“, wird sie als Ärgernis und Belästigung empfunden. Ute Ströbele stellt die völlig andere Lage im Mittelalter dar: „Im Mittelalter bedeutete Armut primär nichts Negatives, existierte doch neben der ungewollten auch eine gewollte, religiös motivierte Armut. Die Bedürftigen waren integrierte Mitglieder der mittelalterlichen Gesellschaft, und Betteln stellte eine legitime Form des Lebensunterhaltes dar.“ (S. 267) Armut hatte ihren Platz im göttlichen Heilsgeschehen, der Reiche sollte sich sittlich bewähren – und sich dadurch seinen Platz im Himmel sichern –, daß er dem Armen Almosen spendete. Dies setzte die Fortdauer der Armut voraus, das moderne sozialpolitische Bemühen um Abschaffung der Armut wäre dem göttlichen Heilsplan zuwidergelaufen. Genaue Angaben über den Umfang der Armut in Villingen gibt es nicht, man schätzt aber, daß ca. 1/5 der Einwohner damaliger Großstädte Bettler waren, wobei etwa 1/10 der Bewohner durch ständigen Hunger existenziell bedroht waren. Wie in allen mitteleuropäischen Städten machten diese Zustände auch in Villingen ein ausgeprägtes Sozialwesen notwendig. Hier sind das noch auf das 13. Jahrhundert zurückgehende *Heilig-Geist-Spital*, das als Spital-

fund bis heute fortbesteht, das *Gutleuthaus* und die *Elendjahrzeitpflege* zu nennen, die sich der geschlossenen Sozialfürsorge, Lebensmittellieferungen und öffentlichen Armenspeisungen annahmen. Interessant und für uns unvorstellbar sind gewisse Details damaliger Hygiene: Es galt schon als Bevorzugung, daß den Spitalbewohnern das Recht auf eine zweimalige Kleiderwäsche im Jahr zustand. Das Armenwesen wurde schließlich zu einem bedeutenden Wirtschaftsfaktor. In Villingen waren bereits im 14. Jahrhundert 1/8 der Häuser und 1/3 der Gärten zinspflichtig, bis ins 20. Jahrhundert waren eigene landwirtschaftliche Betriebe wichtige Einnahmequelle, und seit dem 16. Jahrhundert entwickelten sich Kapitalgeschäfte zur Haupteinnahmequelle. Dementsprechend groß waren die Sozialleistungen: Bei Speisungen an wichtigen Feiertagen wurden zu Beginn des 17. Jahrhunderts jeweils etwa 500 kg Fleisch ausgegeben, womit etwa 1000–2000 Bedürftige verköstigt werden konnten. Die alten Rechnungsbücher belegen aber auch, daß es das, was wir heute Veruntreuung nennen, damals in viel größerem Umfang gab, seinerzeit aber als völlig normal galt: Fast die Hälfte (!) der Ausgaben für die Armenspeisungen entfielen ganz legal auf Delikatessen, an denen sich die Organisatoren gütlich taten. Daß „die gute alte Zeit“ nicht so gut und intakt war, wie man uns manchmal glauben lassen will, zeigt der Umfang des Sozialwesens ohnehin: Viele Menschen lebten eben nicht, wie man heute manchmal meint, in stabilen Familienverhältnissen, in denen sie z. B. bei Krankheit oder im Alter hätten versorgt werden können.

Die allgemeinen Krisenerscheinungen des Spätmittelalters widerspiegeln sich anschaulich in der Villingen Geschichte. Wirtschaftlich wohl schon stark angeschlagen, weil sie eine horrende Lösegeldsumme für 150 von den Fürstenbergern als Geiseln genommene Villingen Bürger aufbringen mußte – solche Methoden der Finanzmittelbeschaffung waren im Mittelalter durchaus üblich –, mußte die Stadt 1348 auch noch die überall wütende Pest ertragen. Nach vorsichtigen Schätzungen Bumillers dürfte sie über 1000 der vormals

etwa 3000 Einwohner das Leben gekostet haben. Jedenfalls mußte die Stadt im 15. Jahrhundert den Antrag stellen, die Ratsstellen von 72 auf 40 zu reduzieren, da die Stellen nicht mehr zu besetzen seien. Die gemeineuropäischen Judenprogrome im Gefolge der Pestepidemie von 1348 scheinen auch in Villingen stattgefunden zu haben. 1510 wurden die Juden von Kaiser Maximilian (hier in seiner Funktion als Landesherr) aus Villingen definitiv ausgewiesen.

Zu diesem Thema der Verfolgung von Minderheiten gehört das Thema Hexenverfolgung, was entgegen einem verbreiteten Vorurteil weniger ins Mittelalter als in die frühe Neuzeit gehört. Die Hexenprozesse erreichten ihren Höhepunkt in Deutschland im 17. Jahrhundert und wurden dann übrigens nicht von der vielgeschmähten Inquisition, sondern von weltlicher Justiz durchgeführt. Als in der Fürstabtei Kempten 1775 der letzte Scheiterhaufen auf deutschem Boden brannte, waren den Verfolgungen ungefähr 20.000 – 30.000 Menschen zum Opfer gefallen, davon ca. 80% Frauen. Die Forschung hat gezeigt, daß die Zunahme solcher Prozesse mit Krisenerscheinungen wie Krieg, Seuchen und Mißernten einherging, ein Phänomen, das sich bekanntlich auch für Judenverfolgungen nachweisen läßt. Diesem Trend folgte auch Villingen, in dem zwischen 1501 und 1662 mindestens 46 Menschen hingerichtet wurden, dabei gab es ab 1617 keine Verbrennungen bei lebendigem Leibe mehr. Die von feministischer Seite häufig vertretene These, daß diese Verfolgung vor allem heilkundigen und „weisen“ Frauen geglont habe, läßt sich für Villingen – wie auch vielfach für andere Orte – nicht belegen. Es wird auch nicht deutlich, daß bestimmte soziale Gruppen besonders betroffen gewesen wären. Unter den Opfern waren auch Kinder, Jugendliche und alte Menschen.

Obwohl Villingen im Spätmittelalter seine innerstädtische Autonomie immer weiter ausbauen konnte, geriet die Stadt doch stärker in den Sog spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Territorialbildung. Das Haus Habsburg war ständig in Konflikte mit anderen deutschen und ausländischen

Mächten verwickelt, Villingen mußte Waffendienst leisten oder wurde als österreichische und katholische Stadt auch wiederholt angegriffen, belagert und seit Ende des 18. Jahrhunderts auch besetzt. Die Aufsätze, die dieses Thema berühren, vermitteln einen Eindruck davon, was die Bewohner durch die Jahrhunderte in den endlosen kriegerischen Auseinandersetzungen erlitten haben müssen, obwohl ihre Stadt glücklicherweise nie zerstört wurde. Eher am Rande wird deutlich, daß umliegende Dörfer – einschließlich Schwenningen, das 1633 von den Villingern eingäschert wurde – manches Mal von Villingen heimgesucht wurden. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gelangte die Stadt in den napoleonischen Wirren von Österreich über Modena und Württemberg, mit der Gründung des Rheinbundes 1806 schließlich nach Baden.

Neben politischen, wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Themen greift das Buch kunstsoziologische auf. Anita Auer beschäftigt sich mit dem Wandel der Darstellung des Villingener Lokalhelden Romäus Mans, einem Landsknecht in Kaiser Maximilians Diensten, gefallen 1513 in der Schlacht von Navarra. Jedes Gemeinwesen braucht Mythen, die ihren Mitgliedern Identifikationen ermöglichen und die Gemeinschaft festigen. So fungierte Romäus in früheren Darstellungen und Sagen als furchteinflößender Kriegsheld, als Verkörperung von Kampfesmut und Stärke. Sein Bild war, auch zur Abschreckung von Feinden, im 16. Jahrhundert auf die äußere Stadtmauer neben das obere Tor gemalt. Mit dem Abriß dieser seit langem nutzlosen Mauer 1840 wurde auch das Bild zerstört, aber schon 1856 durch ein neues am Romäusturm ersetzt, diese Darstellung fungiert in der Niedergangszeit des 19. Jahrhunderts nun als „Selbstvergewisserung und der Demonstration historischer Größe“ (S. 225). In den Illustrationen des Romäus von Richard Ackermann in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts widerspiegeln sich die Erfahrungen der Weltkriege: Hier mutiert die mythische Figur vom waffenstarrenden Kriegshelden zum Mahner ohne Waffen. Die 1981 auf dem Turm erneuerte und durch Spenden finanzierte Darstellung greift dagegen wieder den kriegerischen,

draufgängerischen Romäus auf. Michael Hütt untersucht parallel dazu die erhaltenen monumentalen Stadtansichten, in denen Selbstdarstellungen und Selbstwahrnehmungen der Stadt sichtbar werden. Die überstandenen Belagerungen im Dreißigjährigen Krieg und andere Ereignisse führten zu immer grandioseren Stilisierungen der Stadt, die im Motivbild von 1715, das sich in Triberg befindet, gipfeln: Hier wird die Villingener Geschichte als Teil christlicher Heilsgeschichte gedeutet, Villingen wird, von Feinden wie vom Protestantismus unberührt, in die unmittelbare Nähe der jungfräulichen Mutter Gottes gerückt. Das Gemälde identifiziert die in der damaligen Realität immer unbedeutendere Kleinstadt schließlich mit dem himmlischen Jerusalem – schon damals hat Villingen nicht an mangelndem Selbstbewußtsein gelitten.

Für die Wirtschaftsgeschichte der Baar ist ein Artikel von Andreas Nutz zu den Frühkapitalisten Michael und Johann Schwert beachtenswert. Relativ unbekannt und von der Forschung bislang wenig beachtet ist die Tatsache, daß der Schwarzwald bis ins 18. Jahrhundert ein bedeutendes Bergbaugesamt mit rund 200 Erz- und Mineralvorkommen war. Die beiden Brüder, die aus Schwenningen stammten, dann Villingener Bürger wurden und von dort als Inhaber verschiedener metallverarbeitender Handwerksbetriebe und Pächter des fürstenbergischen Bergwerks in Eisenbach auch sozial aufstiegen, wurden bisher als Ausnahmen und Einzelpersonen gesehen. Nutz will in seiner Darstellung mehr auf strukturelle Gemeinsamkeiten mit frühneuzeitlicher Metallgewinnung und Verarbeitung eingehen. Michael Schwert kam mit den Klöstern St. Georgen und Friedenweiler in Konflikt, weil er in deren Wäldern das damals knappe Holz fällte, das er für seine Betriebe, die Verkohlungen und den Weiterverkauf benötigte. Das trug ihm in der bisherigen Forschung das Urteil rücksichtsloser Ausbeutung der Schwachen ein. Es fällt auf, daß die weltlichen Schutzherren, hier der Villingener Rat und die Fürstenberger, ihren Klöstern nicht zu Hilfe kamen. Nutz stellt diesen Umstand in einen größeren Zusammenhang: Die

Territorialherren waren am Florieren des Bergbaus sehr interessiert und stellten dafür ihre eigenen Waldungen, aber auch die ihrer Untertanen und nachgeordneten Ständen gern zur Verfügung. Die Motive waren fiskalischer wie wirtschaftspolitischer Art: Der Landesherr bekam das *Zehnteisen*, also 10% des geförderten Eisens, und er war, so können wir im Sinne des Artikels ergänzen, im Rahmen physiokratischer und merkantilistischer Wirtschaftstheorie auf Förderung der Grundindustrien bedacht. Die Monopolisierung der Gewalt im eigenen Territorium, also die Grundlegung der modernen Staatsbildung, sowie die Behauptung gegenüber Konkurrenten erforderten Geld, Rohstoffe und die für die damals modernen Waffen nötigen veredelten Metalle. Hier schließt sich der Kreis zur politischen Geschichte: Die Herren der sich langsam zu moderneren Staatsformen entwickelnden Territorien in der frühen Neuzeit trieben eine aktive Wirtschaftspolitik, oft genug auf Kosten ihrer Untertanen. „Michael Schwert war eine Unternehmerpersönlichkeit, die die vorhandenen Kapazitäten in seinen Hammerwerken in der Villingener Dependenz zusammenfaßte und organisierte, z. B. durch Umnutzungen und Arbeitsteilung, möglicherweise sogar durch Innovationen im Umland wie der Mechanisierung des Schleifens oder der Einführung von effektiveren Zahnhämmern. Schwert hat dabei »grenzüberschreitend« agiert und dabei wohlwollende Förderung durch die Obrigkeit erfahren [...]“ (S.168). Wieder aufgegriffen wird das Thema Wirtschaft in Annemarie Conradt-Machs Artikel über die Gewerkschaftsbewegung in Schwenningen und Villingen. Die ungleich günstigere Quellenlage aus der Zeit des vorigen Jahrhunderts ermöglicht nun viel differenziertere Aussagen über Wirtschaft und Gesellschaft. Bekanntlich war die UHrenherstellung der Motor der Schwenninger Industrialisierung – dennoch hat sie in Villingen die längere Tradition. Dort herrschte aber eine katholisch-konservative Handwerkerschaft in zünftiger Tradition vor, die sich später dem industriellen Strukturwandel weniger anpassen konnte. Auch in Schwenningen entstanden die ersten eigent-

lichen Uhrenfabriken mit Haller und Mauthe erst Ende der 80er Jahre, sie fertigten die billigeren, in Villingen verpönten „Amerikaneruhren“, die zwar hochentwickelte Fertigungsmaschinen, aber weniger qualifizierte Uhrmacher erforderte. Im Gegensatz zu Villingen fehlte es an anderem produzierenden Gewerbe, was in wirtschaftlicher Hinsicht eine größere Konjunktur- und Krisenanfälligkeit und in sozialer Hinsicht zur Bildung einer relativ homogenen, niedrig entlohnten Arbeiterschaft führte. Wegen des Überangebots an Arbeitskräften und dem verarmten württembergischen Umland kam es hier auch für längere Zeit zu keinen effektiven Lohnsteigerungen, die Arbeiter waren durchweg auf Nebeneinkünfte angewiesen. Villingen profitierte eher von seiner Zentrumsfunktion für das Umland und wies eine differenziertere Gesellschaft auf.

Auf das 19. Jahrhundert bezieht sich auch ein material- und detailreicher Beitrag von Ingeborg Kottmann über die 1848er Revolution in Villingen und Schwenningen. Eine gesamteuropäische Agrarkrise, verbunden mit wachsendem Bevölkerungsdruck, führten zu Lebensmittelknappheit, drastischen Verteuerungen, schließlich zu Aufständen. Als Reaktion versuchten die Landesregierungen in merkantilistischer Tradition mit Getreideausfuhrverboten die Ernährungslage zu verbessern. Im Mai 1847 geschah in Villingen ein Vorfall, bei dem ein auswärtiger Getreidehändler von der wütenden Menge fast gelyncht worden wäre, als er Korn kaufen und aus der Stadt schaffen wollte. Hier zeigt sich der konservative Charakter solcher Unruhen, die sich gegen eine Modernisierung der Wirtschaft, hier den Freihandel, richteten und dem Bild von den fortschrittlichen Ideen der Revolution dieser Jahre widerspricht. Dieser ganz konservative, keinesfalls „revolutionäre“ oder „fortschrittliche“ Charakter von Revolten läßt sich vielerorts bis ins Mittelalter zurückverfolgen. Die Beteiligung an der Revolution in Villingen und Schwenningen hielt sich erwartungsgemäß in Grenzen, anschließend war auch hier die Unterdrückung durch neue Polizeistaatlichkeit die Folge. Um Widerstand gegen Mißstände und Unrecht

geht es in dem bereits erwähnten Artikel über die entstehende Gewerkschaftsbewegung. In Schwenningen dauerte es eine gewisse Zeit, bis die meist aus Bauernfamilien stammenden Arbeiter ein solidarisiertes Bewußtsein entwickeln konnten. Hinzu kam, daß die Uhren nur zur Hälfte in der Fabrik, zur anderen Hälfte in Heimarbeit, d. h. im traditionellen Verlagssystem, gefertigt wurden, was einen Zusammenschluß zur gemeinsamen Interessenvertretung weiter erschwerte. 1907 kam es in Schwenningen zum ersten großen Arbeitskampf, der äußerlich als Niederlage endete, für Frau Conradt-Mach aber immerhin zu einer Solidarisierung führte. Erst unter Kriegsbedingungen, 1917, wurde in Schwenningen ein Tarifvertrag abgeschlossen, zwei Jahre später für den ganzen Schwarzwald. Es ist bekannt, daß sich die Lage der Arbeiter in den nächsten Jahrzehnten nicht wesentlich besserte. Vor allem in Schwenningen radikalisierte sich die Arbeiterschaft, denn in der Industriestadt schlugen die wirtschaftlichen Probleme der Weimarer Republik viel stärker durch als in der differenzierteren und stärker an traditionelle Werte gebundenen Gesellschaft in Villingen. So zeigte sich Schwenningen auch für den Nationalsozialismus anfälliger als Villingen. Bei Hitlers Machtantritt seien die Gewerkschaften durch die wirtschaftliche Entwicklung bereits so geschwächt gewesen, daß selbst ein organisierter Widerstand kaum Aussicht auf Erfolg gehabt hätte.

Auf das Versagen der Opposition, dem Aufstieg der Nationalsozialisten entgegenzutreten, gehen auch Ekkehard Hausen und Hartmut Danneck ein. Wie auch sonst überall zeigte sich in beiden Städten die selbsterstörerische Zerstrittenheit zwischen den Gegnern des neuen Regimes. Nicht einmal Sozialdemokraten und Kommunisten konnten sich einigen, von kirchlichen Kreisen ganz zu schweigen: Solange die Repressionen einen selbst nicht trafen, sympathisierte man teils offenkundig mit dem Vorgehen gegen die gottlosen Kommunisten. Die Lokalgeschichte verdeutlicht, wie die erste wirkliche Demokratie auf deutschem Boden an mangelnder Konsensfähigkeit und Kompromißbereitschaft zugrunde gegangen ist.

Der Widerstand scheiterte auch wegen der offensichtlichen Erfolge des Regimes. Die Geschichte bis in die 30er Jahre war von Wirtschaftskrisen, Armut, Arbeitslosigkeit und Perspektivlosigkeit der Arbeiterschaft und anderer breiter Schichten geprägt. Mit Adolf Hitler schien sich aber alles zu bessern. Wie ein weiterer Artikel von Annemarie Conradt-Mach und Ingeborg Kottmann zeigt, verbesserten sich die Verhältnisse der Arbeiter ab 1933 deutlich. Die feintechnische Industrie produzierte High-tech-Produkte der damaligen Zeit, die für die beginnende Aufrüstung von großer Bedeutung waren und die Staatsaufträge sicherten. Bereits 1934 beantragte SABA Überstunden, 1939 herrschte in der Geschichte beider Städte erstmalig Vollbeschäftigung, und auch sonst hatte sich die soziale Lage erheblich verbessert. Angesichts des einsetzenden Arbeitskräftemangels hatten die Arbeiter – so paradox es auch klingen mag – nun eine stärkere Position als in der Zeit der Gewerkschaftsbewegung. Angesichts solcher wirtschaftlichen, sozialen und politischen Stabilität wurden die Schattenseiten des Regimes nur zu oft in Kauf genommen, wer politisch nicht negativ auffiel, hatte zunächst ja auch wenig zu befürchten. So hatte der Widerstand kaum eine Chance und erschöpfte sich in mutigen, aber lebensgefährlichen und letztlich symbolischen Einzelaktionen.

Wie reibungslos und effizient das NS-System funktionierte, zeigt auch ein Artikel über die Fremdarbeiter in Villingen. Mit Krieg und Einberufungen vergrößerte sich der Arbeitskräftemangel schlagartig. Entgegen der herrschenden Ideologie mußte man nun wohl oder übel auf ausländische Arbeiter zurückgreifen, die doch, vor allem, wenn sie Osteuropäer waren, als „arbeitsscheu“, „minderwertig“ oder gar als „Untermenschen“ galten. Gegen Kriegsende gab es in Deutschland ca. 9 Millionen „Fremdarbeiter“, für Villingen schätzt Stefan Aßfalg die Zahl auf 3500 Kriegsgefangene, aber auch freiwillige Zivilarbeiter, was immerhin über 15% der Bevölkerung ausmachte. Interessant ist die Beobachtung, daß diese Ausländer trotz relativ schlechter Bezahlung und Behandlung – die Über-

lieferungen hierüber sind recht unterschiedlich – gut und zuverlässig gearbeitet haben, obwohl sie doch vorwiegend Kriegswaffen herstellten, die gegen ihre Heimatländer verwendet wurden. Direkte Überwachung, heimliche Bespitzelung und demütigende Kennzeichnung nennt der Autor als die drei Säulen des NS-Arbeitszwangsystems es scheint bestens funktioniert zu haben, obwohl gegen Kriegsende zum Teil nur noch Kinder und Jugendliche für die Bewachung zur Verfügung gestanden haben.

Eine Art Ausblick bilden die beiden Artikel über die Vereinigung von Villingen und Schwenningen zur Doppelstadt. Erstaunlich ist die Schnelligkeit, mit der die Fusion vonstatten ging, einschließlich der informellen Vorgespräche dauerte sie gerade einmal drei Jahre. Dabei gab es bisher kaum Kontakte, Gerhard Gebauer betont, daß er seinen Villingener Kollegen Severin Kern vorher nur auf auswärtigen Städtetagen getroffen habe. Aus beiden Artikeln geht hervor, daß es wohl das aus Stuttgart zu erwartende Geld war, das Villingen und Schwenninger zumindest für kurze Zeit vergessen ließ, welche unterschiedliche Entwicklung die beiden benachbarten Orte in den vergangenen tausend Jahren eingeschlagen haben, woraus sich dann auch unterschiedliche Mentalitäten bis hin zu Aversionen entwickelt haben, die auch nach 25 Jahren Doppelstadt noch nicht ganz überwunden sind.

Kritische Würdigung des Buches

Der Überblick über Themen, Fragestellungen, Ergebnisse und Methoden, die in den Sammelband über Villingen und Schwenningen eingeflossen sind, zeigt, daß es sich um ein gelungenes, für den historisch Interessierten lesenswertes Buch handelt. Nachdem zwischenzeitlich verschiedene Einzeldarstellungen zur Lokalgeschichte erschienen sind, liegt nun seit Paul Revellios Sammelband aus den 60er Jahren erstmals wieder eine Art Gesamtdarstellung vor, die ihre Vorgängerin in vielem ergänzt, in manchem auch korrigiert. Ein Werk, das von so vielen Fachleuten geschrieben wurde wie das vorliegende, ist zwangs-

läufig gründlicher als das Buch eines einzelnen – eine Aussage, die Revellios Einzelleistung keineswegs schmälern soll. Ferner stehen heute ganz andere Forschungsmethoden, z. B. im Bereich der Archäologie, zur Verfügung als noch vor einigen Jahrzehnten, und diese sind in das vorliegende Buch eingeflossen.

Kommen wir nochmals auf Heinrich Maulharts Eingangsbemerkungen zurück und prüfen, ob die eigenen Ansprüche eingehalten worden sind: Die „Meilensteine“ und die wesentlichen Entwicklungen des vergangenen Jahrtausends sind in dem Buch ausführlich behandelt, soweit die Quellen- und Fundlage eine Aufarbeitung überhaupt zuläßt. Die angekündigte „Forschungsbilanz“ ist auf jeden Fall gezogen worden, allerdings sind nicht alle Artikel Forschungsarbeiten. Ein Beitrag gibt einen guten Überblick über die Entwicklung des Schulwesens, ohne jedoch Eigenes und Neues beizutragen. Gerhard Gebauers Darstellung der Fusion ist auch kein wissenschaftlicher Beitrag im strengen Sinne, eher eine Quelle, welche die persönliche Sichtweise eines Akteurs dieser Vereinigung dokumentiert, was aber kein Nachteil ist. Der sehr hohe Anspruch der interdisziplinären Kooperation konnte teilweise eingelöst werden, so bei der Einbeziehung von Archäologie und Kunstgeschichte. Bisweilen liegt es an der Sache selbst, daß Kunstwerke über das Selbstverständnis der Bewohner einer Stadt nicht immer so viel aussagen, wie man sich vielleicht erhofft hätte. So mußte einiges Beschreibung bleiben, was jedoch nicht den Autoren anzulasten ist.

In den meisten Artikeln wird eine klare Fragestellung entwickelt und konsequent weiterverfolgt, andere Arbeiten präsentieren sehr viel Material und zahlreiche Details, aus denen der Leser dann selbst ein Fazit ziehen muß. Der wissenschaftlichen Gründlichkeit ist, soweit dies aus der Perspektive eines Außenstehenden gesagt werden kann, Genüge getan. Die Ansprüche an die Leser sind unterschiedlich. Laut Geleitwort des Oberbürgermeisters stellt sich das Buch die „Aufgabe, neuere Forschungsergebnisse zusammenzufassen und einem größeren Publikum zugänglich zu

machen.“ Eine Reihe von Artikeln kann von einer breiteren Leserschaft ohne weiteres verstanden werden, manchmal sind, vor allem vom Vokabular her, eher Fachhistoriker die Adressaten. Der interessierte Laie ist hier hin und wieder Mal genötigt, ein gutes historisches Wörterbuch zu Rate zu ziehen, wenn er alle Einzelheiten genau nachvollziehen will. Auch enthält das Buch einige unübersetzte lateinische Ausdrücke und Zitate, die zu verstehen nicht jedermanns Sache ist. In ihrem Kern sind aber auch die schwierigeren Aufsätze verständlich, und ein Buch wie dieses ist ohnehin für intellektuelle Leser geschrieben.

In der Gesamtkonzeption zeigt sich eine kleine Unstimmigkeit: Anlaß des Sammelbandes ist das 1000-jährige Marktjubiläum Villingens. Sicher aus politischen Gründen, um die in mancher Hinsicht immer noch unvollendete Einheit der Doppelstadt zu betonen, hat man den Forschungsgegenstand auf Schwenningen ausgeweitet. Warum wurden dann im Buchtitel und auch in fast allen Kapiteln die ebenfalls zu Villingen-Schwenningen gehörenden Ortsbezirke, im Volksmund bisweilen halb scherzhaft als „unterworfenen Dörfer“ bezeichnet, (fast) nicht mit einbezogen? Ferner fällt auf, daß Schwenningens Geschichte bis ins 19. Jahrhundert unterrepräsentiert bleibt. Vielleicht rechtfertigt das 1000jährige Jubiläum die Konzentration auf Villingen, dann hätte man aber den Titel anders wählen können. Sicherlich ist die Geschichte der alten Zähringerstadt reicher als die eines benachbarten Dorfes, aber wie Otto Benzing gezeigt hat, ist der Ort am Neckarursprung auch der Geschichtsschreibung wert.

Am Schluß dieser Besprechung soll aber nichts Negatives stehen, das hätte das Buch nicht verdient. Kritik an Einzelheiten läßt sich immer üben, vor allem bei einem Buch mit solcher Autoren- und Themenvielfalt. Insgesamt aber läßt sich festhalten, daß der Band seinen Anspruch eingelöst hat. Die Erforschung der Historie der Doppelstadt ist hier ein gehöriges Stück vorangekommen und gut zusammengefaßt dargestellt. Man möchte dem Buch viele Leser wünschen, nicht nur in Villingen-Schwenningen.

Villingen – Faszination einer Zeitreise

Hermann Colli

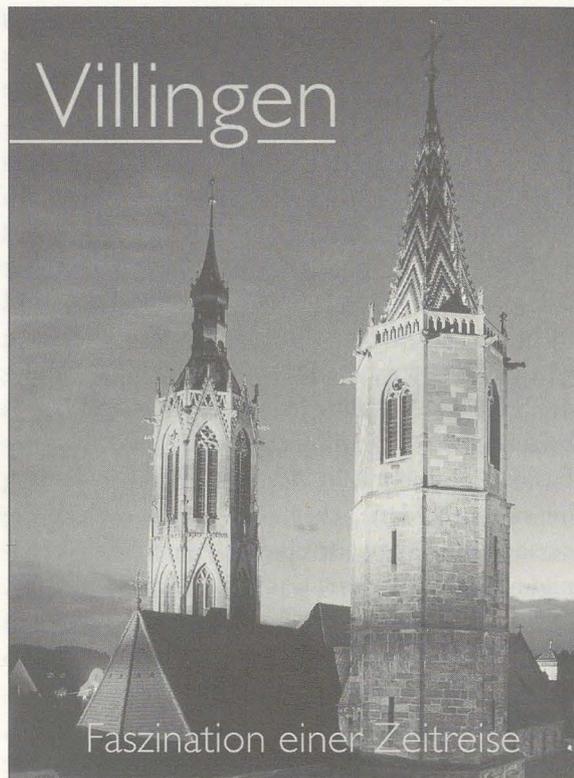
Ein Bildband bietet Geschichte zum Anfassen

Eine wahre Flut von Druckwerken, die sich in irgendeiner Form mit der Historie der Zähringerstadt beschäftigen, schwappt im Jubiläumsjahr 1999 auf den Büchermarkt. Das ist gut so, denn so ein Anlaß zur Erinnerung an ein denkwürdiges Ereignis wie die Verleihung des Markt-, Münz- und Zollrechtes vor 1000 Jahren durch Kaiser Otto III. an den Grafen Berthold, soll kreative Kräfte freisetzen, die eine Verbindung zu dem Gedenktag schaffen und in unsere Zeit hineinwirken. Eines dieser Bücher verdankt seine Geburt zwar auch diesem Ereignis, aber es wird auch noch up to date sein, wenn das Jubiläumsjahr längst verklungen ist. Die Villinginger haben lange darauf gewartet: Einen attraktiven Bildband in dem sich die reichhaltige Geschichte ihrer Heimatstadt widerspiegelt und der dem Betrachter ihr Zuhause in historischen Zeugnissen und aktuellen Bildern vor Augen führt.

„Villingen – Faszination einer Zeitreise“ ist der Titel des Werkes, das die Buchhandlung Hügler und die Villingener Volksbank gemeinsam herausgegeben haben. Durch dieses Tandem wird die Reise preislich auch einigermaßen erschwinglich. Wilfried Heupel, „Mannschaftskapitän“ des Sponsors, erwies sich dabei als engagierter Betreuer.

Ein Glücksfall ist sicher, daß Johannes Hügler, der die Idee dazu hatte, für seine Zeitreise drei „Reiseleiter“ fand, die offensichtlich auf der gleichen Wellenlänge funken wie der junge Buchhändler selbst. Das dynamische Trio Casimir Bumiller (Texte), Thomas Herzog-Singer (Bilder) und Rolf Zahel (Gestaltung) ist mit frischem Schwung und spürbarer Freude an die gestellten Aufgaben heran gegangen.

Was dabei herausgekommen ist, kann sich im wahrsten Wortsinn sehen lassen: Ein Bildband, der weit mehr ist als ein Bilderbuch. Ein Stück



Villingen Stadtgeschichte zum Anfassen, zum in die Hand nehmen. Aber auch um sie anderen, denen man Villingen etwas näher bringen möchte, in die Hand zu geben. Es gibt auf dieser faszinierenden Zeitreise eine Menge zu entdecken.

Es ist eine informative Fahrt, kein billiger Kurztrip, durch das tausendjährige Villingen. An den einzelnen Stationen, die in sieben umfassenden Kapiteln auf knapp 130 Seiten angesteuert werden, wird ausgiebig Rast gemacht. Da lernt man Land und Leute kennen. Alte Bekannte und vertraute Orte erscheinen dem Mitreisenden plötzlich in einem anderen Licht, denn neue geschichtliche Erkenntnisse lassen so manchen Mythos verblasen.

Casimir Bumillers Texte sind gut lesbar, sachlich, seine Sprache ist verständlich. Es ist wohltuend, daß auf unnötige Querverweise, Fußnoten und Quellenangaben verzichtet wird. Das Buch erhebt nicht den Anspruch eines wissenschaftlichen Nachschlagwerkes. Es setzt aber alle wichtigen Markierungspunkte der Stadtgeschichte zwischen 999 und 1999.

Namen von bedeutenden Persönlichkeiten von Otto III. und seinem treuen Gefolgsmann Bezelin von Villingen, in dem viele Historiker »unseren Berthold« sehen, der das Dorf Villingen aus der Bedeutungslosigkeit ins Licht der Geschichte rückte, begegnen dem Leser auf der Tour durch die Jahrhunderte. Remigius Mans (Romäus), gehört genauso dazu wie der Kunststafner Hans Kraut, der Maler Anton Berin, der 1848er-Revolutionär Karl Hoffmann sowie die Chronisten Heinrich Hug, Abt Gaisser, Christian Roder und Paul Revellio.

Der Rahmen spannt sich vom Geschlecht der Zähringer über die lange Herrschaft der Fürstenberger bis in die Gegenwart. Goldene Zeiten mit blühendem Handel und Handwerk, die kulturelle

Bedeutung der zahlreichen Klöster, werden lebendig. Aber auch Kriege, Hexenverbrennungen, Seuchen und Notzeiten gehören zum Bild, das bei der Reise ins Zurück-zu-den-Anfängen wach wird.

Die über 150 ausgezeichneten Fotos des Villingener Lichtbildners Thomas Herzog-Singer, machen Bumillers Texte farbig und lebendig. Es sind historische Dokumente, aber auch faszinierende Impressionen einer alten Stadt, die trotz mancher Wunden, die ungezügelter Fortschrittsglaube ihrem Gesicht geschlagen hat, jung, oder besser gesagt: äußerst attraktiv geblieben ist. Dem Fotografen ist ein liebenswertes und ehrliches Portrait seiner Heimtstadt gelungen.

Mit Können, gutem Auge und glücklicher Hand hat Rolf Zabel, in Zusammenarbeit mit Kollegen, Texte und Bilder zu einem gelungenen Ganzen zusammengefügt. Es macht Spaß in dem Bildband zu blättern und zu stöbern.

„Auf Wiederseh’n, Villingen – oder sollte ich sagen: Ciao, bis zum nächsten Mal?“ heißt es zum Schluß. Wenn das eine Einladung zur nächsten Zeitreise ist, dann freut man sich schon jetzt darauf.



Thomas Herzog-Singer (der Fotograf), Rolf Zabel (der Gestalter) und Casimir Bumiller (der Texter).

Die alten Hausnummern der Villingener Innenstadt

Helmut Schofer

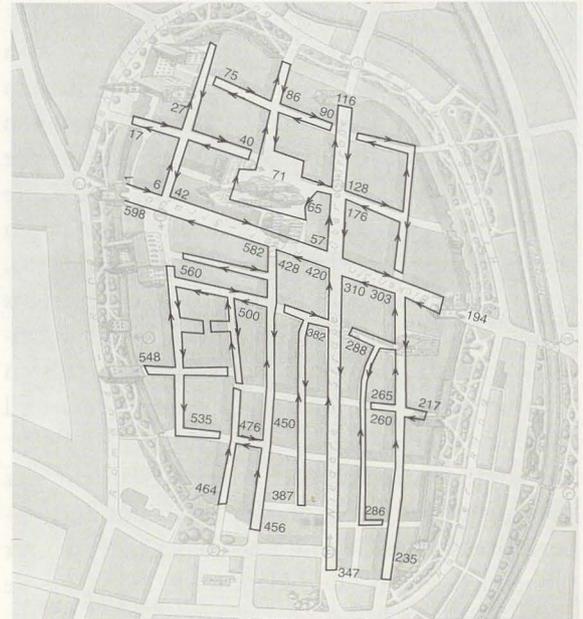
Vom Münsterplatz in Villingen führt beim Alten Rathaus eine vielbegangene Passage in die Rietstraße. In dem alten Mauerstein über deren Eingang steht eine Hausnummer, die gar nicht in unser heutiges Nummernsystem paßt.

Diese alten Hausnummern wurden im Juli 1786 eingeführt. ¹⁾ 593 Gebäude wurden damals in der Innenstadt gezählt. Bis 1904 erhöhte sich die Zahl auf 599. Grundlage war die Volks- und Häuserzählung des Jahres 1786, die unter anderem dazu dienen sollte, die Einquartierung von Truppen gerechter und exakter durchzuführen. ²⁾ „Bei der Einquartierung begann man mit der Hausnummer „eins“ und quartierte solange ein, bis alle versorgt waren, bei der nächsten begann man dort, wo die letzte aufgehört hatte.“ ³⁾ Es mußte also eine Numerierung gefunden werden, die fortlaufend alle einzeln stehenden Gebäude der Stadt erfaßte. Man begann am Riettor beim Torstüble mit Nr. 1 bis Nr. 6, dann in der Schulgasse weiter mit Nr. 7, immer den Pfeilen des Plans folgend bis zum Ende der Innenstadtnumerierung wieder am Riettor.

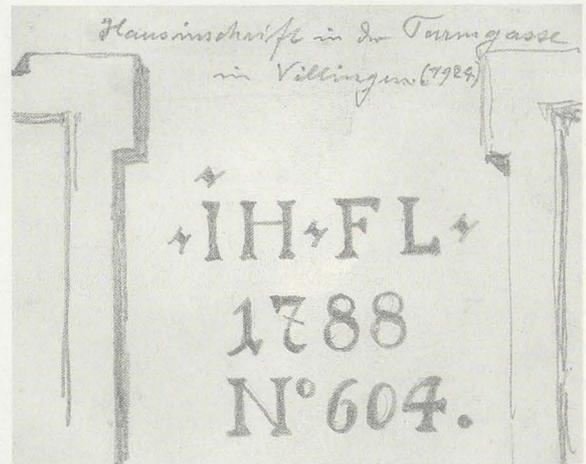
Erst zu Beginn dieses Jahrhunderts genügte diese Numerierung nicht mehr den modernen Anforderungen. Es war schwierig Neubaugebiete zu erfassen und die Nummern waren viel zu hoch. So wurde am 22. Dezember 1904 beschlossen ⁴⁾, die alten Nummern umzuändern und die heute noch gültige Nummernsystematik einzuführen, bei der jede Straße für sich zählt, die ungeraden Nummern links und die geraden Nummern rechts stehen ⁵⁾. Im Adreßbuch von 1905 ⁶⁾ kann man alte und neue Hausnummern gleichzeitig finden.

Literaturverzeichnis:

- 1) Protokollbuch der Villingener Franziskaner, Villingener Volksblatt 1886, schaffne edition
- 2) Ingeborg Kottmann, Ute Schulze, Villingen auf dem Weg von Vorderösterreich nach Baden 1740 – 1806, in Villingen und Schwenningen, Geschichte und Kultur, Hermann Kuhn Verlag



Grafik aus „Villingen, die alte Stadt“ von Paul Revellio, Überarbeitung Mareike Tritschler.



Villingen-Schwenningen, 1998, S. 298.

³⁾ ebenda, S. 298/299.

⁴⁾ Ratsprotokoll vom 22. 12. 1904, Bestandsnr. 2.2.VI.1, Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

⁵⁾ Adreßbuch der Großherzoglich Badischen Kreishauptstadt Villingen 1905.

Bickentor im Visier

Gerhard Ächtners Torturm-Modell findet große Beachtung

Hermann Colli

Zum Jubiläumsjahr wollte Gerhard Ächtner sich selbst und der Stadt ein besonderes Geschenk machen und das ist ihm voll und ganz gelungen: Der tüchtige Handwerksmeister baute das Bickentor mit angrenzendem Kloster als Modell nach.

In mehr als drei Jahren und rund tausend Arbeitsstunden – passend zum Jubiläum! – schuf er ein Meisterwerk der Modellbaukunst. Im Maßstab 1:50 präsentierte er am 5. März 1999 in einer kleinen Feier im Münsterzentrum sein Werk.

Bis ins kleinste Detail hat der Hobby-Modellbauer das historische Bauwerk originalgetreu nachgebaut. Da fehlt kein einziger Stein im Mauerwerk. Rund 4800 winzige Biberschwänze decken das Dach, jeder einzeln gefertigt und montiert. Glockentürmchen, Uhr, Fenstergitter, Stuckornamente und Brunnen vor der Kapellentür, alles ist da und haargenau nachgebildet. Klar, daß die Uhr auch richtig geht und das kleine Glöckchen im Turm bimmelt. Kurzum: Es ist eine Freude das Prachtstück zu betrachten.

Das fanden auch die Besucher beim Präsentationsabend, der zu einem richtigen kleinen Villingener Fest wurde. Dabei gab es aber nicht nur viel Lob für den Erbauer und seinen Freund Lambert Hermle, mit dem zusammen er schon vor einigen Jahren den Aussichtsturm als Modell nachgebaut hatte und der ihn auch wieder mit Rat und Tat unterstützte, sondern auch ein Stück Stadtgeschichte.

Unser Ehrenmitglied Werner Huger referierte über die Villingener Tortürme und nahm dabei besonders das Bickentor, das, praktisch als Anschauungsobjekt, neben dem Rednerpult stand, ins Visier.

Auf ihre liebenswürdige Art und Weise rückten die Spittelsänger die heimischen Tore und Türme in den Blickpunkt. Sie besangen auch das Kloster St. Ursula und seine Bewohner.

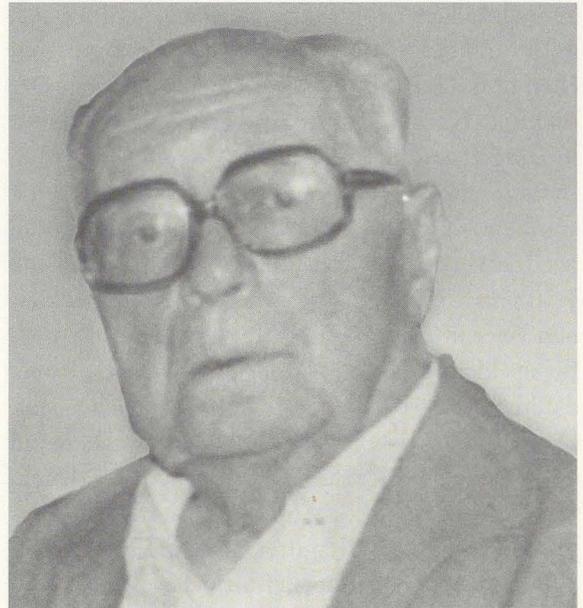
Es war ein rundherum gelungener Abend!



Da fehlt kein einziger Ziegel! Rund 4800 Biberschwänze decken Klosterdach und Turmhelm.

Als ich neu nach Villingen kam, sagte mir jemand, der es wissen mußte: „Im Geschichts- und Heimatverein gibt es einen wirklichen Historiker – den alten Preiser.“ Zwar hat der Verein bald aus seinen Reihen eine Anzahl von Persönlichkeiten hervorgebracht, die geforscht und wichtige Kapitel der Villingener Geschichte neu aufgeschlagen haben. Hermann Preiser aber war damals, und eigentlich immer, auf eine besondere Weise bemerkenswert: Als Laie, nicht vom historischen Fach, hatte er sich schon vor der Gründung des Vereins der Geschichte zugewandt; er hat dies mit einer Gründlichkeit und Fachkompetenz getan, die Achtung gebieten; und er hat ein Lebenswerk vorzuweisen, das unsere Kenntnis der Villingener Vergangenheit um viele Facetten reicher gemacht hat. Versuchen wir, dem Historiker Preiser, seinen Interessen, Perspektiven und Methoden auf die Spur zu kommen.

Was hat den Geschäftsmann zur Geschichte gebracht? Vor dem Zweiten Weltkrieg galt sein ganzes Interesse den Alpen, vor allem ihrer Flora, die er in rund 500 Dias festgehalten hat. Dann, in den 50er Jahren, stieß er während einer Geschäftsreise in Maienfeld in der Ostschweiz beim Lesen einer Zeitung auf einen Hugo von Villingen, Fürst- abt des Klosters Pfäfers, der die Thermen von Ragaz erschlossen habe. Über diesen Hugo war in Villingen selbst nichts in Erfahrung zu bringen, nirgendwo war der Name verzeichnet. Hermann Preiser ließ nicht locker, durchstöberte Urkundenbücher und das St. Galler Stiftsarchiv, bis der Nebel sich lichtete. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er 1969 der Öffentlichkeit vor. Dieser ersten Arbeit kommt eine Schlüsselfunktion zu; denn die Fährte führte ins Kirnachtal, zur Burg Kirneck. In der Folge befaßte er sich jahrelang intensiv mit den Herren von Kirneck und



konnte 1975, unterstützt von Stadtarchivar Dr. Josef Fuchs, dazu ein Buch veröffentlichen. Es hat Hermann Preisers Rang als Historiker grundgelegt; von keinem geringeren als Karl Siegfried Bader wurde es wohlwollend besprochen.

Zum Historiker wird jemand nicht schon durch Interessen oder Themen, sondern durch seine Methoden. Hermann Preiser kennt sich aus in der einschlägigen Fachliteratur, vor allem aber verfügt er über einen umfassenden Einblick in die Quellen. Geschäftsreisen hat er nach Möglichkeit auch dazu genutzt, auswärtige Archive und Bibliotheken zu besuchen. Unzählige Stunden seiner Freizeit hat er an solchen Orten, in Pfarrhäusern oder Museen zugebracht und hier Bücher exzerpiert oder eine Unmenge von Quellen abgeschrieben. Die Handschriften vergangener Jahrhunderte, Aufzeichnungen in altem Deutsch oder Latein waren für ihn kein Problem. Das erfaßte Material hat er zu Hause in die Maschine getippt und in

Ordern systematisch abgelegt. So verbinden sich in seiner Arbeitsweise die Neugier und der Spürsinn des Forschers mit der Gründlichkeit und Nüchternheit eines Buchhalters. Man muß einmal sein privates Archiv gesehen haben, um zu ermes- sen, in welchem Maße die letztlich publizierten Aufsätze immer nur die Spitze eines Eisbergs an Arbeit gewesen sind. Die Regesten, die Hermann Preiser auf diese Weise erstellt hat, wären gewiß auch unter manch anderer Fragestellung eine Fundgrube für Historiker.

Bei all den Themen, die Hermann Preiser behan- delt hat, ist Villingen stets der Ausgangspunkt. Auch wenn er uns nach Ragaz, Näfels oder Mode- na führt, geht es letztlich doch immer um seine Heimatstadt. Ihr ist er, wie in seinem Leben, so auch in seinen Forschungen stets treu geblieben. In diesem Beziehungsgeflecht hat er eine Fülle von Aspekten entfaltet: Personen, Bauwerke, Glocken, Schlachten, Epochen, einschneidende Ereignisse. Thematisch bilden seine Arbeiten ein farbiges Gewebe aus vielen bunten Fäden, und es wäre müßig, nachträglich nach dem einem, dem roten Faden zu suchen – gerade die Verschieden- artigkeit und Bandbreite beeindruckt. Doch wenn man genauer liest, werden einzelne Stränge quer durch das Gesamtwerk deutlich, Schwerpunkte, auf die seine Überlegungen immer wieder zurück- kommen. Einer ist die Verbindung Villingens mit Habsburg. Die 479 Jahre, in denen die Stadt „das Schicksal des Hauses Österreich-Habsburg teilte“ (so in der Einleitung über die Schlacht von Näfels) hält er für eine glückliche Epoche ihrer Geschich- te, und in seiner Schilderung ihrer „unfreiwilligen Trennung vom Haus Österreich“ ist, wenn auch verhalten, ein Bedauern darüber zu spüren, daß und wie sie zu Ende ging. In solchen Wertungen möchte man entfernt noch jenes traditionelle Vil- linger Selbstbewußtsein wirken sehen, das durch Anhänglichkeit an Habsburg und Skepsis gegen- über dem rheinbündischen und protestantischen Baden geprägt ist. In diesen Zusammenhang gehört auch die Dokumentation der Radhauben. Der Kopfputz der Altvillingerin ist in ähnlichen Formen im ganzen ehemals vorderösterreichischen

Raum verbreitet. Hermann Preiser hat Jahre damit verbracht, Museen im Breisgau, am Bodensee, in Oberschwaben und in Vorarlberg nach entspre- chenden Zeugnissen zu durchsuchen. Herausge- kommen ist eine systematische Photodokumen- tation in mehreren Bänden; auch sie hätte es verdient, als Buch veröffentlicht zu werden. Im- merhin haben durch Vorträge wenigstens die Villingen von dieser volkskundlichen Leistung Gewinn gehabt.

Ein Ort, den Hermann Preiser in seinen Über- legungen immer wieder umkreist hat, ist die Warenburg. Über sie gibt es kaum direkte Belege; daher ist der Forscher ganz auf Hypothesen ver- wiesen. Hermann Preiser hat sich ihr auf verschie- denen Wegen genähert – siedlungsgeschichtlich, philologisch, genealogisch. Seine Vermutungen werden plausibel, weil sie vergleichend und aus dem umfassenderen Zusammenhang der Stadt- entstehung entwickelt sind. Vielleicht wird eines Tages ein Archäologe bestätigen können, was Hermann Preiser vorgedacht hat.

Manche nur scheinbar disparate Arbeiten werden durch ein gemeinsames Motiv zusammengehal- ten. Glockengießer, Kloster-Guetili oder die Wald- mühle verweisen auf die Bestandteile der Villingen Kultur, die allmählich aus dem Bewußtsein ver- schwinden oder schon verschwunden sind. Her- mann Preiser hat sie erlebt; sie waren Teil eines Villingen, das er noch erfahren hat. Die Kunde davon wollte er im Wandel der Verhältnisse be- wahren: Erinnerung ist vielleicht sein stärkster Antrieb zu sammeln und zu schreiben. So gilt auch für ihn, was Herodot, der erste wissenschaft- liche Historiker, vor fast 2500 Jahren in der Ein- leitung zu seinem Werk als seine Absicht dargelegt hat: „Was er erkundet, das hat er aufgezeichnet, damit nicht mit der Zeit verblasse, was von Men- schen geschah.“

Im Geschichts- und Heimatverein hat Hermann Preiser seine Erkenntnisse in zahlreichen Vorträ- gen einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. In vierzehn von zweiundzwanzig bisher erschienenen Jahreshften ist er mit einem oder auch mehreren Beiträgen vertreten.



Für seine Verdienste um die historische Heimatforschung erhielt er 1991 die Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg. Der Bürger, der aus Traditionen lebt, der Laie, der zum Historiker wurde, verkörpert mit Herz und Verstand eine lebendige städtische Geschichtskultur.

Veröffentlichungen Hermann Preisers

(in der Reihenfolge des Erscheinens)

1. Fürstabt Hugo von Villingen und die Thermen bei Ragaz, in: *Ekkhart* (1969), wieder abgedruckt in: *GHV XI* (1986/87), S. 38-42
2. Der Villingener Glockenraub in Schwenningen. Ein Ausschnitt aus der Villingener Glockengeschichte, in: *Ekkhart* (1971), S. 128-135 – wieder abgedruckt in: *GHV X* (1985/86), S. 6-10
3. *Die Herren von Kürneck*. Veröffentlichungen des Stadtarchivs Villingen 1, Villingen-Schwenningen 1975
4. Die Wasser-Belagerung im Jahre 1634, in: *GHV II* (1975), S. 22-27

5. Gedanken zur Geschichte unserer Stadt im 11. und 12. Jahrhundert, in: *GHV III* (1977), S. 23-30
6. Villingener „Kloster-Guetli“ und andere klösterliche Kostbarkeiten, in: *GHV VI* (1981), S. 36-37
7. Die Warenburg in Villingen - die Martinskapelle in Kirchdorf: Geschichtlicher Zusammenhang oder zufälliges Nebeneinander, in: *GHV VII* (1982), S. 6-8
8. „gloggen slahn und sturm lüten ...“ Villingener Glockengeschichte von den Anfängen bis heute, in: *GHV IX* (1984/85), S. 39-63
9. Beiträge zum Sammelband *Oberkirnach. Hofchronik und Dorfgeschichte*. St. Georgen, 1987: Einleitung zur Hofgeschichte, Chronik der Höfe und Häuser in Oberkirnach, S. 41-216; Hofkäufe in Oberkirnach durch die Fürstlich Fürstenbergische Standesherrschaft, Der Fürstlich Fürstenbergische Besitz auf der Gemarckung Oberkirnach 1896, Die Uhrmacher in Oberkirnach, S. 270-275
10. Als die Villingener ihr Fähnlein verloren ... oder 600 Jahre Schlacht bei Näfels in der Schweiz, in: *GHV XIII* (1988/89), S. 6-15
11. Rätselhafte Felszeichnungen, in: *GHV XIV* (1989/90), S. 112-113
12. Das Schicksal der Villingener Benediktinerkirche. Nach der Säkularisation bis zum Verkauf durch die Stadt an die katholische Kirchengemeinde im Jahre 1912, in: *GHV XVI* (1991/92), S. 10-13
13. Die unfreiwillige Trennung der Stadt Villingen vom Haus Österreich und der Übergang an den Herzog von Modena und danach an das Großherzogtum Baden, in: *GHV XVII* (1992/93), S. 23-31
14. Villingen nach dem Dreißigjährigen Krieg, in: *GHV XVIII* (1993/94), S. 40-45
15. Die Warenburg, in: *GHV XIX* (1994/95), S. 57-60
16. Victor von Scheffel in Rietheim, in: *GHV XIX* (1994/95), S. 87-90
17. Die frühere Waldmühle und ihre Nachfolger, in: *GHV XXI* (1996/97), S. 76-78

Zurück zu den Wurzeln

Die Beziehungen der Universität Freiburg zu Villingen



Am 15. und 16. April 1999 präsentierte sich die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg mit öffentlichen Vorträgen, Studienberatung, einer Ausstellung in der Hauptstelle der Sparkasse und einem Konzert des Akademischen Orchesters. Der Rektor der Universität Freiburg, Prof. Dr. Wolfgang Jäger sprach zur Einführung im Franziskaner-Konzerthaus über die Beziehungen der Universität zu Villingen.

Den Schlußpunkt der Universitätstage setzte ein vom Geschichts- und Heimatverein organisierter Abend, der ganz im Zeichen von Heimat- und Regionalforschung stand. Nachstehend veröffentlichen wir Auszüge aus der Rede von Professor Jäger, die wir der Pressemitteilung der Stadt Villingen-Schwenningen entnommen haben.

Die Universitätstage in Villingen sind mehr als eine Referenz zum Jubiläum „1000 Jahre Markt-, Münz- und Zollrecht Villingen“. Denn im Villingener Kloster der Franziskaner, so schreibt die Geschichte, seien die Ursprünge der ehrwürdigen Freiburger Universität zu suchen. Dort nämlich trafen sich im Juni des Jahres 1455 Erzherzog Albrecht und Matthäus Hummel, ein Mann aus altem Villingener Geschlecht, um über die Errichtung einer Universität zu disputieren. Mit Bedacht hatte der Herrscher sein Augenmerk auf den dreifachen Doktor der freien Künste, des Kirchenrechts und der Medizin gerichtet, denn im Alter von gerade 30 Jahren war dieser Mann bereits ein erstrangiger Gelehrter, ein vielgepriesener Magister und Erster Rat seines erzhertzoglichen Landesherrn. **Matthäus Hummel** erhielt den Auftrag zur Errichtung der „Albertina“ und wurde mit dem 30. April 1460 erster Rektor der Freiburger Universität. „Die Weisheit hat sich ein Haus erbaut“ begann er an jenem Tag seine denkwürdige Eröffnungsrede, die er mit der Ermahnung schloß: „Die Hochschule hat nur einem Ziel zu dienen: der Wahrheit.“ Auch nach dem Gründungsrektor, der zweiundfünfzigjährig in Freiburg verstarb,

blieben die Verbindungen zwischen der noch jungen Universität und Villingen im Bildungswesen sehr eng. Auf Matthäus Hummel folgte als Rektor der Villingener Bürgersohn Ulrich Rotpletz, Professor des Kirchenrechts, der sich mit Eröffnung der Universität als Student immatrikuliert hatte, und auch dessen Nachfolger, Jakob Streit, war als Professor der Pandekten (ein Jurist) sechsmaliger Rektor der Freiburger Alma Mater. Als ordentlicher Professor lehrte dort auch der Villingener Sigismund Wittumb Villingamus und der Ordinarius des Zivilrechts Wolfgang Streit. Auch Trudpert Neugart, 1742 in Villingen geboren, ist in seiner Heimatstadt und in der Chronik der Freiburger Universität unvergessen. Zunächst Lehrer der Theologie in St. Blasien und Seelsorger in Orten des südlichen Schwarzwaldes, kam er als Professor für orientalische Sprachen nach Freiburg und schrieb dort sein Werk „Einführung der biblischen Sprachen in das Theologiestudium an der Universität Freiburg“. Nicht nur an der Spitze der Universität gaben sich die Gelehrten aus Villingen buchstäblich die Klinke in die Hand, auch die Studierenden nutzten die Nähe zur Freiburger Universität und ihren schon damals ausgezeichneten Ruf.

Siebenmal Zuflucht vor der Pest in Villingen

Es war eine schlimme Zeit, in die die „Albertina“ hineingeboren wurde. Schwere Pestepidemien rafften in Europa die Menschen dahin, und auch die Raumschaft Freiburg blieb von der „bösen Luft“ nicht verschont, was wiederum direkt Auswirkungen auf die Partnerschaft zu Villingen zur Folge hatte. Verstorbene Professoren und ein dramatischer Rückgang der Immatrikulationen, Geldmangel und Abwanderung der Gelehrten und Magister zwangen zum Handeln. So schickte man den Magister Johannes Bollanus, ausgerüstet mit einem Kredenzschreiben und einer Abschrift des Maximilianischen Freiheitsbriefes gen Villingen, um den Rat der Stadt „um ehrfürchtige und angemessene Aufnahme“ zu bitten. Was bedeutete, daß zunächst einzelne Zweige und schließlich eine ganze Fakultät vom pestbedrohten Freiburg nach Villingen umsiedelten, wobei Kaiser Maximilian verfügte, daß die Lehrenden und Studierenden an ihrem Fluchtort die gleichen Rechte und Freiheiten genießen sollten wie in Freiburg selbst.

Die Rektoren der Universität mögen sich dabei den Rat des Freiburger Theologieprofessors Dr. Joachim Landolt zu eigen gemacht haben, als sie darangingen, ihren Lehrbetrieb vorübergehend in das Villingener Kloster der Minoriten, vornehmlich aber auch in das Franziskanerkloster zu verlegen. Der Stadtpfarrer schreibt nämlich in seiner „Christlichen Antwort von der Flucht zur Zeit regierender Pestilenz“: „Drei Dinge sind, dadurch jedermann der der Pestilenz entfliehen kann. Fleuch bald, zeuch weit von solcher Gränz, darin regiert die Pestilenz. Komm langsam wieder in die Stadt, da solche Sucht regieret hat.“

Insgesamt siebenmal erfolgten in Zeiten der Pest Verlegungen der Universität Freiburg nach Villingen. Die seit dem frühen Mittelalter bestehende Verkehrsanbindung über das Wagensteigtal den

Schwarzwald hinauf, die gesunde Höhenluft, vor allem aber die fürsorgliche Aufnahme durch die Menschen in den Klöstern und auch den Bürgerhäusern mögen der Grund dafür gewesen sein, daß Villingen immer wieder Ziel der Pestflucht wurde – in Niederschriften ist allerdings auch nachzulesen, daß der Zufluchtsort Villingen nicht wegen der günstigen Lage, „sondern wegen des aus dem Zehnten dort zufallenden Getreides als der günstigere aller Orte“ ausgewählt wurde. Wie auch immer, das Raumangebot im Franziskanerkloster jedenfalls genügte den gelehrten Herren und ihren Studierenden, man hatte ausreichend Hörsäle für die einzelnen Fakultäten, zufriedenstellende Unterkünfte für Schlafräume und Lagerstätten und sogar einen Karzer für jene jungen Wilden, die statt sich der klösterlichen Ruhe hinzugeben zur Nachtzeit mit frechem Geschrei durch die Gassen gelaufen seien und anschließend außerhalb der Stadttore noch eine Gans gefangen hätten.

Die vor der Pest geflüchteten Gäste aus Freiburg nahmen die Gastfreundschaft nicht als Selbstverständlichkeit. Es gab viel Lob und Dank und sogar kostbare Geschenke. So schrieb im September des Jahres 1594 der Rektor der Senatsversammlung, daß „die Freundlichkeit der Villingener derart ist, daß wir sie mit recht preisen müssen...“. Schon Jahre zuvor erhielten die Minoriten für ihr erwiesenes Wohlwollen ein kunstvoll gebundenes und mit Silber reich verziertes Meßbuch. Eine Ehre ganz anderer Art wurde ebenfalls 1594 den Franziskanern zuteil: Für sie veranstaltete die Universität ein Festmahl und eine „comedia“, an der der Rektor, der Graf von Fürstenberg, die Adligen der Stadt, der Abt von St. Georgen, der Ratsschreiber, der Komtur der Johanniter und alle Franziskanerpater teilnahmen. Als Dreingabe spendeten die Gäste 27 Gulden, die zur Restaurierung eines Kirchenfensters genutzt werden sollten.

Villingen wird 1000 Jahre alt ...

Klaus Walz

Der Verfasser ist langjähriges Mitglied unseres Vereins und aktiver Hobbymaler, er hat bei der Ausstellungs-Eröffnung der sogenannten „Mittwochsmaier“ in der Villingen Volksbank im April 1999 seine Gedanken zum Stadt-Jubiläum in Versform aufbereitet, die wir auszugsweise wiedergeben.

Ihr wißt, daß unsere schöne Stadt
ein großes Jubiläum hat
im Jahre 19 hundertneunundneunzig
und Alt und Jung und alle freu'n sich.

Bedeutsam ist der Sachverhalt:
Villingen wird 1000 Jahre alt!
Und feierlich wie ein Tedeum
begeh'n wir dieses Jubiläum.
Die Heimischen und Zugereisten
woll'n so ihren Beitrag leisten
zum Wohl und Wehe dieser Stadt –
Vivat! Crescat! Floreat!

Kurz ein paar Sätze, die vernommen,
wie es zur Stadtgründung gekommen.
– Einst war 'ne Siedlung an der Stelle,
wo heut noch fließt die Altstadtquelle.
Filingo hieß das Sippenhaupt.
Daraus entstand dann, wie man glaubt
der Name Villingen als Stadt,
der Name, den sie heut noch hat.

Um das Jahr 1000 war, als Richtungsweiser,
Otto der Dritte deutscher Kaiser.
Im Welschland tobte der Progom.
Drum zog er mit dem Heer nach Rom,
um dort im Kampf mit den Rebellen
die Ordnung wieder herzustellen.
In Ottos Heer – und das ist wahr –
zog mit Graf Berthold von der Baar.
Nicht, daß ich diesen Grafen lobe,
er war vielmehr ein Mann für's Grobe;
jedoch in Rom und den Abruzzen
war er dem Kaiser sehr von Nutzen.
Drum hat der Kaiser, wie gewohnt,
für seine Taten ihn belohnt.
Er hat dem Berthold für sein Mü'h'n

das Markt-, Münz-, Zollrecht gar verlieh'n
für unsere Stadt am Rand der Baar,
was neuhundertneunundneunzig war,
wovon das Dokument uns kündet,
das leider sich in Karlsruh' findet.

Nun durch des Kaiser Wohlverhalten,
konnte sich die Stadt recht entfalten,
nachdem man rechts der Brigach sie verlegt.
Man hat zunächst das Sumpfbereich entwässert,
das Fundament zum Bau der Stadt verbessert,
dann mit dem Wehrbau richtig losgelegt.
Damit das, was man baut, auch bleibt von Dauer,
baut ringsherum man erst mal eine Mauer,
zum Schutz der Bürger gegen Aggressoren,
die heut noch gut erhalten, mit 4 Toren,
mit Wehrgang, Graben und mit weiteren Türmen –
kein böser Feind konnt' je die Stadt erstürmen!
Man baut das Münster, Kirchen und Kapellen
– Anreiz zu vielen von den Aquarellen – wie auch
manch Kloster und manch schön' Gebäude
als Zierde unserer Stadt und uns zur Freude!

Motive gib'ts gar viele in der Stadt,
die viele malenswerte Winkel hat;
Häuser, die krumm und schief und ja nicht glatt,
weil dann der Maler Freude hat!

So können wir das Malen nur empfehlen.
Mitbürger, laßt vom Malen euch beseelen,
werft euch als Hobby auf die Malerei!

Wer malt, dem winken „Ehre, Geld und Ruhm...“
doch leidergottes meistens erst posthum.
– Die Bilder, jetzt noch gar nicht teuer,
steigen dereinst mal ungeheuer
im Preis, wie sich die Geschichte lehrt;
doch manchmal ist's auch umgekehrt!

Allgemein

Das Aufkommen der verschiedenen Trachten geht in der Regel auf das Ende des 18. Jahrhunderts zurück.

Hauptsächlich wurde die Tracht in ländlichen Gegenden getragen. Sie unterscheidet sich nach Landschaften, Konfessionen und dem Familienstand der Trägerin sowie auch in Werktags- und Sonntagstracht. Ebenfalls spiegelt sich die Zugehörigkeit zur jeweiligen Herrschaft im Aussehen der Tracht wider.

Die Tracht wird als Traditionsgut angesehen. Dennoch haben verschiedene Bedürfnisse und Anpassungen, Veränderungen und Weiterentwicklungen der Trachten bewirkt. Schönheitsempfinden, das zur Verfügung stehende Material, Schmuckbedürfnisse sowie die vielfältigen Strömungen der bürgerlichen Mode haben bis heute ihre Entwicklung beeinflusst.

Die Altvillingerin

Die Tracht der Altvillingerin stammt aus der Zeit, als Villingen dem Hause Habsburg unterstand und über Jahrhunderte zu den vorderösterreichischen Landen gehörte (1326–1803). Dies ist im Besonderen an den Radhauben zu erkennen, die ebenfalls in den Städten Radolfzell, Überlingen, Markdorf, Meersburg, Bad Buchau, Konstanz, Saulgau und andere mehr, heute noch getragen werden. In früheren Zeiten war das Tragen der Tracht an Sonn- und Feiertagen, Festtagen und bei besonderen Anlässen und Empfängen von Persönlichkeiten üblich.

Heute wird die Tracht bei Trachtentreffen im In- und Ausland, bei Empfängen und heimischen Festlichkeiten sowie an den Fastnachtstagen getragen. Die Altvillingerin wird oft von männlichen Personen begleitet, die Trachten des 18. Jahrhunderts



tragen. Diese Trachtenform ist stark an die Darstellung der verschiedenen Zunftmeister auf den Zunfftafeln um 1750 angelehnt. Schwarze Bundhose mit weißen Strümpfen, verschiedenfarbige Gehröcke mit bunter Weste und seidnem Schal. Dazu trägt der Begleiter einen Dreispitz.

Das Kleid der Altvillingerin, wie die Trägerin der Tracht benannt wird, besteht aus Rock und Jacke mit Schösle, und ist meist aus Seidenstoff oder Wollstoff in verschieden gedeckten Farben. Ein weitschwingender Rock mit saumabschließender Besenlitze ist gut erkennbar. Ein weißer Baumwollunterrock mit Rüschen in mehreren Ebenen,

geben dem Rock einen festeren Halt. Ärmel und Halsausschnitt sind mit weißer Spitze besetzt.

Das seidene Schultertuch mit geknüpften Fransen gibt es mit Rosenmuster, als Flammenschal, aber auch gestickt mit verschiedenen Blumenmustern. Es wird kurz gehalten über der Schulter getragen. An kalten Tagen wird der durchgewobene Wiener-schal zusätzlich über dem Seidentuch getragen.

Die Schürze aus Schillerseide, stets im passenden Kontrast gehalten, ist gesmokt und bedeckt die Hüfte der Trägerin.

Die Altvillingerin trägt dazu weiße Handschuhe sowie weiße Trachtenstrümpfe und schwarze Spangenschuhe mit flachen Absätzen.

Das Prachtstück der Tracht ist die Radhaube. Sie ist meist in Goldplatt-Hohlspitze gehalten, geklöppelt oder mit fertiger Borte bestückt.

Auf ihr sind oftmals verschiedenartige Ornamente zu sehen, z. B. „das Pfauenmuster“, ein barockes stilisiertes Blumenmuster und andere mehr.

Das Haubenbödele ist der Haube entsprechend bestückt und ziert die Haube nach hinten ab. Eine weiße Seidenschleife, mit zwei langen Bändern ist

am Haarboden befestigt und verleiht der Haube ein schönes Aussehen. Weiße, gefaltete Spitzen zieren die Haube ab.

Die Goldhaube ist die sogenannte „Patrizierhaube“. Die etwas bescheidene, aus Chenille gefertigte „Schwarze Radhaube“ deutete früher auf den Stand der Bürgerin. Auch sie wird heute noch getragen. Die Radhaube sitzt so auf dem Kopf, daß das Rad schräg nach oben schaut.

Im Gegensatz zur Bodenseehaube ist die Villinger Haube flacher abgewinkelt.

Die Haare der Trägerin werden zu einem Knoten, dem sogenannten „Dutt“ gesteckt, der einen besseren Sitz der Radhaube gewährleistet. Ein künstlicher „Dutt“ erfüllt ebenfalls diesen Zweck.

Als Accessoire wird zusätzlich Granatschmuck getragen: eine Brosche, Ohrringe sowie eine vier- bzw. sechsreihige Halskette.

Dieser verleiht der Altvillingerin ein vornehmes Aussehen. In einem Stofftäschchen, aus dem Stoff des Kleides gearbeitet, mit Borten verziert und von Kordeln gehalten, kann die Altvillingerin weitere Utensilien mittragen.



Tradition und Fortschritt im Einklang

Hartmut Dulling

Büroeinrichtungshaus Wiebelt

vor 95 Jahren als Buchhandlung in Villingen gegründet



Der Firmengründer: Franz Karl Wiebelt gründete 1905 als 25jähriger die Buchhandlung F. K. Wiebelt in Villingen.

Man schrieb das Jahr 1905. Franz Karl Wiebelt war auf dem Weg von der Pfalz in die Alpen, als er seinen Zug für einen kurzen Aufenthalt im badi-schen Villingen verließ. Diese Stadt gefiel dem 25 Jahre jungen Mann sehr, und er faßte einen Entschluß.

Ein Vierteljahrhundert später berichtete das „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“ in seiner Ausgabe Nummer 227 vom 30. September 1930 über diesen Entschluß und die anschließende Entwicklung wie folgt:

„Die Firma F. K. Wiebelt, Buch- und Kunsthandlung in Villingen (Schwarzwald) wurde am 1. Okto-

ber 1905 von Herrn Franz Karl Wiebelt gegründet, der heute noch Inhaber ist. Er erlernte in Zweibrücken den Buchhandel und war dann als Gehilfe in Limburg a. d. Lahn, Trier, Bregenz a. B. und in Düsseldorf tätig. Nach einem Erholungsurlaub im Sommer 1905 kam er nach Villingen im Schwarzwald. Es gab zu jener Zeit dort noch keine eigentliche Buchhandlung. Eine Buchdruckerei mit unbedeutender Buchhandelsabteilung und Buchbinder-geschäfte, deren Inhaber fast durchweg alte Leute waren, versorgten die Einheimischen mit geistiger Kost. So entschloß sich Herr Wiebelt, Anfang August eine Buchhandlung zu gründen, nachdem ihn einheimische Persönlichkeiten dazu ermuntert und ihre Unterstützung zugesichert hatten. Ein geeigneter Laden in guter Lage war bald gefunden. Durch die überaus exakte und prompte Lieferung, die der Bezug beim Barsortiment Koch in Stuttgart möglich machte, bekam die Firma sofort einen guten Ruf. 1908 schon konnte das Haus erworben werden, in dem der gemietete Laden sich befand, der 1909 umgebaut und mit zwei großen Schaufenstern versehen wurde. 1915 wurde Herr Wiebelt als 35jähriger Landsturmmann eingezogen. Ein gütiges Geschick ließ ihn nach Kriegsende zu Familie und Geschäft wieder zurückkehren, das seine tapfere Frau unter Überwindung großer Schwierigkeiten weitergeführt hatte. Im Jahre 1919 wurde die seit 40 Jahren in Villingen bestehende Papier- und Schreibwarenhandlung B. Neiningen erworben und systematisch zu einem Fachgeschäft für Bürobedarf ausgebaut. Jetzt reicht der Platz nicht mehr aus und die Abteilungen sollen wieder getrennt werden.“ Soweit das „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“.

Franz Karl Wiebelt war nicht nur Buch- und Kunsthändler, er war auch ein Förderer der Kunst und junger Künstler, er war Verleger, und er war ein respektierter Bürger, der sich sein Leben lang

sozial engagierte. Zeitzeugen sind die vielen persönlichen Kontakte, die er zu Künstlern pflegte, noch im Gedächtnis, und im Familienbesitz befinden sich aus jenen Jahren noch Handzeichnungen von Ludwig Thoma. Im Hof des Geschäftshauses in der Bickenstraße erinnert ein Madonnenbild an der Wand des früheren Ökonomiegebäudes an den Villingener Kunstmaler Paul Hirt, von dem als Dank für erfahrene Unterstützung gemalt.

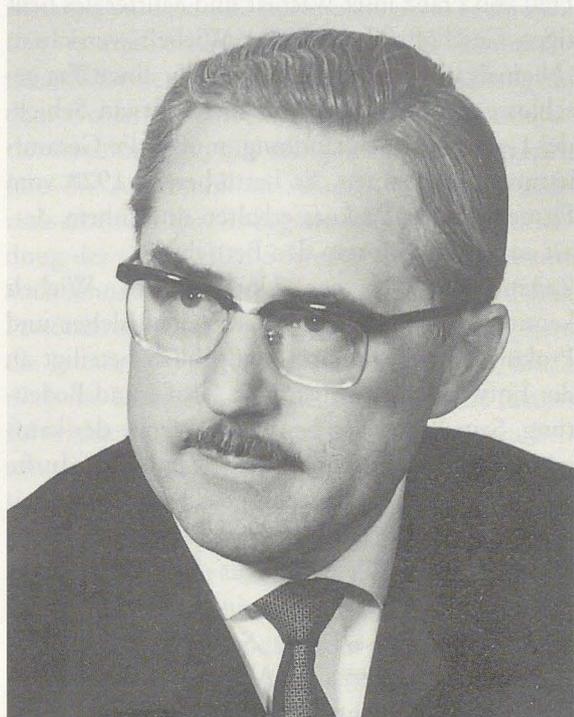
Als Verleger nahm sich Franz Karl Wiebelt der regionalen Literatur an, zum Beispiel der Aufzeichnungen über den großen Villingener Umzug von 1899 zum 900. Jubiläum der Marktrechtsverleihung. In der Zeit der großen Not richtete er in seinem Haus in der Bickenstraße eine private Kleiderkammer ein und half damit vielen bedürftigen Menschen in der Stadt. Selbst Vater von sechs Kindern, gründete er 1928 den Verein für Kinderreiche und kümmerte sich, auch als Stadtrat, besonders um die Kinderschule und das Waisenhaus.

„Herr Wiebelt gehörte zu den angesehensten Bürgern der Stadt“, erinnert sich Ewald Merkle. Der Ehrenbürger der Stadt Villingen-Schwenningen trat am 1. April 1939 eine kaufmännische Lehre in der Firma F. K. Wiebelt an. Sein Vater war mit dem Buchhändler Wiebelt gut bekannt, erzählt Ewald Merkle, und so klappte es mit der Lehre in diesem geachteten Betrieb.

Auch wenn F. K. Wiebelt damals schon eine anerkannte Buchhandlung und ein gut sortiertes Geschäft für Bürobedarf war, so ließ sich doch die heutige Größe und Bedeutung des Unternehmens für Büroorganisation noch nicht erahnen. „Wir waren sechs in dem kleinen Büro“ schmunzelt Altstadtrat Merkle und weiß noch gut: „und der Herr Wiebelt mittendrin als Verwalter des Kassenschanks“.

Der technische Kundendienst bestand aus Hans Schweizer, dem Ewald Merkle auch schon mal zur Hand ging, abends nach dem Geschäftsbetrieb. Er hat viel gelernt bei Wiebelt, wurde zu allen Arbeiten herangezogen und bekam früh Verantwortung übertragen.

Der Lehrling Merkle war auch schon im Maschinen- und Möbelverkauf eingesetzt, kennt heute noch die Marken von damals, zum Beispiel Rechenmaschinen von Rheinmetall, Vervielfältiger von Roto oder Büromöbel von Stolzenberg aus Baden-Baden. Allerdings verlangte die Zeit weniger nach verkäuferischen Talenten, dafür mehr nach tröstender Beredsamkeit. Denn der Krieg tobte bereits, ohne Bezugsschein ging fast nichts mehr. Die Maschinen konnten nicht einfach bestellt werden, sondern wurden zugeteilt.



Der Sohn des Firmengründers: Franz Josef Wiebelt errichtete vor 20 Jahren das Büromusterhaus im Stadtgebiet Vockenhausen.

Am 1. Juli 1939 kam **Franz Josef Wiebelt**, einer der Söhne und Vater der heutigen Geschäftsführungsgeneration, nach Villingen zurück. Mehrere Jahre war er in München gewesen, hatte dort umfangreiche Erfahrungen auf dem Gebiet der Büromaschinen und Büroausstattung gesammelt. Er, der Absolvent der Oberhandelschule und Kaufmann, übernahm in Villingen die Abteilung Büromaschinen, Büromöbel und Organisationsmittel. Sein Bruder Bruno, studierter Germanist, war als Leiter der Buchhandlung vorgesehen. In-

des, beide mußten in den Krieg ziehen, Bruno Wiebelt kehrte nicht mehr zurück, acht Wochen vor Kriegsende fiel er in Rußland.

Im Frühjahr 1940, die Söhne im Krieg, traf die Familie wie auch das Geschäft ein herber Schicksalsschlag. Ewald Merkle erinnert sich: „Am Abend hatten wir noch eine Betriebsversammlung im Raben. Am nächsten Morgen erfuhren wir, daß der Chef völlig unerwartet gestorben war. Es war schlimm.“

Aber das Geschäft ging weiter. Edith Wiebelt, die Frau von Franz Josef Wiebelt und Mutter des heutigen Geschäftsführers Franz Wiebelt, versichert: „Niemand war das Geschäft auch nur einen Tag geschlossen.“ So auch damals nicht. Erwin Schick, der Leiter der Buchhandlung, mußte die Gesamtleitung übernehmen. Er hatte bereits 1928 vom Firmengründer Prokura erhalten und führte, derart ausgestattet, fortan den Betrieb.

Zeitsprung: Wer das Unternehmen Wiebelt kennt, kennt Gisbert Schwer, Verkaufsleiter und Prokurist der Firma und maßgeblich beteiligt an der Entwicklung zur heutigen Größe und Bedeutung. Sein Berufsweg begann 1951 mit der kaufmännischen Lehre bei Wiebelt. Zum Chef durfte er „Onkel Franz“ sagen, denn dessen Frau und seine Mutter waren Schwestern.

Die Zeit des Wiederaufbaus hatte begonnen. Rund zehn Leute arbeiteten in der Firma, darunter auch Prokurist Erwin Schick und Gebhard Huber, der Leiter der Abteilung Bürobedarf. „Dazu hatten wir noch einen Außendienstmitarbeiter für Frankiermaschinen“, erzählt Gisbert Schwer. Er selber kam morgens mit dem Fahrrad von Pfaffenweiler zur Arbeit in den Laden in der Bickenstraße, wo im Winter ein großer metallener Ofen für wohlige Wärme sorgte.

„Die Mehrzahl der Kunden waren Privatleute“, berichtet Gisbert Schwer. „Wiebelt war die größte Buchhandlung. Viele prominente Bürger kauften bei uns ihre Bücher, auch dank der persönlichen Kontakte, die Herr Schick pflegte.“

Franz-Josef Wiebelt, der Sohn des Firmengründers, packte die Bereiche Bürobedarf, Büromaschinen und Büromöbel an. Wohl zählten die Fir-

men Saba, Kienzle und Binder zu den Kunden, auch die Stadtverwaltung, aber die Betriebe außerhalb von Villingen deckten ihren Bedarf in Freiburg und Stuttgart, beschreibt Gisbert Schwer die Situation.

Der Chef sah die Zukunft der Firma auf dem Gebiet der maschinellen Büroorganisation, und Schwer nennt ein einleuchtendes Beispiel dafür: „Wenn wir eine Buchungsmaschine verkaufen konnten, waren das auch damals schon 15000 Mark Umsatz“, viel Geld in einer Zeit, in der hohe Gehälter bei 500 Mark im Monat lagen.

Gisbert Schwer lächelt, wenn er an den Ausstellungsraum von damals denkt. „Das war ein Räumchen mit vielleicht drei oder vier Schreibtischen darin. Immer abgeschlossen. Wenn jemand kam, haben wir schnell abgestaubt“, plaudert der Prokurist von den Anfängen. Auf jeden Fall hatte der Lehrling Schwer seine Zukunftspläne schnell abgesteckt. Wie auch sein Lehrherr und Onkel setzte er auf Maschinen und Büroausstattung.

Als der junge Mann ausgelernt hatte und den Führerschein in der Tasche, bekam er sein erstes Dienstauto, einen Lloyd Kastenwagen. „Da paßte ein Schreibtisch mit 78er Maß ‘rein“, erklärt der Verkaufsleiter. Dann hieß es „Klinken putzen“. Wohl wurden erste Zeichen des sich anbahnenden Wirtschaftsaufschwungs sichtbar, die Unternehmen investierten, aber eher in die Fertigung als in die Verwaltung.

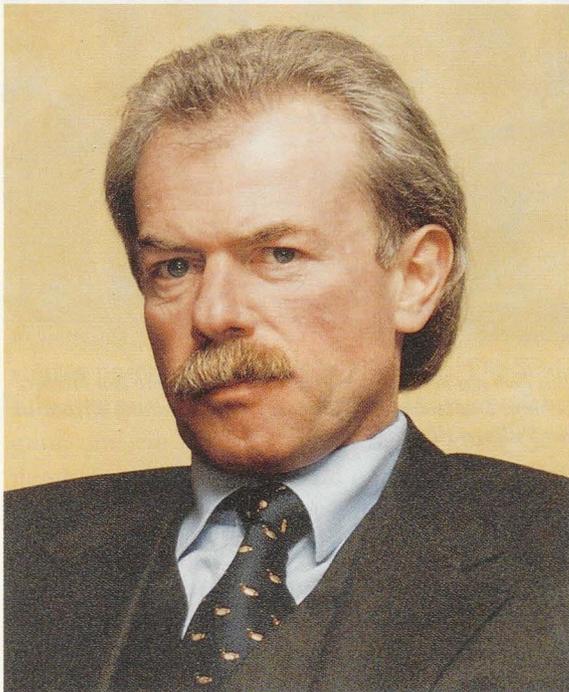
Dennoch, es ging voran. Dazu trug auch die technische Entwicklung bei. Gisbert Schwer nennt als Beispiel die Diktiergeräte, erst solche mit großen Platten, dann mit immer kleiner werdenden Platten, schließlich mit Kassette und heute die digitale Technik.

Ähnlich war es mit den Kopiergeräten. Am Anfang gab es die Apparate mit Flüssigtoner, dann schritt die Technik fort über das Thermkopierverfahren, Zinkoxydkopierer, Normalpapierkopierer, und heute sind aus Kopiergeräten Dokumentenvervielfältigungs- und verwaltungssysteme geworden, selbstverständlich voll digitalisiert und in Farbe. Und Lasertechnik ist längst Standard. „Aber auch damals waren zwei von uns schon unter den erfolg-

reichsten zehn Verkäufern in Deutschland“, denkt Gisbert Schwer nicht ohne Stolz an die Bestenliste beispielsweise bei Canon zurück.

Die gemeinsamen Anstrengungen brachten das Unternehmen Wiebelt nach vorn, bald war es das größte Fachhandelshaus für Büroorganisation in der Region. Die Kehrseite der Medaille: Obwohl mittlerweile auf vier Gebäude verteilt, platzte der Betrieb in der Bickenstraße aus allen Nähten.

Im Jahr 1978, F.K. Wiebelt beschäftigte fast 50 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, entschloß sich Franz Josef Wiebelt, der Enge ein Ende zu bereiten und einen Neubau zu errichten. An der Vockenhauser Straße erwarb er ein Grundstück und baute dort ein großzügig geplantes Büromusterhaus, das 1979 eröffnet wurde. Inzwischen sind in der Vockenhauser Straße angrenzende Gebäude dazugekauft beziehungsweise angemietet worden.



Der Enkel des Firmengründers: Franz Wiebelt führt das Unternehmen in das Zeitalter der Kommunikationstechnologie.

Natürlich besteht das Ladengeschäft in der Bickenstraße nach wie vor. Die Buchhandlung dort, Keimzelle des Unternehmens, wird seit langem von Beatrice Wiebelt geleitet, Schwester von

Franz Wiebelt, der die Firma seit dem Tod seines Vaters im Jahr 1990 allein führt.

Auch unter seiner Ägide expandiert der Familienbetrieb weiter. Heute arbeiten in der F. K. Wiebelt GmbH & Co. KG in mehreren Betriebsstätten 98 Menschen. Der Fuhrpark, auch ein Beispiel für das Wachstum, der 1953 mit dem Lloyd Kastenwagen für Gisbert Schwer auf zwei Fahrzeuge vergrößert worden war, umfaßt jetzt derer 48. Zum Technischen Kundendienst, der einst aus Hans Schweizer allein bestand, zählen mittlerweile 25 Mitarbeiter, davon 22 hochqualifizierte Techniker. Die kontinuierliche Entfaltung des Unternehmens Wiebelt ging einher mit der Entwicklung auf dem Gebiet der Informations- und Kommunikationstechnologie, die übrigens im vergangenen Jahr die Automobilindustrie im Wachstum erstmals überholt hat. Es begann schon mit der Erfindung der elektrischen Schreibmaschine, die heute auch schon wieder fast verschwunden ist und dem Personalcomputer Platz gemacht hat, dann kam die immer besser werdende Kopiertechnik, hinzu noch die Telefaxtechnologie, schließlich die rasante Entwicklung der Elektronischen Datenverarbeitung. Wer denkt schon noch an riesenhafte Lochkartenrechenanlagen mit weniger Kapazität als sie heute ein Taschenrechner für 9,95 Mark hat.

Wiebelt hat mit dieser Entwicklung ständig Schritt gehalten und sich stets die Partnerschaft mit bedeutenden Produzenten und Lieferfirmen gesichert. Zu denen zählen heute unter anderen die Büromöbelhersteller König & Neurath, USM Haller, Renz, Rosenthal, Vitra und Wilkhahn. Im EDV-Bereich setzt Wiebelt auf Siemens, ist deshalb auch autorisierter Datev-Systempartner, und in der Kopier- und Telefaxtechnik arbeitet Wiebelt mit Konica und Ricoh.

Große Projekte in der Region waren die Landratsämter in Tuttlingen, Rottweil und Villingen-Schwenningen, jüngst hat Wiebelt fast 2000 Stühle und 600 Tische für die Neue Tonhalle im Stadtbezirk Villingen geliefert, in vielen kleinen, mittleren und großen Unternehmen ist Wiebelt Partner, ebenso in Steuerberater- und Anwaltskanzleien, in Arztpraxen und Ingenieurbüros.

Wiebelt betreut längst nicht nur Kunden im Großraum Schwarzwald-Baar-Heuberg und Bodensee, sondern auch in Berlin, München sowie in ganz Deutschland und im europäischen Ausland. Letzteres hat seinen besonderen Grund. 1953 schickte die Familie Dussmann, Inhaberin der gleichnamigen Buchhandlung in Rottweil, ihren Sohn Peter zu Wiebelt nach Villingen in die Lehre.

Wie so viele Lehrlinge anschließend ihren Weg machten, wie zum Beispiel Ehrenbürger Ewald Merkle oder Verkaufsleiter und Prokurist Gisbert Schwer, so schloß auch Peter Dussmann an seine Lehre den beruflichen Erfolg an. Er gründete das Gebäudereinigungsunternehmen Pedus. Heute beschäftigt die Dussmann-Gruppe 45000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und verzeichnete 1997 einen Umsatz von 1,7 Milliarden Mark.

Im vergangenen Jahr baute Peter Dussmann in Berlin sein neues „Headquarter“ für rund 200 Millionen Mark. Lieferant der Büroausstattung war wieder Wiebelt aus Villingen. Wenn Dussmann in USA Büros einrichtet, liefert Wiebelt. Und das keineswegs nur aus alter Anhänglichkeit, sondern weil das Unternehmen Wiebelt immer wieder aufs neue seine Kompetenz in der Planung und seine Flexibilität beweist.

Unter Dussmanns Geschäftsfreunden hat sich das herumgesprochen, so daß die F. K. Wiebelt GmbH & Co. KG mittlerweile auch Lieferant für andere Auftraggeber in ganz Deutschland und Europa ist.

Dort wo 1905 alles begann, in der Bickenstraße, bedient Wiebelt unterdessen seine treue, heimische Kundschaft mit der gleichen Sorgfalt, mit der Firmengründer Franz Karl Wiebelt den Erfolg des Unternehmens einst begründete.



Ein Foto aus der Gründungszeit aus dem Archiv von Herbert Schroff: Das Ladengeschäft mit der Buchhandlung Wiebelt in der Villingen Altstadt.

Zahlreiche Vorträge, Veranstaltungen und Exkursionen bestimmten das Vereinsgeschehen 1998 und 1999. Münsterpfarrer und Dekan Kurt Müller eröffnete den Reigen unserer Vortragsveranstaltungen mit einem **Diavortrag** im vollbesetzten Münsterzentrum **über den Zelebrationsaltar im Münster**. Im März 1998 besuchten wir unter **Führung** von Josef Zieglwalner das **Mikroinstitut**. Eindrucksvoll zeigte Professor Sandmaier die Aufgaben dieser für die Stadt so wichtigen Einrichtung.

● Als Renner erwies sich wie immer auch Prof. Dr. Werner Mezger mit seinem **Lichtbildervortrag** „Die dunkle Hälfte des Tagesablaufs“

● Vom 16.–23. Mai 1998 befanden sich dann 82 Mitglieder in zwei Bussen auf einer interessanten **Exkursion in der Toskana**, die u. a. nach Florenz, Lucca, Siena, Montalcino, San Gimignano und Pisa führte. Kaum daheim war **Ochsenhausen mit Schussenried und Steinhausen** unser Reiseziel. Finanzpräsident Prof. Hauffe führte uns gekonnt und charmant durch die Kirchen, Klöster und bedeutende Bibliothekssäle. Zuvor Gunter Haug in einer gemeinsamen **Veranstaltung mit der Firma Wiebelt** aus „Geschichten aus der Zimmerischen Chronik“.

● **Zu Gast** war im Juni der **Geschichtsverein Burgstetten** unter Leitung von Dr. Niephaus. Die Stadtführung mit Werner Huger, die Münsterbesichtigung und ein kleines Orgelspiel, der kurze Gang durch den Villingener Stadtwald und das abschließende Vesper im Breitbrunnen boten den Gästen aus Württemberg eine spannende Reise durch die Historie.

● Auf unserer **Jahresexkursion nach Trier** trafen wir nicht nur auf viel Interessantes aus der Römerzeit sondern auch zwei Kanzler: Professor Bender war ein überaus liebevoller und sachkundiger Führer durch die Geschichte Triers und seiner Universität und der ehemalige Bundeskanzler war gerade auf (vergeblichem) Wahlkampf in Trier.

● Höhepunkt der Veranstaltungen 1998 war sicherlich die **Kunstaussstellung im Benediktiner unter dem Motto** „Beruf Künstler: Arbeit und

Lebensverhältnisse Villingener Maler in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts“, zu der noch ein vielbeachteter Ausstellungskatalog erschien. Die Ausstellung hat neben ihrem bleibenden Wert als kunstgeschichtliches Ereignis und einem gewaltigen Aufwand auch noch einen Spendenbeitrag von etwas mehr als 10 000 DM für die Silbermann-Orgel erbracht. Mehr als 2000 Besucher sahen sich die Bilder an. Weiter ging es mit Kunst: Bernhard Fabry zeigte im gut besuchten Münsterzentrum „**Neue Kunst aus alter Stadt**“. Mit Rolf Krülle und Dr. Kury begaben wir uns auf eine **Tagesexkursion in die Zähringerstadt Rheinfelden und nach Basel**. Wie immer erwies sich Rolf Krülle als äußerst sachkundiger und bestens vorbereiteter Reiseführer. Über **revolutionäre Ereignisse in Villingen 1848/49** berichtete Ingeborg Kottmann vom Stadtarchiv.

● Einen würdigen Abschluß des Jahres 1998 bildete der besinnliche Abend im Hotel Diegner, an dem **Gerhard Hirt die Ehrenmitgliedschaft verliehen** wurde. Der erste Vorsitzende würdigte Gerhard Hirt als Motor, der entscheidend dazu beiträgt, daß das Vereinsschiff auf Kurs bleibt. Günter Rath freute sich, dieses engagierte Vorstandsmitglied, mit dem ihn eine ganz persönliche



Freundschaft verbindet, ehren zu können. Die Ehrenmitgliedschaft sei als besondere Auszeichnung für ein Mitglied zu werten, das Beispiel gibt und Besonderes geleistet hat.

● Die **Jahreshauptversammlung im Januar 1999** bestätigte einstimmig Günter Rath als ersten Vorsitzenden und Georg Schuhbauer als Schatzmeister. Die Vorstandschaft wurde ohne Gegenstimmen entlastet und der Rechenschaftsbericht mit großer Zustimmung zur Kenntnis genommen.

● Im Februar referierte Münsterpfarrer und Dekan Kurt Müller über „**Kirchengeschichte Villingens**“. Kurt Müller erwies sich wiederum als Zugpferd und erhielt glänzende Kritiken für seinen Vortrag. Am 27. März besuchten wir die **Landesausstellung „Vorderösterreich – nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers?“ in Rottenburg** und am 29. März war der Geschichts- und Heimatverein Ausrichter des **Geschichtsfestes anlässlich der 1000-jährigen Wiederkehr der Verleihung der Marktrechtsurkunde**. Das positive Echo in der Öffentlichkeit entschädigte alle an der Organisation Beteiligten für viele Stunden Einsatz. Gemeinsam mit Kolping Villingen luden wir ein zu einer äußerst gelungenen **Tonbildschau mit Lambert Hermle über Villingen auf alten Postkarten**.

● Die **Sonderexkursion an die Loire** vermittelte einen glänzenden Eindruck von Kultur, Kunst

und Lebensverhältnissen im Frankreich des Mittelalters. Großen Anklang fand der **Vortrag** von Casimir Bumiller über **Villingen im Spätmittelalter**.

● 56 durchtrainierte Frauen und Männer machten sich am 31. Mai morgens um 2 Uhr auf den Weg von der ehemaligen Bickenkapelle auf den **Dreifaltigkeitsberg**. Beirat Adolf Schleicher brachte die Gruppe sicher und pünktlich an ihr **alljährliches Wallfahrer-Ziel**.

● Bertram Jenisch sprach über „**Stadtentwicklung und Alltagsgeschichte auf der Grundlage archäologischer Quellen im Mittelalter**“.

● Für die restliche Zeit des Jahres sind noch geplant Vorträge zu Graf Berthold und die Zähringer; Geschichte und Geschichten um die Villingen Klöster; über die industrielle und gewerbliche Entwicklung Villingens im 18. und 19. Jahrhundert und eine liturgische Seltenheit aus dem Kloster St. Clara in Villingen.

● Nicht zu vergessen ist auch unsere **Jahresexkursion nach Neresheim, Dinkelsbühl, Nördlingen und Ellwangen** und als besonderes Angebot an alle Bürgerinnen und Bürger Villingens vom 8. – 17. Oktober gemeinsam mit dem Kloster St. Ursula und dem Lehrinstitut die **Ausstellung „Kloster St. Ursula – Schätze aus sieben Jahrhunderten“**.

● Abschluß eines hoffentlich erfolgreichen und guten Vereinsjahres wird der besinnliche Abend am 3. Dezember sein.

Wir danken unseren Autoren, Inserenten und Gönnern, die die Veranstaltungen des Geschichts- und Heimatvereins und die Herausgabe des Jahresheftes finanziell unterstützt haben:

Heinrich Adrion
Dr. Edith Boewe-Koob
Hermann Colli
Dr. Annemarie Conradt-Mach
Martin Demmel
(Hotel Restaurant Diegner)
Hartmut Dulling
Dieter Ehnes
Walter K. F. Haas
Prof. Dieter Hauße
Lambert Hermle

Gerhard Hirt
Werner Huger
Siegfried Jauch
Ingeborg Kottmann
Dr. Helmut Kury
Walter Leute, Druckerei
Dr. Michael Raub
Optik Rohr
Helmut Schofer
Ute Schulze
Foto Singer

Sparkasse Villingen-Schwenningen
Stadt Villingen-Schwenningen
Michael Tocha
Volksbank eG Villingen
Hubert Waldkircher
Klaus Walz
Karl-Heinz Weißer
Hans Wenzel
F. K. Wiebelt GmbH & Co. KG
Claudia Wildi
Prof. Dr. A. Zettler

Gäste, Gönner, Gratulanten ...

Impressionen von der Feierstunde „30 Jahre Geschichts- und Heimatverein“ am 19. Juni 1999



Klaus Haubner Ehrenmitglied im Geschichts- und Heimatverein

In Anerkennung seiner Verdienste um seine Heimatstadt Villingen und den Geschichts- und Heimatverein wurde der Vorstandsvorsitzende der Sparkasse Villingen-Schwenningen, Klaus Haubner, zum Ehrenmitglied ernannt. Günter Rath würdigte Klaus Haubner als stets offenen Ansprechpartner, wenn es um den Erhalt wichtiger Kulturgüter und die Anliegen des Geschichts- und Heimatvereins geht.



Die Autoren

Heinrich Adrion, pensionierter Studiendirektor, geboren 1926 in der Fünffelderstadt Schramberg. Ab 1956 lange Zeit Lehrer am Deutenberg-Gymnasium in Schwenningen. Seit der Restaurierung der „Beweinung Christi“ in der Falkensteiner Kapelle Schramberg (1962) erforscht der Autor – mit Unterbrechungen – Leben und Werk des Bildhauers Konrad Rötlin. Buchveröffentlichung (1970) „Der Rottweiler Bildhauer Kaiser Maximilians, Konrad Rötlin“.

Dr. Edith Boewe-Koob, geboren in Frankfurt/Main, größtenteils in Villingen aufgewachsen, studierte in Trossingen und Zürich Klavier und Gesang und schloß beide Studiengänge jeweils mit einem Staatsexamen ab. Nach langjähriger Konzerttätigkeit studierte sie an der Universität Freiburg Musikwissenschaft, lateinische Philologie des Mittelalters und Geschichte. Sie promovierte 1994 über ein neuemiertes Antiphonar aus dem frühen 10. Jahrhundert. Edith Boewe-Koob ist Mitglied der internationalen Forschungsgruppe Cantus planus. Ihre Forschungsergebnisse werden in zahlreichen Fachbüchern veröffentlicht.

Hermann Colli, Journalist, geboren 1934 in Warburg in Westfalen, kam 1957 nach Villingen. Redakteur beim Südkurier und Schwarzwälder Bote, seit 1996 im Ruhestand. Heute freier Mitarbeiter. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen.

Dr. Annemarie Conradt-Mach, geb. 1947 in Stuttgart, Studium der Germanistik und der Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Stuttgart, Erlangen und Freiburg; Oberstudienrätin an der Staatlichen Feintechschule und am Technischen Gymnasium Villingen-Schwenningen; Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins.

Hartmut Dulling, geboren 1944 in Danzig, aufgewachsen in Schleswig-Holstein, bis 1992 Lokalredakteur an Tageszeitungen, seither Betreiber eines Büros für Redaktion und Realisation von Unternehmenspublikationen.

Dieter Ehnes, Dipl.-Ing., geboren 1939 in Frankfurt am Main, Architekturstudium TH Darmstadt, seit 1970 als freier Architekt und Stadtplaner in Villingen tätig. Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins. Seit dem Studium Beschäftigung mit Kunst- und Baugeschichte.

Walter K. F. Haas, geboren in Villingen, Jahrgang 1926, 49 Jahre im Dienst der Villingener Stadtverwaltung, seit 1969 Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins, Stadtführer der Tourist-Service, Villingener Hobbyhistoriker und Häuserforscher, Experte für Straßennamen. Als Schachexperte Autor von 9 Broschüren und 300 Beiträgen.

Lambert Hermle, geboren 1946 in Villingen, Techn. Oberlehrer an der Schule für Körperbehinderte in Villingen. Stadtführer, seit 1974 Ratsherr der Historischen Narrozunft Villingen.

Werner Huger, geboren und aufgewachsen in Villingen, Jahrgang 1931, Studium der Wirtschaftswissenschaften und

der Literaturgeschichte, Diplomhandelslehrer, Oberstudien-direktor i. R., bis 1990 Erster Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, seit 1993 Ehrenmitglied.

Ingeborg Kottmann M.A., Jahrgang 1953 Studium der Geschichte, Germanistik und Kunstgeschichte, beschäftigt im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen. Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins Villingen.

Günter Rath, Jahrgang 1948, Studium der Anglistik, Geschichte und Politik, Lehrer am Wirtschaftsgymnasium, 1991–1996 Referent im Staatsministerium, seit 1997 im Kultusministerium von Baden-Württemberg. 1991–1992 Zweiter Vorsitzender, seit 1992 Erster Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Villingen.

Dr. Michael Raub, geboren 1952 in Hamm/Westfalen. Studium der Wissenschaftlichen Politik, Geschichte, Germanistik und Philosophie in Freiburg/Brsg., 1979 Staatsexamen, 1993 Promotion zum Dr. phil. (über ein kulturgeschichtliches Thema). Seit 1982 Lehrer an der David-Würth-Schule (Kaufmännische Schulen), Schwenningen, seit 1996 Oberstudienrat.

Helmut Schofer, geboren in Villingen, Jahrgang 1920, war bis zu seiner Pensionierung 28 Jahre bei der damaligen Firma Kienzle Apparate GmbH tätig. Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins.

Ute Schulze M.A., geboren 1963 in Dortmund, nach dem Studium der Mittleren und Neueren Geschichte sowie Politikologie Ausbildung zur Diplomarchivarin (FH). Seit November 1992 im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen tätig.

Michael Tocha, Lehrer für Geschichte, Englisch und Ethik am Gymnasium am Hoptbühl, Fachberater des Ober-schulamts Freiburg für Geschichte. Veröffentlichungen zu orts- und landesgeschichtlichen und geschichtsdidaktischen Themen, Übersetzungen, Schulbuchautor. Beirat im Geschichts- und Heimatverein.

Klaus Walz, geb. 1924 in Oberkirch, seit 1934 in Villingen, ab 1954 eigene Kunstschmiedewerkstatt. Malt jetzt im Unruhestand Aquarelle und schmiedet Verse. Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins.

Claudia Wildi, geb. 1969, Abitur am Wirtschaftsgymnasium VS, Studium der Betriebswirtschaft, seit 1998 Schriftführerin unseres Vereins.

Prof. Dr. Alfons Zettler, geb. 1953 in Hamburg. Studium der Fächer Anglistik, Archäologie, Geschichte und Lateinische Philologie des Mittelalters. Mitglied des Alemannischen Instituts Freiburg i. Brsg., Professor für Geschichte des Mittelalters an der Universität Dortmund. Veröffentlichungen zur südwestdeutschen Landesgeschichte, zur Archäologie und Geschichte des Mittelalters.



Aufnahme vor 1862



JUWELIER
Blumenstock

SEIT 1884

NIEDERE STR. 7 · 78050 VS-VILLINGEN
 TELEFON 077 21/98 84-0 · FAX 98 84-22

*30 Jahre Geschichts- und Heimatverein
 Herzlichen Glückwunsch!*

Die Autoren

Diegner

Hotel - Restaurant
Café



Partyservice und Catering

Wir liefern von
30 bis 800 Personen

Besuchen Sie uns im Internet unter:

<http://www.diegner.de>

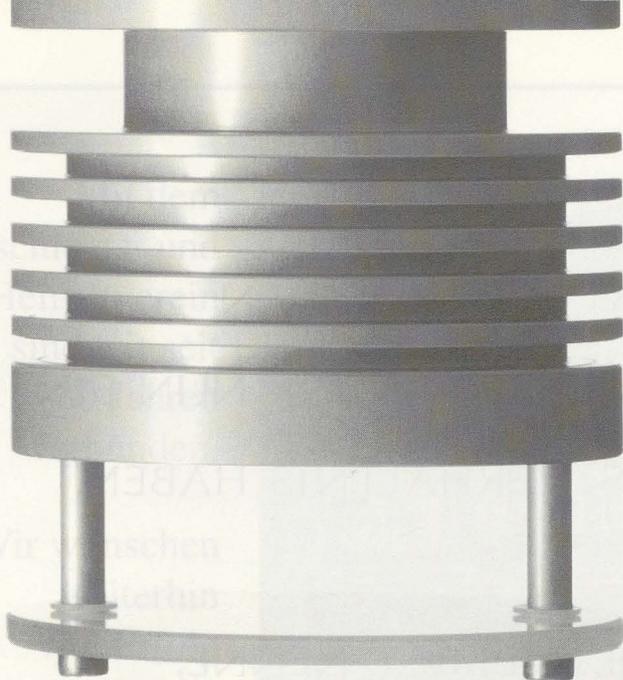
Familie Demmel
und Team gratuliert dem

Geschichts- und Heimatverein

Zu seinem

30 jährigen Jubiläum

Wir bedanken uns besonders für die
immer angenehme Zusammenarbeit



hess

Faszination des Lichts
als Konzept.
AVANGARDO.
Konsequent in der Form-
gebung, ungewöhnlich
in der Ästhetik des Mate-
rials und perfekte
Technik: BARI 80.

Best of Category.

Design Award Winner
1997.
Und ausgezeichnet
vom Industrie Forum
Design, Hannover.
AVANGARDO –
ein konsequentes
Designkonzept.

Wir informieren Sie gerne.

Hess Form + Licht
Schlachthausstr. 19–19/3
78050 VS-Villingen
Telefon 0 77 21 / 920-0
Fax 0 77 21 / 920-250
E-Mail:
hess@hess-form-licht.de

Bitte informieren Sie
mich über AVANGARDO.

- Schicken Sie mir
den Katalog.
 Rufen Sie mich an.

Name

Straße

PLZ/Ort

Telefon

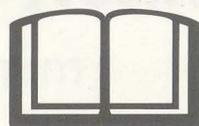
Deckenleuchte BARI 80



ALL DIESE VORTREFFLICHEN
MENSCHEN, ZU DENEN SIE NUN EIN
ANGENEHMES VERHÄLTNIS HABEN,
DAS IST ES,
WAS ICH EINE HEIMAT NENNE,
ZU DER MAN IMMER GERNE
WIEDER ZURÜCKKEHRT.

GOETHE

Wir gratulieren!

 **Hügle**
Buchhandlung GmbH

Rietstraße 8
78050 VS-Villingen

Tel. (077 21) 55077
Fax (077 21) 51770

Mit dem
Geschichts- und
Heimatverein
sind wir seit
30 Jahren
verbunden.

Wir wünschen
weiterhin
viel Erfolg
für die
vielfältigen



Aufgaben zur
Erhaltung und
Neugestaltung
des heimatlichen
Kulturgutes.

Kunstmarkt
Buchhandlung
und Schreibwaren
HEINZMANN
Rietstr. 2 / Bickenstr. 7
78050 VS-Villingen
Telefon 5 51 35

Auf Vertrauen und Zufriedenheit
ungezählter Autofahrer beruhen unsere
Erfolge schon über 66 Jahre



GEBR. KELLER

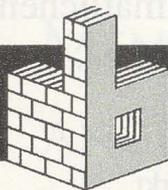
Ford-Haupthändler

78048 VILLINGEN-SCHWENNINGEN

Wieselsbergstraße 25-27 · Telefon (0 77 21) 94 70-0

Herzlichen Glückwunsch zum Jubiläum

Hochbau · Tiefbau
Altbau- und Betonsanierung
Umbau- und
Reparaturarbeiten



BISSWURM
BAUUNTERNEHMUNG

J.+ E. Bisswurm GmbH & Co. KG
Niederwiesenstr. 15 – 17 · 78050 VS-Villingen
Telefon (0 77 21) 92 75-0
Telefax (0 77 21) 92 75-99

*Herzlichen Glückwunsch
und weiterhin viel Erfolg!*

Hier können Sie was
erlesen.



FREECALL
Tel. 0 800 7721 800

Rietstraße 28, 78050 VS-Villingen
Tel. (07721) 50 20 20, Fax 50 20 82



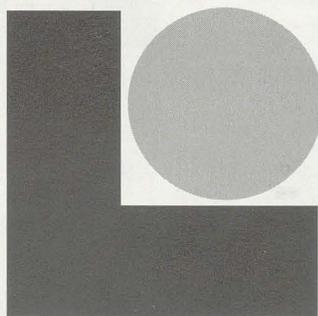
Mory's Hofbuchhandlung



Qualität bedeutet
im Wesentlichen,
jedem Detail
Aufmerksamkeit
zu schenken.

*Herzlichen
Glückwunsch!*

*Wir gratulieren
dem Geschichts-
und Heimatverein
zum 30jährigen
Bestehen.*



**IHR PARTNER FÜR
GUTEN DRUCK**

Druckerei W. Leute

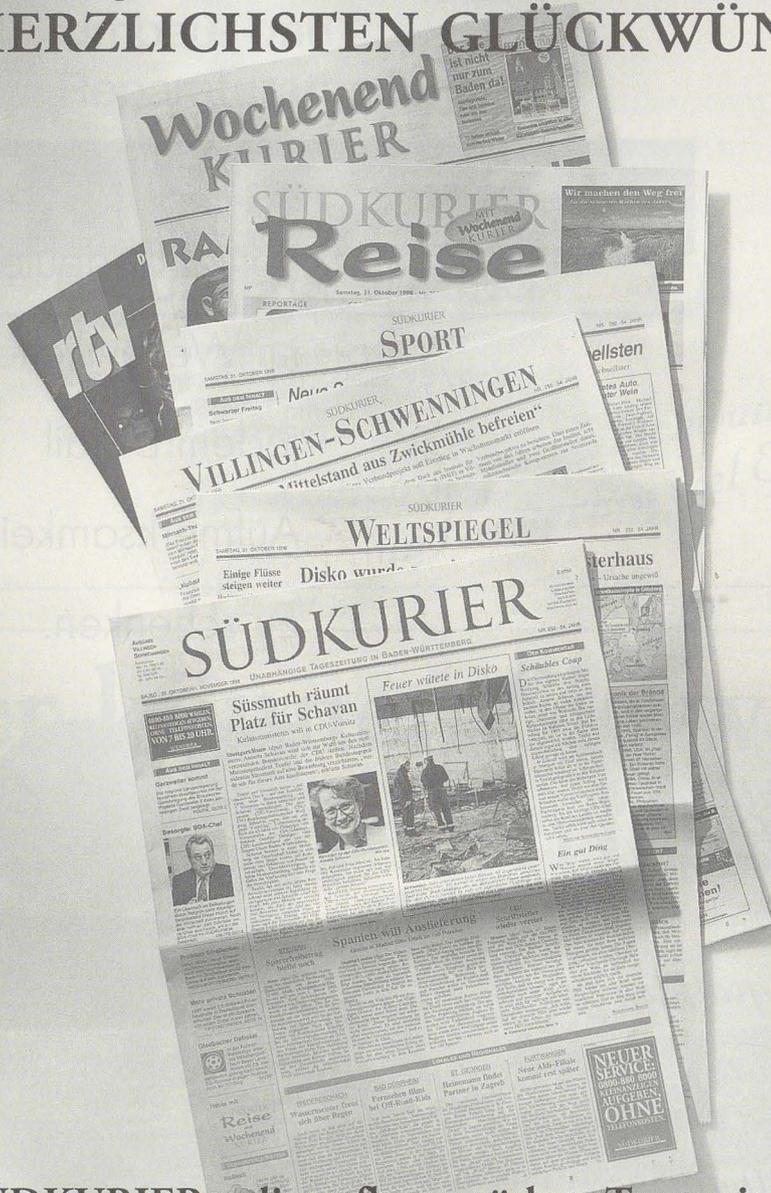
Wehrstraße 3

78050 VS-Villingen

Tel. 077 21 / 84 56-0

Fax 077 21 / 5 68 60

DEM GESCHICHTS- UND HEIMATVEREIN VILLINGEN ZUM 30JÄHRIGEN BESTEHEN DIE HERZLICHSTEN GLÜCKWÜNSCHE



**SÜDKURIER – die auflagenstärkste Tageszeitung
in Villingen und im Schwarzwald-Baar-Kreis.**

SÜDKURIER

TÄGLICH IHRE ZEITUNG

OFFIZIELLER FÖRDERER DER 1000 JAHR-FEIER

1999

1000 Jahre Marktrecht Villingen
Villingen-Schwenningen feiert.

Villingen-Schwenningen feiert!



Feiern Sie mit! Ein ganzes Jahr lang steht die Stadt am Rand des Schwarzwaldes im Zeichen ihres außergewöhnlichen Jubiläums. Ob Carmina Burana oder „Schwarzwaldmädel“, ob Historischer Festumzug oder die Ausstellung „Menschen, Mächte, Märkte“... ein Besuch lohnt sich in jedem Fall. Nicht nur 1999.

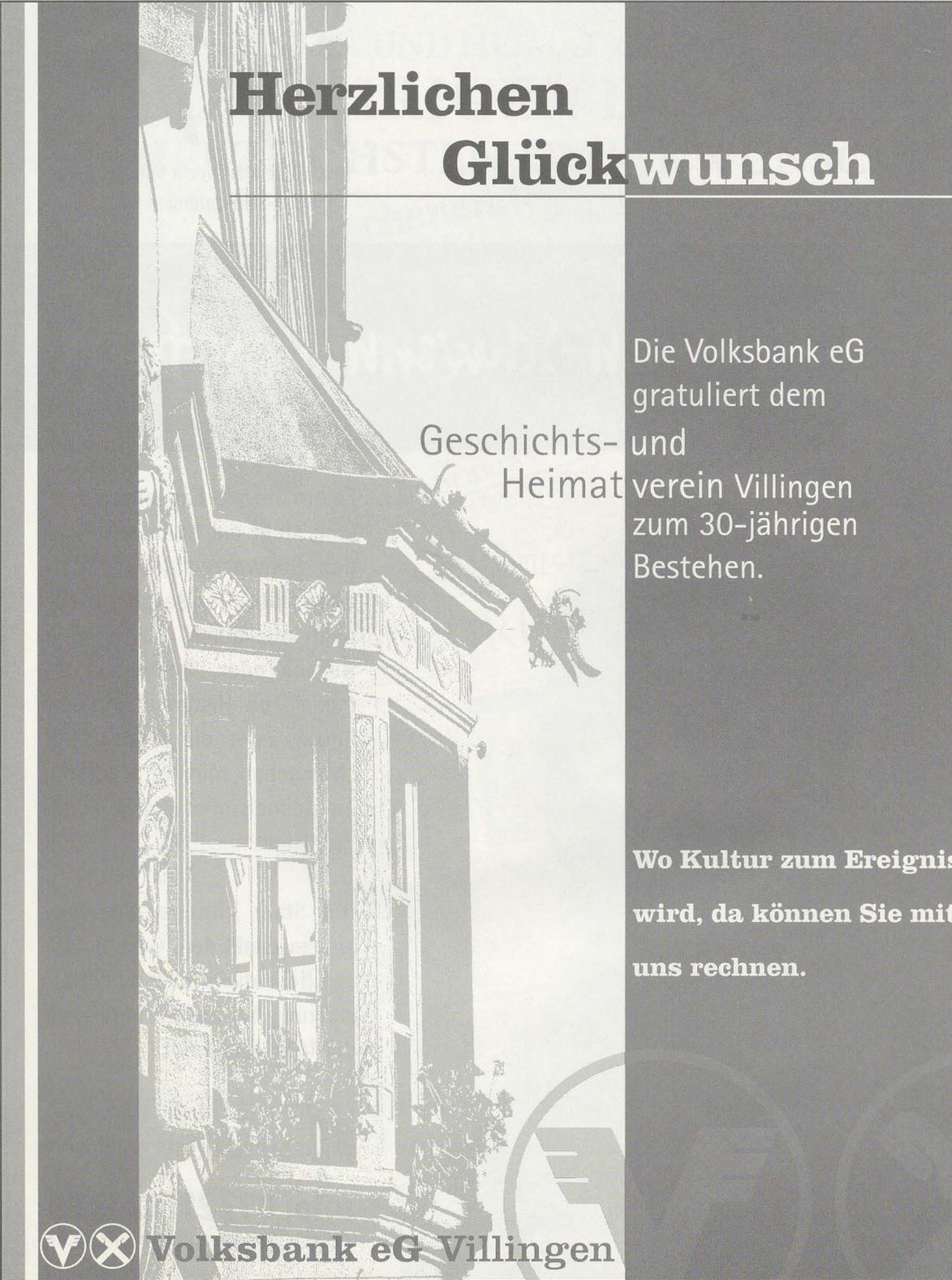
Die Stadt Villingen-Schwenningen dankt dem Geschichts- und Heimatverein für die Unterstützung bei der Vorbereitung der 1000-Jahr-Feier.



Villingen-Schwenningen

Info: 07721/821998

www.villingen-schwenningen.de



Herzlichen Glückwunsch

Geschichts- und
Heimatverein Villingen
zum 30-jährigen
Bestehen.

Die Volksbank eG
gratuliert dem

**Wo Kultur zum Ereignis
wird, da können Sie mit
uns rechnen.**



Volksbank eG Villingen

Glückwunsch!

Wir gratulieren
dem Geschichts- und Heimatverein
zum 30jährigen Bestehen
und wünschen für die Zukunft
alles Gute!

W A S

WERBEAGENTUR SCHINKE GMBH

Full-Service-Agentur
für Print- und Nonprint-Medien,
Beratung, Konzeption, Text,
Grafik-Design, Media,
Öffentlichkeitsarbeit, Messestände,
Neue Medien, Internet, CD-ROM

Saarlandstrasse 38
78050 VS-Villingen
Tel. (077 21) 91 71-0
eMail: info@w-a-s-schinke.de
www.w-a-s-schinke.de

Herzlichen Glückwunsch und weiterhin viel Erfolg!

J. Wildi & Sohn

Garten- und

Landschaftsbau



78052 Villingen-Schwenningen · Bertholdshöfe 3
Telefon (07721) 25476 · Telefax (07721) 3613



**Der Werbekreis gratuliert dem
Geschichts- und Heimatverein
zum 30-jährigen Jubiläum und bedankt sich
für die gute Zusammenarbeit.**

Strumpfhäus Abigt, Rietstr. 38
Boutique Anne, Niedere Str. 18
Metzgerei Bär, Niedere Str. 27
Juwelier Blumenstock, Niedere Str. 7
Herrenausstatter Böck, Niedere Str. 40
Broghammer, aktuelle Männermode,
 Niedere Str. 78 – 80
Parfümerie Butta, Bickenstr. 1
Farben-Demmler, Niederwiesenstr. 13
Hotel - Restaurant „Diegner“,
 Romäusring 3/1
EP: Scholtis, Inh. Josef Neininger,
 Niedere Str. 49
Papier-Fackler, Brunnenstr. 10
Feuertempel, Niedere Str. 57
fielmann-optic, Bickenstr. 15
Fifth Avenue, Niedere Str. 21
FIRST by Margret Wagner,
 Niedere Str. 92
Fahrrad Fleig, Rietgasse 5
Pelzhaus Gaiser, Niedere Str. 40
Giftzweig, Obere Str. 12
Gino's Herrenkommode, Niedere Str. 12
Grießhaber, Uhren + Schmuck, Rietstr. 10
Textilhaus Hauck, Obere Str. 35
Schokoladenhaus Hils, Brunnenstr. 7
Möbelhaus Hölzle,
 Sebastian-Kneipp-Str. 32 – 46
Hosen-Eck, Obere Str. 12
Lederwaren Hügel, Niedere Str. 30
Buchhandlung Hügler, Rietstr. 8
Schuhhaus Kammerer, Rietstr. 18
Klempreis Mode Keilbach, Niedere Str. 8
Kochlöffel, Niedere Str. 60

Autohaus Kraus, Goldenbühlstr. 7
Sanitätshaus Karl Ley, Niedere Str. 68
mannesmann mobilfunk, D2-Shop,
 Niedere Str. 4
Margot's Jugendmoden, Niedere Str. 17
MEN by Schlenker's, Schloßlegasse 9
Juwelier Müller, Rietstr. 35
Paradies-Apotheke, Paradiesgasse 2
Metzgerei Paul, Gerberstr. 48 und Rietstr.
Metzgerei Riesle, Obere Str. 10
Optik-Rohr, Rietstr. 1
Sanitätshaus am Oberen Tor, Obere Str. 27
Optik-Schatz, Niedere Str. 36
Schilling Goldschmiede, Niedere Str. 67
Gasthaus „Schlachthof“,
 Schlachthausstr. 11
Heimtextil Schneider, Niederwiesenstr. 36
tour - Räder im Zentrum, Obere Str. 12/1
Wagner Optik, Brunnenstr. 6
Sport-Werner, Bickenstr. 9
Buchhandlung Wiebelt, Bickenstr. 6 – 8
Eiscafé Zampolli, Rietstr. 33

Die Fördermitglieder:

AOK Gesundheitskasse,
 Schwenninger Str. 1/2
Deutsche Bank AG, Kaiserring 10
Schwarzwälder Bote, Niedere Str. 88
Sparkasse, Gerberstr. 45
Stadtanzeiger, Bickenstr. 11
Südkurier, Bickenstr. 19
Volksbank eG, Am Riettor 1